BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36616876540018

<36616876540018

Bayer. Staatsbibliothek

Gall. g. 670 t Mouffle

Gall. g. 670 t-5

Ch 4 6748 2

Gall . g . 386.

Geschichte des Privatlebens Ludwig des XV.

König von Frankreich;

oder

genaue aus geheimen Nachrichten geschöpfte Erzählung aller merkwürdigen während seiner Regierung, und an seinem Hofe vorgefallenen Begebenheiten.

Aus dem Französischen übersetzt.

Fünfter und letzter Theil.

Mit Königl. Preuß. Chursächs. und Churbrandenb. allergnädigsten Freiheiten.

Leipzig,
bey George Imanuel Beer.
1785.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Das Werk, wovon ich dem deutschen Leser hier einen Auszug vorlege, kam vor einiger Zeit in Holland unter dem Titel: Les faſtes de Louis XV. de ſes miniſtres, maitreſſes, Generaux, et autres notables perſonnages de ſou regne. A Ville-Franche, chez la veuve Libertè. MDCCLXXXII. in zween Bånden heraus.

Es ward, wo nicht durch öffentliche, doch durch Privatnachrichten, als eine Art von Fortſetzung des Vie privée de Louis XV. etc. angekündigt. Als Verfaſſer der Ueberſetzung dieſer Geſchichte des Privatlebens Ludwig des XV. glaubt ich, einen Beruf zu haben, dieſe angebliche Fortſetzung gleichfalls zu verdeutſchen. Mancherley Hinderniſſe, an deren Erzählung dem Leſer nichts gelegen ſeyn kann, traten dieſem Vorhaben in den Weg, und lieſſen mir ſogar das Buch nicht einmal zu Geſichte kommen. Vor wenigen Monaten fiel es mir zuerſt in die Hånde, und nun belehrte mich der erſte Blick in daſſelbe, daß es ſo, wie es da war, nicht überſetzt werden durfte.

Der Verfaſſer ſcheint Willens geweſen zu ſeyn, die Geſchichte Ludwig des XV. zu ſchreiben, und den Fall nicht vorausgeſetzt zu haben

ben, daß ein andrer eben denselben Einfall haben, und ihm in der Ausführung zuvorkommen würde. Dieser Fall trat indessen, durch die Erscheinung der Vie privèe, wirklich ein. Unser Verfasser mochte nun wol seine Materialien nicht vergeblich zusammengetragen haben wollen, und ließ also frisch drucken. Dies möchte noch hingehn, obgleich das Publikum mit Recht verlangen konnte, daß er schon gedruckte Nachrichten nicht noch einmal drucken liesse. Daß er aber auf den Verfasser der Vie privèe in der Vorrede schimpft, das Buch desselben für schlecht erklärt, und gleichwol ganze Stellen von einem und mehreren Bogen aus demselben fast wörtlich abschreibt, und sein Buch davon mit anschwellt, ist ihm weniger zu verzeihen.

Bey so bewandten Umständen habe ich, statt der Uebersetzung, einen Auszug gemacht, und die Urschrift, welche aus zween dicken Bänden besteht, in einen mässigen Band zusammengezogen, welcher nun füglich zur Ergänzung der Geschichte Ludwig des XV. dienen kann.

Ich hoffe, daß mir meine Landsleute für diese mühselige Operation Dank wissen werden, da sie nun nicht nöthig haben, schon in der Geschichte des Privatlebens ꝛc. enthaltene Erzählungen noch einmal zu kaufen, sondern blos das Interessante aus den Fastes in die Hände bekommen.

Der

Vorrede.

Der Beyfall, womit das lesende Publikum meine bisherigen Arbeiten dieser Art aufgenommen hat, macht es mir zur Pflicht, demselben von einer kleinen Abweichung von meiner vorigen Schreibart Rechenschaft zu geben. Ich habe mir sonst kein Bedenken daraus gemacht, denjenigen Wörtern, welche aus fremden Sprachen in die deutsche aufgenommen worden, nach dem Beyspiel unsrer besten Schriftsteller, in der mehrern Art ein s anzuhängen. Seitdem aber dem armen Uebersetzer der Briefe über den gegenwärtigen Zustand von Holland, welcher noch dazu gut übersetzt hat, in den 171. Stück der Hamburgischen neuen Zeitung vom Jahre 1782. so übel begegnet worden, daß es sogar für schimpflich ausgegeben ist, in der mehrern Zahl ein s zu gebrauchen, hab' ich diesem Gebrauche entsagt. Ich habe dieses Opfer gebracht, nicht deswegen, weil ich etwa den Tadel des s in der mehrern Zahl für uneingeschränkt richtig halte, denn ich habe gute Gründe dagegen, deren Ausführung aber die Gränzen dieser Vorrede überschreiten würde; auch nicht deswegen, weil mein Ohr etwa gegen den Misklang unempfindlich ist, welcher aus dem offenbar gezierten: Paire (statt Pairs), Livern (statt Livres), u. s. w. entsteht: sondern bloß deswegen, weil es doch immer

unan=

unangenehm ist, sich öffentlich ein S schimpflich vor die Stirn brennen zu lassen.

Nur bey den eigenen Namen hab' ich mich nicht überwinden können, dem angeführten Machtspruche zu folgen. Ich habe also lieber gesagt: die Choiseuls, die Dubarrys, u. s. w., als: die Choiseule, die Dubarrye, u. s. w. weil ich es von meinem vielleicht zu empfindlichen Ohre durchaus nicht erhalten konnte, den Misklang dieser Endung erträglich zu finden.

Geschrieben in der Ostermesse, 1785.

Lud=

Uebersicht
der
Geschichte
Ludewigs des XV.

Ein durch ganz Europa berühmter, unermeßliche Schulden, eine seltne Standhaftigkeit beym Verfalle der Monarchie, die Gefahr der in den Gerichtshöfen zugelassenen Geistlichen, die bewiesene Unnützlichkeit der Kriege, große Männer fast in allen Fächern, Wissenschaften, schöne Künste, Verfeinerung, von der menschlichen Natur unzertrennliches öffentliches und Privatelend — das ist die Erbschaft, welche Ludwig der XIV. einem fünfjährigen Kinde hinterließ.

Die Regentschaft, welche mit so vieler Weisheit angefangen ward, nach und nach aber auf Thorheiten verfiel, wovon man bey andern Nationen kein Beyspiel findet, am Ende aber alles wieder gut machte, ist zu bekannt, als daß wir sie hier beschreiben sollten.

Die Regierung Ludewigs des XIV. beginnt mit seiner Volljährigkeit. Warum sollten wir seiner Kindheit erwehnen? sie ist bey Fürsten nur Vorwand zur Schmeicheley. Seine Regierung war stürmisch in ihrem Anfange, glänzend im höchsten Grade funfzig Jahre hindurch, nachher mit großen Widerwärtigkeiten und einigem Glück untermischt, und

endigte in ziemlich finsterer Traurigkeit, so wie sie unter stürmischen Faktionen angefangen hatte.

Ludewig der XIV. hatte kaum seine Augen geschlossen, als Philipp, der Enkel eines Königs von Frankreich, die Zügel der Regierung faßte. Bey einer untadelhaften Sorgfalt in Ansehung der Erhaltung seines Mündels, betrug sich Philipp so, als wenn er desselben Nachfolger seyn sollte.

Vergebens schreibt eine höllische Feder, *) um seine große Seele zu beschmitzen, daß er mit den Künsten der Ciroen und der Medeen sein Spiel getrieben, und daß sein abscheulicher Vorsatz gewesen, den Enkel Ludewig des XIV. den König von Spanien Philipp den V. vom Thron zu stoßen, und nebst seinen Kindern zu vergiften; vergebens legt man ihm, nach dem Verlust der versteckten Hofnung zur Krone, den zu frühen plötzlichen Tod der Herzoge von Berry, Bourgogne und Betragne, zur Last — Ludewig der XV., bleich und schwächlich, überlebt; und das ist genug, das Andenken des Regenten zu rächen.

Mag man doch einen Voisin, einen Desmarets, einen Pontchartin, diesen umbarmherzigen Ciklopen, **) einen d'Arganson, den schwärzesten aller Menschen, der Verwünschung der Nachwelt Preis geben; aber man ehre den Cado d'Aguesseau, und geselle nicht den rechtschaffnen Philipp den Neronen, Tiberen, Solimannen und Bajazethen, bey; welche nur durch Meuchelmord und Gift den Thron bestiegen!

Immer zeigte Philipp sich des königlichen Blutes würdig; aber ihm glich Ludewig der XV. nicht immer.

Einige

*) Der Verfasser der Philippiken.

**) Er war einäugigt.

Einige Zeit vor dem Regierungsantritt des jungen Monarchen, forderte ihm der Regent Befehle ab über einige Personen, welche in der Verbannung seufzten, weil sie in geistlichen Angelegenheiten mehr Eifer, als Klugheit, bewiesen hatten. Ich habe Niemanden verbannt, war seine Antwort. Wer das zu antworten weis, kann von diesem Augenblick an unter die Menschen gerechnet werden.

Bey dem Lit de justice, durch welches der Herzog du Maine die Vortheile und Vorrechte eines legitimirten Prinzen verlohr, weinte der König, theils weil man ihm diesen Erziehungsaufseher wegnahm, theils, weil man das Parlament, in seiner Gegenwart, übel behandelte.

Die Thränen, womit er die gewaltthätige Verbannung seines Gouverneurs, des Herzogs von Villeroi, und die freywillige Entfernung seines Lehrers, des ehemaligen Bischofs von Frejus, vorzüglich aber das beredte Stillschweigen, das er beobachtete, als man ihm die unfreywillige Abdankung des Kanzlers d'Aguesseau meldete, alles dieses kündigte Gefühl und Stärke an, zwo Eigenschaften, die man in den ersten Jahren seiner Regierung wahrnimmt, aber die bald schwächer werden, und unter den treulosen Einblasungen der Höflinge und Minister gänzlich verschwinden.

Er trat sein vierzehntes Jahr an, als er in seinem Lit de Justice erklärte, daß er, nach den Gesetzen seines Staats, die Regierung übernehmen würde. Wie lange werden die Menschen noch die öffentliche Wohlfahrt leeren Förmlichkeiten, und abgeschmackten Gewohnheiten, aufopfern? Vier und zwanzig Millionen Menschen der Willkühr eines Kindes überlassen? Auch war der erste Gebrauch seiner Gewalt ein Fehler. Er ließ die er-

ste Ministerstelle einem Glückspilz, welchen wahre Laster und zweydeutige Talente zum Purpur erhoben hatten. Eine unbekannte Ursach, die aber über die Wohlfahrt der Völker wacht, machte diesen Fehler wieder gut. Nach sechs Monaten war der Kardinal Dubois nicht mehr.

Die Pupillenschaft Ludwig des *XV*. dauerte noch fort, ob gleich der Reichsverweser ihm die Verwaltung übergeben hatte. Aber dieser Prinz folgte seinem Günstlinge bald ins Grab.

Er hatte eine Art von Nachfolger. Der König wählte dazu, aus unerfahrner Jugend, den Herzog von Bourbon, einen haushälterischen Prinzen, aber ohne Talente, der in Staatssachen fremd war, und nichts vor sich hatte, als seinen Nahmen. Ehe wir von der Ministerschaft desselben reden, muß man den Zustand von Europa übersehen, um Frankreichs Intresse kennen zu lernen.

Philipp der *V*. der sich immer selbst zur Last war, dem das Gewicht einer Krone zu schwer ward, um welche das südliche Europa so viel Blut vergossen hatte, und den Melancholie und Andächteley endlich dahin brachten, sich den Sorgen des Throns zu entziehn, schleppte sich aus Langweil von Aranjuez nach Ildefonse und von Ildefonse nach dem Pardo. Endlich warf er den Zepter von sich, und entfloh dem Throne, unter dem Mantel der Andacht, um sich einer gänzlichen Unthätigkeit zu ergeben.

Don Louis, der Sohn desselben, trat nur einen Augenblick in seine Stelle. Seine Stiefmutter, Elisabeth Farnese, die Seele des Kabinets, rief ihren Gemahl zurück, und zwang denselben, zu den Regierungsgeschäften von neuem seinen Namen herzugeben. La Ensenada, welcher sich aus der Schreibstube eines Wechslers zum Posten eines Ministers emporschwang, that das wenige Gute, welches

welches sein beginnender Kredit zu thün ihm erlaubte. Alberom hatte nur so eben das unter seinen Staatskniffen ermattende Spanien zu Athem kommen lassen. Ripperda erschien und verschwand. Er entfloh von dem Schlosse zu Segovia nach Portugal, und ward endlich ein Türk zu Marocco. Das Volk kaute noch an dem gerechten Grimm, worinnen es die demüthigende Zurücksendnng der Infantinn versetzt hatte.

Der König von Portugal ließ die Jesuiten regieren, war kindisch genug, ein Patriarchat zu errichten, baute Klöster, und setzte unächte Kinder in die Welt. Seitdem der Altar den Thron verdrängt hatte, seit dem Unglück Alphons des V., dem seine, in seinen jüngsten Bruder Dom Petro verliebte Gemahlin, wie einem Kinde, den Zepter entriß, war dieses Königreich von der Schaubühne der Staatsgeschäfte verschwunden. Durch den Traktat von 1705. bekam England die Vormundschaft über diese Krone.

Großbritannien war damals noch nicht mehr als fünf und funfzig Millionen zweymalhundert und zwey und achtzigtausend neun hundert und acht und siebzig Pfund Sterling schuldig. Die fliegenden Blätter bewiesen schon damals, wie jetzo, daß es unter einer so ungeheuren Last erliegen müßte. George der I., der ganz ein Teutscher war, bekümmerte sich mehr um die Angelegenheiten des vesten Landes, als das Interesse von England es erforderte. Seine Allianzen mit Oestreich, Frankreich, Spanien, Savoyen, Preußen, Holland, Schweden, Dänemark und Polen, konnten ihn in den Fall setzen, mehr Hülfstruppen geben zu müssen, als der hartnäckigste Krieg hätte aufreiben können. Es gehörte gerade so ein Mann dazu, als der Chevalier de St. George war, um daß

dieser König sich auf einem noch wankenden Throne erhalten konnte.

Holland war seit Erlöschung seiner Statthalterhelden, und seit dem Kriege von 1702. ein Raub republikanischer Faktionen. Das einzige große Intresse, woran es arbeitete, war die Abschaffung der Ostindischen Handlungsgesellschaft.

Karl der VI., oder vielmehr der Graf von Zinzendorf, hatte bloß mit der pragmatischen Sanktion zu thun. Eugen ward alt, und mit ihm die Kriegszucht. Der Schatz war erschöpft, nicht so wohl durch Kriege, als durch Räubereyen, die gewöhnliche Folge der äußersten Nachsicht. In diesem Zeitpunkt warf Oesterreich, wie jetzo, seine Augen auf das emporstrebende Rußland, und im Jahr 1726. bewärkte der gränzenlose Ehrzeiz eines Menzikoff die Allianz dieser beyden großen Reiche.

Friedrich Wilhelm füllte den Schatz, den der Aufwand seines Vaters ausgeleert hatte. Er schuf jenes Kriegsheer, welches in der Folge in der Kriegsgeschichte Epoche machte, und dessen Bestimmung ist: die deutsche Reichsverfassung aufrecht zu erhalten.

Sachsen hatte den Zeitpunkt seines höchsten Glanzes erlebt. Aber der König von Pohlen richtete den Churfürsten von Sachsen zu Grunde. Bayern vergütete sich seine Verluste durch eine ziemlich weise Staatsverwaltung. In der Pfalz herrschten wechselsweise der Geist der Verfolgung, und der Hang zu Ergötzlichkeiten, und der letzte hofte in dem ersten seine Rechtfertigung zu finden.

Hannover hatte dem brittischen Reiche seinen Fürsten nur geliehen. Es zog aus dieser Begebenheit Glanz und Nutzen. Karl, Landgraf zu Hessen, war zu Weissenstein Nacheifrer jener Erbauer der Pyramiden. Aber die nützlichen Ausgaben für diese unnütze und prächtige Gebäude brachten zu

Cassel müßige Geldsummen in Umlauf. Die kleinen Fürsten nahmen fremde Sitten an, welche sie in der Folge beynahe ins Verderben brachten.

Die Allianz zwischen Frankreich und der Schweiz hing nur an einem Faden, welchen die kleinsten Vorfälle zerreissen konnten. Die Protestanten waren mißtrauisch darüber, und hatten den Grafen du Luc, dieser Veruneinigung wegen, im Verdacht. Auch freuten sie sich über dem Vereinigungstraktat mit Holland, und über die erneuerte Erbvereinigung mit dem Kayser. Zu dieser Zeit ward der Kanton Lucern mit dem Bannstrahl bedroht, welchem er dadurch auswich, daß er demselben trotzte.

Das Haus Savoyen bevestigte sich. Viktor war in beständigen Unterhandlungen. Nie herrschte in einer Monarchie mehr Ordnung, Mäßigkeit und Geschicklichkeit, zu rechter Zeit Aufwand zu machen. Stahrenberg und Rehbinder verbesserten das Militär. Den ewigen Wällen, womit die Natur diesen Staat umgeben hat, ward noch alles beygefügt, was die Kunst eines Bertola zu erfinden vermogte, um die Zugänge der unersteiglichen Vestungen zu decken.

Zu Mantua regierten die Gonzaga nicht mehr, und waren noch nicht darüber getröstet.

Genua beherrschte die Insel Korsika auf eine Art, welche den Aufruhr von 1729 verursachte und ihm endlich den Verlust derselben zuzog.

Der gute Erzbischof von Benevento war eben auf den päbstlichen Thron erhoben worden. Er herrschte auf demselben mit apostolischer Einfalt, welche die niedrigsten Menschen nur zu sehr zu benutzen wußten. Er hielt eine Kirchenversammlung, wovon aber die Christenheit nichts erfuhr.

Sardinien war eben an das Haus Savoyen gefallen, welches dasselbe vernachläßigte. Seit den Kar-

Karthaginensern hat nie eine Macht von dem Boden und der Lage dieser Insel Nutzen zu ziehen gewußt, und nie sind die Einwohner derselben verfeinert, oder der schimpflichsten Barbarey entrissen worden.

Seitdem die Republik Venedig den Peloponnes verlohren hatte, schränkte sie sich auf den ruhigen Genuß desjenigen ein, was ihr übrig geblieben war, so daß die Faktionen ungeahndet auf den Straßen von Brescia Blut vergießen, die Räuber das veste Land unsicher machen, und die Provedittoren Dalmatien plündern konnten, wenn nur die zertheilten, niedergedrückten und elenden Unterthanen weder den Einfall noch die Macht hatten, den Senat zu beunruhigen.

Der Czaar, der Schöpfer der russischen Macht, (denn vorher war sie bloß da, wie der erste Mensch, eh Gott ihm einen lebendigen Odem in die Nase blies,) der Czaar, nachdem er nicht allein den Alexander aus Norden, sondern auch die Barbarey der Großen seines Reichs, und tausend abergläubische Irrthümer, überwunden hatte, welche die Allgewalt seines Genies vor sich her zu Boden trat, fing in dieser Zeit an, die Europäer fühlen zu lassen, daß derjenige die Waagschale in Händen hat, welcher hinschlagen kann, wo er will, ohne den Streichen der Auswärtigen zugänglich zu seyn.

Pohlen zitterte schon vor diesem gefährlichen Beschützer; der König von Preußen war schon mit dem Gedanken einer Theilung umgegangen. Der Krieg Karl des XII. gegen August den II. erlosch so gar ohne Friedenstraktat, nachdem er Europa in Erstaunen gesetzt hatte.

Schweden hatte den einzigen Mann verloren, der ihm wieder aufhelfen konnte, nachdem er es zu Grunde gerichtet hatte. Es fühlte damals die Schwäche,

Man hätte aber diesem jungen Fürsten nicht den Vergnügungen der Jagd überlassen, seinen Abscheu vor der Arbeit nicht stärken, und die Indolenz in ihm nicht unterhalten müssen, woraus in der Folge Ueberdruß, Unentschlossenheit und Gleichgültigkeit gegen den Ruhm, entspringen. Kurz, man mußte nicht unter seinem Namen regieren, und seine Kindheit verlängern wollen. Man erzählt indessen, daß der Kardinal oft von der Nothwendigkeit gesprochen, sich Kenntnisse zu erwerben, denn sonst, sagt er: wenn Ew. Majestät einen Dauphin hätten, der mehr verstünde, als Sie, so könnte er sie leicht auf Pension setzen, wie es einen Childerik ergieng. Der König, anstatt diese Anmerkung übel zu nehmen, fragte bloß: **Und würde diese Pension stark seyn?** Wenn diese Anekdote wahr ist, so war die Antwort freylich niederschlagend und entschuldigt den Premierminister.

Unter der Ruthe des Kardinals **Fleury** standen damals der Graf von **Morville**, **D'angervilliers**, und der Siegelbewahrer **Chauvelin** aus einer Familie, in welcher der Geist der Intrigue und das Talent der Beredsamkeit erblich sind. Er hatte zugleich zwey Departemente. Er besaß die einem Siegelbewahrer nöthige Kenntnisse, und die Biegsamkeit, deren ein Minister der auswärtigen Angelegenheiten oft bedarf. Weil er aber die Europäischen Kabinette nicht kennen gelernt hatte, so fehlte ihm das Nöthigste zu Erreichung seiner Endzwecke, nemlich das, wodurch die Ministerschaft eines Herzogs von **Choiseul** berühmt ward, und was dem Grafen von **Vergennes** das Vertrauen seines Herrn und die Achtung aller Höfe erwirbt. Er ersetzte zwar diesen Mangel durch seltne Geschicklichkeit, aber es ist noch ein großer Abstand von der feinsten List, bis zur langen Erfahrung.

D'An

d'Angervilliers hatte als Intendant von Paris, Liebe zur Arbeit, einen Geist, der Ordnung, Kunst der Vereinigung der Dinge, und heimlichen aber thätigen Ehrgeiz bewiesen.

Der Kontrolleur Orry entwarf kluge Plane, und verdarb sie wieder, weil er sie nach der Meynung der Tadler umänderte. Es mangelte ihm jener Muth der Ausführung; ein seltnes Talent bey den mehresten Staasmännern!

Es war damals Friede zwischen Frankreich und England. Die Schiffe, welche heut zu Tage, im Einverständniß mit den Spanischen Flotten, Minork zu erobern und Gibraltar einzunehmen versuchen, liefen damals aus, beydes zu vertheidigen, und für die Besitzer zu erhalten.

Der Kayser, als Feind der brittischen Nation, war auch Frankreichs Feind geworden, und hatte Rußland gegen die Erhebung des Stanislaus Leszinsky auf den polnischen Thron, aufgehetzt, den der Kardinal Fleury im Händen gehabt, wenn er weniger Sparsamkeit bey seinen Kriegszurüstungen, mehr Muth in seinen Entschließungen bewiesen, und dem Stanislaus einen Mann zugeordnet hätte, welcher durch seine Rathschläge hätte ersetzen können, was die Natur demselben versagt hatte.

Ludewig der XV. erklärt, nebst seinen Alliirten, den Königen von Spanien und Sardinien, dem Kayser den Krieg. Das Feuer bricht in Deutschland und Italien aus. Nach zweyjährigen Blutvergießen verliert das Haus Lothringen diese Provinz. Der Kayser vertauscht die Königreiche Neapel und Sicilien gegen die Herzogthümer Parma und Piacenze. Der König von Spanien erhielt zwey Königreiche zur Entschädigung für die seiner Tochter angethane Beschimpfungen; eben der König, der vor vier und zwanzig Jahren beynahe die Hauptstadt

Schwäche, welche man nach den Anfällen eines hitzigen Fiebers zu empfinden pflegt. Es wollte sich aufhelfen, aber mächtige Partheyen vereitelten seine Entwürfe.

Dänemark desgleichen, welches von den großen Nationen, die sich die Herrschaft zur See anmaaßten, eingeschränkt, durch die neue Macht, welche sich am finnischen Meerbusen erhob, furchtsam gemacht, und durch seine Regierungsform gefesselt und niedergedrückt ward, spielte keine Rolle mehr auf dieser irdischen Staatsbühne.

Unterdessen daß die Schwäche des Mogols dem Schach-Nadir und dem Lord Clive neue Lorbeeren zubereitete, benutzte das englische Amerika den Frieden, um den Grund zu derjenigen Kultur zu legen, welche neue Revolutionen, und die erstaunlichste Epoche, seit dem Umsturz des Römischen Reichs, vorbereitete.

Die Meere gehörten den stolzen Britten, welche Bolingbroke überredet hatte, daß die Natur den Inselbewohner besiehlt, Schiffer zu seyn, aber nicht Eroberer auf dem vesten Lande.

Frankreich, ohne Seemacht, sah ihren Fortschritten und ihrer Macht zu, und hatte keinen d'Estaing und keinen la Motte-Piquet, oder richtiger, keine Flotte und keine Matrosen, denn an braven Männern hat es diesem Reiche nie gefehlt.

So standen die Sachen, als der Herzog von Bourbon die Fahne der Intoleranz aufsteckte, mit der Inschrift: Wiederrufuug des Edikts von Nantes. Dieser Geist der Verfolgung ist in Frankreich sehr spät erstorben. Nachdem er die Sektirer in den Cevennen geplagt hatte, fiel er über die unbesonnen Anhänger des Jansenius her, und verließ diese bloß, um die Apostel der Vernunft zu verfol-

gen,

gen, welche man gemeiniglich mit dem spöttischen Namen der Philosophen belegt.

Dieser Prinz behandelte die Finanzangelegenheiten mit der Religion auf gleichem Fuß. Der Despotismus erschuf eine übel erfundene Auflage. Man forderte den funfzigsten Pfennig von den Einkünften der Güter, und bedachte nicht, daß jede Last, die nur einen kleinen Theil der Unterthanen trift, allemal Anlaß giebt, zu murren.

Dieser verderbliche Mißbrauch der Gewalt machte, daß er die Infantinn von Spanien zurückschickte, als wenn Beleidigungen unter gekrönten Häuptern aufhörten, Beleidigungen zu seyn. Man rühmt eine Deklaration, welche den umherschweifenden Bettlern, die nicht mehr arbeiten konnten Unterhalt, und den andern einträgliche Arbeit zusicherte, aber man hätte auch ein gemäßes Einkommen dazu vestsetzen müssen.

Er ließ seinem Herren nichts, als den Schimmer der Majestät. Prunkvolle Audienzen, kindische Anordnungen in der Etikete, Standeserhöhungen, Ernennungen zu den Hofstellen, und Gnadenbezeigungen, woran nur einzelne Privatpersonen Theil nahmen, entfernten denselben, bey aller scheinbaren Geschäftigkeit, von diesen Geschäften. Er merkte dieses und schrieb dem Herzoge, daß, da er selbst regieren wollte, er ihn lieber zu Chantilly, als zu Versailles, sehn würde.

Der Kardinal Fleury, welcher seit langer Zeit den Willen des jungen Monarchen beherrschte, trat an die Stelle des Herzogs, den er bald in Vergessenheit brachte. Das unter einer stürmischen Regentschaft abgemattete Reich bedurfte eines friedliebenden Ministers. Es mußte wieder eine Art von Anständigkeit eingeführt werden, welche von den Sitten am Hofe des Phillipp verscheucht war.

Man

stadt seiner Staaten verlassen mußte, und bey sich anstand, ob er nicht den Sitz der Spanischen Monarchie nach Westindien verlegen sollte.

Alle Mächte waren zufrieden, den König von Sardinien ausgenommen, welcher in dem allgemeinen Traktat vergessen war. Von dem Volke, welches diesen Familienzwist mit seinen Schätzen, mit seinem Schweiß und mit seinem Blute bezahlt hatte, war gar nicht die Rede. Der Markis de Mierpoix unterzeichnete den Frieden zu Wien den 19ten Nov. 1738. Die ganze Sorge des Kardinals Fleury gieng auf die Erhaltung dieses Friedens. Er war sehr alt, und beschäftigte sich bloß mit den Finanzen, denen er zu viel Gewalt einräumte, mit der Handlung, die er nicht recht verstand, und mit geistlichen Angelegenheiten, worauf er zuviel Mühe wendete.

Der König, den die Ergözlichkeiten in den Armen der Unthätigkeit fesselten, sahe das Uebel, und hatte nicht den Muth, es zu verbessern; zeigte auf das Gute hin, und wußte es nicht in Ausübung bringen zu lassen; ward über die geistlichen Zänkereyen ungeduldig, und wollte sie doch nicht durch einen Machtspruch ersticken.

Acht oder zehn Jahre giengen darüber hin, dem Volke hin und wieder etwas gütlich zu thun, einige ziemlich weise Justiz-Verordnungen zu geben, theils elende, theils angenehme, Gebäude aufzuführen, und einen Haufen alltäglicher Geschäfte abzuthun, die den Geschichtschreiber keinen Stof geben.

Der Tod des Kardinals Fleury machte einige Aenderungen, und endigte im Jahr 1742. die zwote Vormundschaft Ludewig des XV.

Der Kardinal Fleury erlaubte sich einen Eingriff in das Eigenthumsrecht der Unterthanen, womit selbst Laverdy und Terray ihre Ministerschaft

nicht befleckt haben. Er strich die Leibrenten auf lebenslang, welche nur zu vier Procent standen. Solche verderbliche Operationen beschimpfen den Fürsten, vernichten die so nothwendigen Hülfsquellen des öffentlichen Kredits, und bringen tausend Unterthanen zur Verzweiflung, welche sich von diesen Früchten ihrer Sparsamkeit Ruhe und Bequemlichkeit versprachen.

Das öffentliche Murren bewies das Fehlerhafte dieser Verordnung. Vermuthlich waren die Minister damals an diese unnütze Warnungen noch nicht so gewöhnt. Der Kardinal fühlte sie sehr lebhaft. Er glaubte dem Publikum ein Opfer bringen zu müssen, und setzte den Generalkontrolleur Dodun ab. Mit dieser zwoten Ungerechtigkeit ward nichts gut gemacht. Man wußte, daß dieser Minister hieran unschuldig war, und niemals zu diesem unüberlegten Endschluß gerathen hatte.

Seine eingeschränkten Einsichten in Religionsangelegenheiten, (welche damals Staatsangelegenheiten waren,) verlängerten Zwistigkeiten, die man der Spötterey, diesen so sichern, raschen und unwiderruflichen Urtheilsspruch der Franzosen, hätte Preis geben sollen.

Es ist schwer zu sagen, wer sich dabey am übelsten nahm, Rom, das Parlament, das Ministerium oder die Klerisey. Man ging so weit, eine Kirchenversammlung zu genehmigen, um diese Thorheiten zu verewigen. Ewige Vergessenheit möge sie decken, und die ungerechten Verächter der Philosophie gestehn, daß diese wenigstens unsre jetzige Zeiten vor solchen schimpflichen Auftritten bewahrt, welche die Nation zur Fabel von Europa gemacht haben!

Der Kardinal ersetzte seine Fehler durch seine Talente. Er brachte Sparsamkeit in die Finanzen, ohne

ohne seine Zuflucht zu den plötzlichen Abschaffungen zu nehmen, wobey die Ehre des Fürsten immer etwas, die Wohlfahrt der Diener aber, welche dieser schnellen Ersparung aufgeopfert werden, alles verliert. Er that dem Kriegsstande einen Dienst durch Einführung eines Instituts, wo unentgeldlicher Unterricht einsichtsvolle Officiere bildete; durch Anordnung von Feldlagern, wo man praktische Kenntnisse mit theoretischen verbinden konnte; und durch Vermehrung der Belohnungen, welche lange Dienstzeit, oder unvermögend gewordene Tapferkeit, im Ludewigsorden zu finden berechtigt ist. Er nützte der Handlung durch Einrichtung eines königlichen Konseils, welches alle vierzehn Tage in Gegenwart des Monarchen gehalten ward.

Er munterte die Wissenschaften auf. Die Naturgeschichte verdankt ihm den königlichen Garten, diese Niederlage aller Reichthümer der Natur. Er begünstigte den glücklichen und kühnen Gedanken, die Figur der Erde zu bestimmen, indem er dem damahligen Seeminister, Grafen von **Maurepas**, erlaubte, Gelehrte unter den Pol und Aequator zu schicken.

Wie soll man ihn aber von der Anklage retten, daß er auch einer von dem strafbaren Verführern ward, welche **Ludewig** den XV. dem keuschen Ehbett entrissen, um ihn fremden Genuß kennen zu lehren. Wenn er nicht selbst der Anführer dieser niederträchtigen Veranstaltungen war, so setzte er derselben doch keine Hinderung entgegen.

Wenn ein Fürst die Vergnügungen, die ihn die beschwerliche Last der Regierung ertragen helfen, unter dem Schleyer der Anständigkeit verbirgt, so hat er ein Recht auf die Nachsicht des Volks, und auf das Stillschweigen derer, die ihn umgeben. Aber ein Weib zur Verführungskunst abrichten, sie

sie zu schamlosen Gewaltsamkeiten aufmuntern, ist spimpflich, und dazu mußte sich doch die Gräfinn von Mailly brauchen lassen, welche anfänglich durch die glückliche Unerfahrenheit ihres dnrchlauchtigen Liebhabers abgeschreckt ward, endlich aber einen schimpflichen Sieg davon trug.

Wie soll man ihn wegen seiner Vernachläßignng der Häfen und des ganzen Seewesens entschuldigen. Die Bemühungen und die seltne Geschicklichkeit des Grafen von Maurepas in diesem schwürigen Geschäft, woran alle Nachfolger des Grafen, nach der zu kurzen Ministerschaft desselben, gescheitert sind, weckten dasselbe wieder auf, aber er hatte nicht die Zeit, es bis zu der Höhe zu bringen, wohin er es haben wollte.

Immer wird man diesem ehrgeizigen Minister vorwerfen, daß er, am Rande des Grabes, die Zügel der Regierung nicht wollte fahren lassen; daß er seinem Zögling diesem Widerwillen gegen die Geschäfte beybrachte, welchen derselbe, seine ganze Regierung hindurch bewies, und ihm eine Neigung zur Faulheit beygebracht hatte, welche sich bey einer Privatperson fast unmöglich ausrotten läßt, geschweige denn bey einem Fürsten, der in Ueberfluß und Ergötzlichkeiten schwimmt. Und man bedenke nur die traurigen Folgen dieses Unglücks.

Der Monarch war mit den glücklichsten Eigenschaften des Herzens und Verstandes gebohren. Er hatte eine vortrefliche Beurtheilungskraft, die er aber niemals ausbildete. Er war von Natur furchtsam. Dieser Fehler, der sich bey beständiger Führung der Geschäfte verlohren haben würde, nahm bey der Unthätigkeit immer zu. Anstatt mit dem Uebergewicht, das ihm seine Einsichten gaben, durchzugreifen, machte das Mistrauen in seine eigne Kräfte, daß er ohne fremde Unterstützung keinen Schritt

thät.

hat. Alle seine Reden und Antworten im Parlament, sie mogten auch noch so kurz seyn, waren immer im Conseil vorgeschrieben, und dieser Fürst, der sich mit eben der Leichtigkeit ausdrücken konnte, als irgend Jemand in seinem Reich, konnte nichts öffentlich hersagen, ohne durch seine Verlegenheit zu verrathen, daß er nicht aus sich selbst sprach; daß man ihn also widerlegen, und auf entgegengesetzte Gedanken bringen könne. Daher die beständigen Streitigkeiten um die höchste Gewalt, die Widersprüche, die Veränderungen der Regierungsform, und das Schwankende in den Entscheidungen.

Fleury ließ, bey seinem Tode, die Angelegenheiten des Kriegs- See- und Finanzwesens, und der politischen Verfassung in einer erstaunlichen Krise.

Der Gemahl der **Maria Theresia** bestieg sehr bald den Kayserthron. Die Seelengrösse, Güte und Popularität dieser Fürstin gewannen ihr alle Herzen; ihre Rechte verschaften ihr Freunde, welche sie mit den nöthigen Hülfsquellen versahen, um mit Nutzen Krieg zu führen, und den kayserlichen Zepter in den Händen eines **Franz** von Lothringen aufrecht zu erhalten.

Ludwig der XV. hatte zu gleicher Zeit Frankreich und Spanien gegen einerley Feinde zu unterstützen, nehmlich gegen Oesterreich, England, Holland und Savoyen. Frankreich hatte nur eine schwache Seemacht. England setzte ihm eine der glänzendsten entgegen. Spanien hatte weder Schiffe noch Matrosen, und litt Mangel an Kanonieren, ja sogar an geschickten und erfahrnen Kapitänen.

Jedermann weis die Fortschritte und auch die Unglücksfälle Frankreichs, seine Siege und seine plötzliche Widerwärtigkeiten in dem Oesterreichischen

Successionskriege. Jedermann hat die Feldzüge Ludewigs des XV. gelesen, und weis seine Eroberungen und darauf erfolgte schmähliche Niederlagen. Keinem Manne von Kenntniß sind die merkwürdigen Begebenheiten unbekannt, woran Frankreich, seit dem Tode des Kardinals Fleury so viel Antheil gehabt hat. Der letzte Krieg in Deutschland, die Schlacht bey Roßbach und die Unglücksfälle der Franzosen in allen vier Theilen der Welt, schweben noch im frischen Andenken; und sicherlich ist der Schimpf und die Schande des letzten Friedens noch nicht vergessen.

In diesem flüchtigen Ueberblick haben wir uns bloß versetzt, den Anfang und das Ende der Regierung dieses Monarchen, dessen Jahrbücher wir schreiben, näher zusammen zu rücken. Wir wollen denselben mit einem leichten Abriß der Staatsverwaltung eines Ministers beschließen, der zu allen Zeiten unter denen, welche Ludwig der XV. mit seinem Vertrauen beehrte, den ersten Platz behaupten wird. Wir meynen den Herzog von Choiseul.

Frankreich hoft, und mancher Hof fürchtet, diesen unverdienterweise verkannten Minister wieder am Ruder zu sehn. Sein Verstand ist thätig; er faßt mit einem Blicke den Vortheil und die Unbequemlichkeit eines Dinges. Das Leichte und die Hindernisse, die Art von Leuten, die man dazu brauchen muß, und die entferntesten Folgen davon, nichts entgeht seinem Auge. Daher seine Leichtigkeit im Arbeiten, die pünktliche Genauigkeit in seinen Befehlen, und die glückliche Wahl der Werkzeuge, (wenn er nicht zu sehr übereilt wird.) Dieser tiefdringende Blick hat zuweilen Enthusiasmus hervorgebracht, aber dieser Fehler hat selten Folgen in Frankreich und noch seltner am Hofe.

Dieser

Dieser weitumfassende Geist überflog ganz Europa. Geschickte und eifrige Minister brachten das verschiedene Intresse dieses Welttheils seinen Augen näher. Auch rief **Ludwig der XV.** aus, als er die Theilung von Pohlen aus der Zeitung erfuhr: **Wäre Choiseul hier gewesen, so wäre diese Begebenheit längst vorausgesehn und hintertrieben worden.** Die meisten Operationen dieser Art scheitern, wenn man das Geheimniß ausgespürt hat, unter welchem sie geschmiedet werden. Das Familienbündniß würde große Schwierigkeiten gefunden haben, wenn England den Entwurf davon hätte wittern können.

Seine Meynungen verkündigten ein Genie, welches durch Scharfsinn ersetzte, was ihm an Nachdenken abging, wozu die Intriguen ihm nicht allemal Zeit ließen. Er hatte nicht viel Achtung für die schlaue Politik des Hofes von Saint-James; für Leute, welche mit vollen Seegeln auf die Klippen losgehn, gegen welche das Ministerium sie hinstößt; für das aus bestochnem oder aufrührerischem Adel bestehende Parlament; für eine Regierung, welche in den Händen des Volks seyn sollte, und immer in den Händen des Königs ist; für ein ehrgeitziges Volk, welches sich zu Grunde richtet, und durch sein unaufhörliches brennendes Verlangen, andre zu stürzen und zu vernichten, sich selbst vernichtet. Der Herzog von Choiseul schätzte die englische Marine hoch, scherzte gern über die Kammer, welche von dem Gelde der Nation zwey Loose macht, ahmte die Gärten von Stowe nach, war eifersüchtig über die indische Compagnie, streute schon damals den Saamen der Zwietracht unter die Kolonieen aus, und behauptete, die brittische Flagge herrsche eben so über die Meere, wie George der König, über Frankreich.

Hätte der Herzog von Choiseul die Obergewalt gehabt, so hätte Rom von der Französischen Kirche keinen Tribut mehr erhoben, und die Gerichtshöfe wären nicht so zahlreich, aber besser besetzt worden.

Frankreich hat ihm jenes berühmte, von uns so eben erwehnte, Familienbündniß zu danken, welches jetzt die stolzen Insulaner aus der Fassung bringt. Dieses Bündniß erleichterte den Frieden von 1761. der so nöthig geworden war, und seltsamen Staatsgrübeleyen vorbeugt, deren Gegenstand Italien seyn sollte.

Die glücklichen Veränderungen, welche Zucht, Ordnung, Reinlichkeit, und Liebe zum Dienst an die Stelle der Zügellosigkeit eingeführt haben, sind sein Werk.

Schickliche Kenntnisse haben bey dem Militär, Unabhängigkeit, Verachtung des kleinen Dienstes, und den Mißbrauch der Freyheit verdrängt. Man hat von den Teutschen durch Erfahrung bewährte Gewohnheiten angenommen. Die Artillerie besonders darf andern Nationen nichts beneiden, und kann den mehresten zum Muster dienen.

Diese Reform hat vielleicht einige kleine Unbequemlichkeiten mitgebracht. Der Eifer ist zu weit gegangen. Ein Markis de Bouffleurs, ein Herzog von Guignes, haben ohne Zweifel die Vorschriften des Ministers überschritten. Aber vorübergehende Unbequemlichkeiten verschwinden bald, und sind überdies von allen Arten von Neuerung unzertrennlich.

Der Befehl vom 10ten December 1762. hatte gar nicht zur Absicht, alte Soldaten und junge Officiere zu haben, jene als biegsamer unter die Kriegszucht, diese als feuriger, sie aufrecht zu erhalten. Ein solcher Entwurf wäre lächerlich gewesen. Aber der Befehl schafte den größten Mißbrauch ab, der jedes Institut verdirbt, nehmlich

lich die Zeit der Dienstjahre zur einzigen Ursach der Beförderung zu machen. Dann giebt es keine Talente mehr, keine Nacheiferung; man arbeitet nicht, sondern man wird alt.Ausharrende Mittelmässigkeit erndtet ein, was Genie und Fähigkeit verdienen.

Er wußte sich Kreaturen zu verschaffen, weil er liebenswürdig, großmüthig, erhaben, und menschenfreundlich ist, und niemals halbe Dienste leistet. Jene schimpfliche Hülfsquellen, welche so mancher Minister in seiner Gewalt und in der Austheilung der Gnadenbezeigungen fand, waren ihm ein Gräuel. Auch haben seine Feinde nie seine edle Uneigennützigkeit angetastet.

Man hat ihm vorgeworfen, daß er die Schätze des Staas verschwendete. Aber wo ist der Beweis dieser unbestimmten, gegen so viele Minister vorgebrachten, Klage? Die Einrichtung der Kolonien soll Millionen verschlungen haben, aber man hat auch oft sein Zutrauen betrogen. St. Lucia, Guiana, Cayenne sollten die Franzosen, wegen des Verlustes von Canada und wegen der Besitzungen trösten, welche durch den Frieden von Fontainebleau abgetreten worden. Der Plan war gut ausgedacht, aber die Maaßregeln übel genommen, die Befehlshaber bestochen, die Ausführung vernachlässigt, die Kolonien aufgeopfert, die Verurtheilungen nicht strenge genug, und dadurch das Projekt gänzlich verdorben.

Der Herzog von Choiseul war Willens gewesen, einem teutschen Fürsten eine jährliche Subsidie zu geben, damit derselbe niemals seine Truppen zu Frankreichs Feinden stoßen lassen sollte. Die Folge hat bewiesen, daß, wenn seine Meynung durchgegangen wäre, England einer Haupthülfsquelle zu dem amerikanischen Krieg hätte entbehren müssen.

Wer

Wer kann überdies, bey der allgemeinen Verwirrung der Finanzen während seiner Ministerschaft, die Kanäle nahmhaft machen, durch welche das Gold des Staates ausfloß? Er hatte nie mit diesen Geschäften zu thun; wir zweifeln sogar, ob man ihm einen Vorwurf darüber machen könne, daß er den Abbe Terray in diesem Fache angesetzt hat, diesen Menschen, der voller Laster steckte, aber auch viel Talente hatte; dessen man sich vielleicht schämen, aber sich nicht über ihn beklagen müßte; dessen Hülfsquellen grausam, aber ergiebig, waren; und der zur Schande der wahren Staatsklugheit, der Regierung nützlicher war, als tugendhafte Minister, die weder Hülfsmittel, noch Muth, noch Geschicklichkeit haben.

Als der Herzog von Choiseul einen lange in Ehren gehaltenen Posten einer Kabale überlassen mußte, welche die Hofgunst niemals hätte emporheben, sondern die Gerechtigkeit bestrafen sollen, versicherten die Feinde dieses Ministers, daß der durch seine Freygebigkeiten erschöpfte Schatz sich durch tägliche Ersparungen wieder anfüllen würde. Diese Prophezeyhung traf nicht ein. Frankreich machte sich durch seinen Krieg mit den Parlamentern etwas lächerlich, und Madame du Barry fuhr, nebst ihren Kreaturen fort, die königlichen Kassen leer zu machen. Die Ersparung war einer von den schönen Träumen, womit man das äußerst gutmüthige Publikum hinhält, welches allemal den Entwurf für die Ausführung nimmt.

Noch hat man dem Herzoge von Choiseul seinen ausschweifenden Hang zu Ergötzlichkeiten vorgeworfen. Nur mittelmäßige Köpfe können eine anhaltende Arbeit aushalten, ohne dieselbe mit Zerstreuungen abwechseln zu lassen, wodurch die Organen neue Schnellkraft erhalten. Wenn man also

Erhoh-

Erhohlungen als nothwendig annimmt, was liegt daran, ob man Frauenzimmer, Garten, Tafel, oder schöne Künste wählt? Oder ob man gar alle diese Begierden befriedigt, wenn die Kräfte dazu nur vorhanden sind?

Einige vielleicht verfälschte Anekdoten haben tausend läppische Erzählungen verursacht. Eine vornehme Dame, welche schön, aber nicht von hohem Verstande, und noch weniger unerbittlich war, tadelte seine Operationen, und sagte ihm lächerliche, ja selbst niederträchtige Dinge nach. Ihr Stand machte sie ziemlich gefährlich. Der Herzog von Choiseul stellte sich, als wenn er von ihren Gesinnungen gegen ihn nichts wüßte, und schien vorzügliche Aufmerksamkeit für dieselbe zu haben. Gewöhnliche Achtungsbezeugungen wurden bemerkt, weil sie von ihm kamen. Er besuchte eines Tages diese Dame, die Herzogin von ***, sagte ihr erst einige Süßigkeiten vor, vertrauete ihr darauf einige Heimlichkeiten, bemächtigte sich ihres Zutrauens, und gelangte zum Genuß ihrer Liebe. Anstatt erhabene Gesinnungen auszukramen, sagte er derselben ganz treuherzig: Ich weis nicht recht, wie ich Ihnen danken soll, weil ich nicht weis, was mir Ihre Gunst erworben hat. Es kann kein überraschender Eindruck meiner Gestalt auf ihre Sinne gewesen seyn, denn ich bin sehr häßlich. Es war auch keine geheime Zuneigung, denn ich weis, daß Sie mich verabscheuen. Meine Bestrebung Ihnen zu gefallen ist es eben so wenig, denn ich besuche Sie heut zum erstenmal. Kann ich nicht erfahren, Madame, was mir Ihre Gunst verschaft hat? Was soll ich anfangen, wenn ich den demüthigenden Gedanken hegen muß, daß Sie eben nichts außerordentliches für mich gethan haben.

Man

Man hat behauptet, er hätte seine Erhöhung einer unbegreiflichen Kühnheit zu danken, und die Markisin von Pompadour hätte bloß ihrem Herzen Gehör gegeben, als sie ihn zur Ministerwürde erhob. Aber sein Name, seine während seiner Gesandschaft in Rom bekannt gewordene Talente, der Schutz, dessen er sich am Wiener Hofe würdig gemacht hatte, waren Empfehlung genung. Hätte ihm übrigens auch die Liebe den Weg zur Hofgunst gebahnt, so hat der Gebrauch, den er davon machte, einen Fehler wieder gut gemacht, den mehr die Umstände hervorbringen, als ein überlegter Entwurf, die Ehrerbietung gegen seinen Monarchen aus den Augen zu setzen. Alle Minister haben gesucht, aus den Schwachheiten ihres Herrn Nutzen zu ziehn. Der weise Noailles offenbarte seine Gedanken der Herzogin von Chateau=roux, und bediente sich derselben, um die Gedanken des Königs zu erfahren.

Der Herzog von Choiseul hat vornehme Freunde gehabt, und hat sie auch in seinem Unglück beybehalten. Dies beweist, daß Ergötzlichkeiten bey ihm nur den zwoten Rang behaupteten, daß sein Herz offen, seine Seele rechtschaffen, und seine Gemüthsart zuverläßig war.

Was die Eroberung von Korsika betrift, so verwendet man ja jährlich beträchtliche Summen auf Lustläger und Kriegsübungen; konnte man die Truppen nicht eben so nützlich üben dadurch, daß man sie Inseln erobern ließ?

Die Vereinigung der Grafschaft Avignon mit der Provence war nützlich. Unrecht war es, dem Kanzler Maupeou so viel dauerhafte Gewalt zu geben. Stand es aber wohl in menschlichen Kräften, vorher zu sehn, daß ein kleiner Kerl, der sonst „keinen Verstand hat, als mit Pfaffen und gemei„nen Buhlerinnen Intriguen zu spielen, unwis„send

„send wie ein Heiliger, ohne alle Grundsätze, der „nichts voraussieht, vor allem erschrickt, sich für „eine bedeutende Person hält, in seine Verdienste „verliebt ist, und bey der geringsten Mühe, die man „sich giebt, über Hals und Kopf in alle Schlingen „rennt, die man ihm stellt", daß ein solcher Mensch, sag ich, ein ganzes Königreich durcheinander rühren, und Frankreich seinen thörigten Operationen zusehn wird? Ein solches Geschöpf taugt indessen immer nichts im zweeten Range. Ein Nebenbuhler ist gefährlicher, als ein Feind. Vielleicht sahe er das Zwischenspiel der Madame du Barry für zu wichtig an. Aber bitter ist es doch auch, wenn ein Mann von großem Namen den Hof von einer Menge Personen verunreinigt sehn muß, die man, wenn sie auch nicht unbekannt sind, doch ohne Schande nicht kennen kann; ein Kanzler im Bündnisse mit einem Neger, einem Weibsbilde und drey Straßenbuben; ein König, den die Lüste entnervt haben, der in seiner Familie fremd ist, und seinen besten Dienern nicht traut; ein Weibsbild endlich, dessen ganzes Verdienst in einiger Schönheit, und dessen Talent in Unverschämtheit besteht, und welches den Prinzessinnen den Rang streitig macht, und sich über die **Montmorency**, **Beauveau**, und Cossé erhebt.

Er allein konnte dem Strom der Ausgelassenheit, welcher Hof und Stadt dahinriß, keinen Damm entgegensetzen. Der König hatte nicht sittliche Kraft genug, ihm beyzustehn. Die Herzoge de la Vrillier, d'Aiguillon, de Richelieu, der Kanzler **Maupeou**, und der undankbare Terray, waren fünf seltene Menschen in ihrer Art, und fünf Menschen, die zusammen einverstanden sind, werden immer einen Mann von Genie übern Haufen werfen. Denn dieser läßt sich zu keinem Ver-

thei-

theidigungswiderstande herab, und fällt als ein Opfer seines unrecht angebrachten zarten Gefühls für die Ehre.

Der Herzog von Choiseul hatte viel Verführerisches, aber nicht Gewandheit genug.

Man hat ihn in Verdacht gehabt, daß sein Ehrgeiz nach dem Range eines Rechelieu und Fleury strebte. Es ist schwer, ihn deshalb zu tadeln. Seine Talente rechtfertigen eine solche Hoffnung.

Unterdessen daß der Reformator Necker den königlichen Schatz anfüllte, warf der Verschwender Sartine ganze Summen Goldes ins Meer. Unterdessen daß der kluge Vergennes das friedliche Gleichgewicht in Europa aufrecht erhielt, ließ Herr von Montbarry das Militair wieder in die läppische Gleichgültigkeit zurücksinken, aus welcher man dasselbe mit so vieler Mühe gezogen hatte.

Der Herzog von Choiseul war nicht mißtrauisch genug. Seine stolze Schwester mit ihrer starken Seele, mit ihrem vielumfassenden, aber harten und gebieterischen Geiste, misfiel dem Hofe, der Stadt, und dem größten Theile seiner Freunde. Er wußte es und hatte nie Muth genug, sie reich zu machen, und dann zu entfernen. Ein Ehrgeiziger hätte es seine erste Sorge seyn lassen, ein Hinderniß wegzuräumen, welches seine Bahn uneben machte. Man hat diese Dame beschuldigt, daß sie Absichten auf das von der Markisin von Pompadour leer gelassene Bette hatte, und daß sie durch alle Provinzen gereist war, um das Misvergnügen der Gerichtshöfe, welches keiner Anreizung bedurfte, auf den höchsten Gipfel zu treiben. Man kann die Nachwelt versichern, daß sich aus ihrem Betragen auch nicht der geringste Grund zu dieser gehässigen Beschuldigung hernehmen läßt. Was das andre Projekt betrift, so hatte sie zu viel Verstand,

stand, um nicht einzusehn, daß Schönheit der erste Titel zu dieser Art von Eroberungen ist; daß Ludwig der XV. ein gefälliges Frauenzimmer haben mußte, das immer beschäftigt war, seine Langeweile zu zerstreuen; und daß unter allen seinen Buhlerinnen nur eine Frau von grossem Verstande gewesen war, die Gräfin von ***. Nach vier Tagen war er derselben schon überdrüßig, ob sie gleich die unsichern Hülfsmittel der geilsten Buhlerkünste anwandte, und ihre boshafte, falsche, niederträchtige und eigennützige Seele unter anscheinender Lustigkeit verbarg.

Ein Ehrgeiziger vernichtet bloß, was sich seinem Laufe entgegesetzt, aber vermehrt nicht seine Feinde ohne Noth. Der Streich, den er durch den kleinen Chauvelin, den Jesuiten versetzte, brachte ganze Horden Kreaturen dieses Ordens gegen ihn auf; Wir wollen nicht entscheiden, ob man sie vernichten, oder reformiren, oder beybehalten mußte; aber das wissen wir, daß die Art, wie man zu Werke ging, einer Regierung unwürdig war. Wir glauben, der Herzog wäre nicht minder groß gewesen, wenn er bey dem Kriege des Jansenius und Loyola einen blossen Zuschauer abgegeben hätte. Vielleicht forderte der spanische Hof, dem er vieles zu danken hatte, diese Aufmerksamkeit von ihm. Und dann wäre dies eine von den vielen Begebenheiten, welche Staatsursachen zum Grunde haben.

Endlich wußte er, daß Ludwig der XIV. in einer an Ludwig den XV. gerichteten Instruktion demselben als eine Hauptregel empfiehlt, niemals weder Premiermister noch Favoriten zu haben. Diese Lehre blieb dem Verstande seines Urenkels immer tief eingeprägt. Er liebte die Arbeit und den Verstand des Herzogs von Choiseul, aber er fürchtete denselben, und erhob immer einen, der jenem

die

die Wage hielt, und sein Vertrauen theilte. Unter der Ministerschaft des Herzogs von Choiseul hatte Frankreich ein Uebergewicht in Europa, welches seit dem letzten Frieden nur eine politische Erscheinung geworden ist. Seit zehn Jahren sind ihm sechs Minister nach einander gefolgt, und sein Platz ist noch immer unbesetzt.

Wen sollen wir diesem Minister, unstreitig dem größten, den Ludwig der XV. gehabt hat, entgegensetzen? Etwa den Tirannen Maupeau, der alles umbringen, alles zerquetschen wollte, um seine Rachgier zu sättigen? Oder einen Mandrin-Terray, der gern jedem die Pistole auf die Brust gesetzt hätte, um die Finanzeinnahme zu vermehren? Oder einen despotischen d'Aiguillon, der verdient hätte, auf dem Schafot zu sterben? Oder den Scharfrichter, den Räuber la Vrilliere, der so oft gesetzmäßige Bestrafung verdient hätte? Oder einen lumpigten Boynes, der dem Ueberbringer eines Papagoyen das Ludwigskreutz giebt? Lauter kriechende Sklaven einer Hure, die vom Bordell zum Thron nur einen Sprung machte.

Mag man doch von dem ersten sagen, daß er einem Richelieu nacheiferte, daß er in weniger als Jahresfrist die ganze Justiz des Königreichs umschuf; daß sich alle Hindernisse, wie durch Zauberey, vor ihm ebneten; — wenn man nur dabey sagt, welcher Mittel er sich bediente, um dieses erstaunliche Werk zu vollbringen. Eines einzigen: der Bestechung. Ungeachtet des schnellen Gelingens seiner Entwürfe, konnte er doch seinem in der Eil auf Flugsand aufgeführten Gebäude keine Vestigkeit geben.

Man wird dem Kanzler Maupeau niemals den höchsten Grad der Verstellungskunst abstreiten. Man weis, daß er Larven von aller Art hat, und

sich

sich derselben wechselsweise bedient, wie es die Noth erfordert. Er ist keiner von den alten Kanzlern, eine Art Bären, vor welchen jedermann floh, wie vor reißenden Thieren. Dieser ist viel zahmer; sein Anblick erzeugt Lachen und Lustigkeit. Er ist zu sehr Philosoph, um sich an die, bey aller ihrer Ernsthaftigkeit kindische, Etikette seines Postens zu binden. Er hat während seiner Hofgunst, seine obrigkeitliche Amtskleidung abgelegt, und sich unter das schöne Geschlecht gemischt, welches die Schönheit umflatterte, die Ludwig den XV. zum Zeitvertreib diente. Er hat die Spiele dieser Buhlerin mitgemacht, und mit ihrem kleinen Neger Zamor gewetteifert, wer dieselbe am meisten ergötzen könnte. Oft sah man diesen kleinen Mohren die ungeheure Perücke des Kanzlers nehmen, und sich damit auspußen. Unter diesem Schein von läppischem Wesen verbarg er die Tiefe seiner langsamen und überlegten Rache. Nachdem er seinen Wohlthäter, den einzigen Menschen, welcher sein Projekt vereiteln konnte, gestürzt hatte, ließ er sie ausbrechen.

Dieser geschickte Minister liest sich nicht ungesund an Werken der Moral, der Philosophie, der Gesetzgebung und der Staatskunst, sondern er liest beständig in dem grossen Buche der Welt. Kein Mensch kommt ihm vor Augen, den er nicht untersucht, entfaltet, und bis in die innersten Winkel seines Herzens eindringt.

Er überläßt sich der Gesellschaft wie ein wahrer junger süsser Herr. Des Morgens macht er Intriguen, wie ein Höfling, läuft umher wie der müßigste Mensch, und ist überall anzutreffen. Des Abends ist er in Gesellschaft, wohnt den Lustbarkeiten bey, giebt zu essen, nimmt Frauenzimmergesellschaft an, und sagt denselben artige Dinge vor.

Er ist ein wahrer Laffe im Kanzlertalar. Seinem Pallaste ist der Leichsinn und die Zierlichkeit des Besitzers anzusehn. Man findet daselbst niedliches Geräthe, allerliebste kleine Kabinette, wo die geschmackvolleste Buhlerin ohne Widerwillen verlieb nehmen kann. An seiner Tafel herrscht Aufwand und Geschmack; er ist aber in den Vergnügungen der Tafel, so wie in den übrigen, sehr mäßig, weil er sich denselben, seiner schwächlichen Gesundheit wegen, nicht überlassen kann.

Seine Feinde haben von jeher sein Gesicht abscheulich gefunden, weil der Haß seine Gegenstände immer häßlich mahlt. Im Grunde ist er kein Mann zum Mißfallen. Seine Augen drücken sogar Feuer und Verstand aus. In seiner Gesichtsbildung ist etwas Strenges, welches seine Feinde für Tücke halten. Er ist cholerisch, und seine Farbe deshalb oft grün und gelb; daher ihn der verstorbene Marschall von Brissac im Scherz die bunte Pomeranze nannte.

Man behauptet, daß der Kanzler, welcher wohl wußte, wie wichtig es ist, Menschen, Welt und Hof für sich einzunehmen, sich entschlossen haben, sich weiß zu schminken, und alsdann etwas Roth anzulegen, nicht aus kindischer Begierde, den Damen zu gefallen, sondern aus der bessern Ursach, von außen gleich eine Ueberredung zu bewürken, deren er in der Folge immer gewisser wird; denn er ist sehr beredt, einschmeichelnd, biegsam, und äußerst begierig auf allgemeinen Beyfall.

Als er erster Präsident geworden war, soll er einen Vertrauten gefragt haben, was man im Parlament von ihm sagte? Nach langer Weigerung habe dieser endlich gestanden, daß man ihn stolz, hart, und unzugänglich fände. „Wenn sonst nichts „ist, war seine Antwort, diese Meynung von mir „soll

„soll sich bald ändern.“ Er ward freundlich, gesprächig, zuvorkommend. Der geringste Schreiber, der ihm begegnete, empfand die gütigen Blicke seines lächelnden Gesichts.

Zum Unglück konnt' er in dem mißlichen Posten, den er bekleidete, die Zuneigung seines Kollegiums nicht eben so leicht gewinnen. Der heimliche Ehrgeiz, der ihn anspornte, immer höher zu steigen, zwang ihn, zu Kniffen seine Zuflucht zu nehmen, welche nicht verschwiegen blieben. Die Gegenparthey des Ministeriums ergriff diesen Vorwand, ihn bey dem Parlament für einen Verbrecher auszugeben. Und nun lenkte er, durch einen noch feinern Staatskniff, die kritische Lage, worin er sich befand, zu seinem Vortheil. Er stand auf dem Punkte, vor dem Perlament öffentliche Verweise zu empfangen. Er gab dem Herzoge von Choiseul, der als Minister damals allmächtig war, zu verstehn, daß er verlohren wäre, wenn er ihn nicht plötzlich aus den übeln Händeln zöge, worin ihn sein Eifer für den Hof gesetzt hätte. So ward er Großkanzler.

Man kann leicht denken, daß die Satirenschreiber, beym Ausbruch der grossen Parlamentszerrüttung, den Urheber derselben nicht verschonten. So schrieben sie von ihm:

„Es hält sich jetzt in Frankreich ein Kamäleon „in Talar und Perücke auf, welches bey jedem Eindruck seine Farbe verändert, schwarz, weiß, blut„roth oder bleich; seine Gestalt verwandelt sich je„den Augenblick. Man sagt, daß es die Fliegen „nicht frißt, sondern sich derselben bedient, das „Blut an sich zu ziehn, wovon er sich nährt. Die„ses Kamäleon ist viel grausamer, als das natür„liche; es hat sich auch an die Zweige angeklam„mert, wie jenes merkwürdige Thier, von welchem

„die Naturkündiger sagen, daß es sich an den klein-
„sten Zweigen mit dem Schwanze vesthält.“

„Man fängt an zu glauben, daß Herr Antoi-
„ne die Hyäne nicht würklich getödtet hat, weil ein
„Ungeheuer am Hofe erschienen, dessen Gattung
„bisher noch völlig unbekannt gewesen ist. Es ist
„ein fleischfressendes Thier, welches etwas von der
„Natur des Tygers, des Affen und des Bären hat,
„welchem es an Gestalt am ähnlichsten ist. Grau-
„sam, gewandt, hartnäckigt und rachgierig, un-
„ternimmt es nichts, daß ihm nicht gelingen sollte.
„Es schießt auf seinen Raub los, wie das Crocodill,
„und verschlingt denselben auf einmal. Es hat ei-
„ne lockigte Mähne, wie der Löwe. Das schwar-
„ze und freche Auge dieses wilden Thiers verräth
„seinen Muth und seine Grausamkeit. Dieses Thier
„heißt ein **Moupeou.**“

„Der Herr Kanzler läßt mit dem größten Fleiß
„an einem Buch arbeiten, welches unter dem Ti-
„tel: **Wörterbuch der Verbrechen** herauskom-
„men wird, um seine Unternehmungen durch Ver-
„gleichungen zu rechtfertigen, indem er beweist, daß
„es immer Bösewichter in der Welt gegeben habe.
„Jedes Jahrhundert giebt dem Kanzler eine oder
„zwo **Entschuldigungen** an die Hand. Dieses
„Buch ist voll Streiche von **Sylla**, vom heiligen
„**Clodowig**, von **Ludewig** dem XI. **Peter** dem
„**Grausamen**, dem Kardinal **Richelieu** u. s. w.“

„Wenn der Kanzler sich nicht vor den Kopf
„schießt, oder nicht auf dem Wege mit Haaken vest-
„gehalten wird, so wird er viel weiter gehn, als
„der Kardinal Richelieu, dessen sämmtliche Grund-
„sätze er angenommen hat. Er ist gewandter und
„falscher, als dieser Minister, und an Verwegen-
„heit ist er demselben wenigstens gleich. Dieser in
„seiner Art berühmte Justizmann wird beweisen,

„daß

„daß er sein Kollegium verkauft habe, um den Po-„sten zu kaufen, den er bekleidet.“

„Man hat an verschiedenen Orten die Verord-„nung des pariser Parlaments angeschlagen, wor-„in ein Preis auf den Kopf des Kardinals Ma-„zarin gesetzt wird, an dessen Stelle der Name „Maupeou eingerückt worden. Man hat zugleich „die von Boissi angefertigte Vertheilung beygefügt, „wie viel für jedes Glied, Ohr, u. s. w.“

„Der Herr Kanzler hat seinen Wagen mit Vor-„hängen versehn lassen, um den Folgen der Er-„kenntlichkeit des Volks zu entgehn, welches ihn „mit Segnungen und Steinwürfen überhäuft.“

„Der Herr von Maupeou hat bey dem Prin-„zen von Conti um eine Audienz anhalten lassen, „von demselben aber zur Antwort bekommen; der „Prinz wolle ihm nicht anders sehn, als auf dem „Platze la Greve.“

„Es lebt ein Mensch in Frankreich, der etwas „närrisch ist, ein grosser Spitzbube, entsetzlich falsch, „ein gränzenloser Bösewicht, unbeschreiblich schwarz „und treulos, der eine grosse Rolle spielt, und für „ein sehr erleuchtetes Genie gehalten wird. Es „frägt sich, wer er ist, und was ihm geschehn soll, „wenn seine Entwürfe fehl schlagen? Man glaubt, „daß es der Kanzler ist, im Fall des Fehlschlagens, „wird gehangen werden.“

„Man hat eine Schaumünze geschlagen, auf „welcher ein Justizmann zu sehn ist, der auf eine „Leiter steigt, um einen Nagel zu erreichen, woran „er ein Strick bevestigt, mit der Juschrift: No-„bis haec ascensio grata. (Diese Erhöhung ge-„fällt uns.) Auf der Rückseite kniet Frankreich zu „den Füssen eines mit Schlangen, Nattern, und „andern giftigen Thieren umgebenen Fürsten, wel-„che auf dasselbe losspringen, um es zu zerreissen.“

„Wollte Gott! Gäbe der Himmel! sind „schöne Ausdrücke; man hoft, daß sie der Kanz„ler verstehn wird.“

So rächten sich die Tadler, welche an den hohen Operationen des Herrn von Maupeou keinen Geschmack fanden, durch Satyren, Anschlagezettel, und Schandgemählde. Eben so wenig verschonten sie den Herzog von Aiguillon. Dieser Mann verdient eben so wohl geschildert zu werden, als sein Freund der Kanzler.

Von seiner Mutter, welche mit den Annehmlichkeiten des Körpers und der Seele tiefe Kenntnisse, herrlichen Verstand, und eine starke männliche Philosophie verband, hatte der Herzog den Geschmack an Ergötzlichkeiten geerbt. Er überließ sich denselben in seiner Jugend mit der ganzen Hitze seiner feurigen und ausgelassenen Gemüthsart. Der ganze Hof sprach von seinen Buhlschaften.

Als er hernach zur Verwaltung einer grossen Provinz kam, plagte ihn die Leidenschaft des männlichen Alters, ein heftiger und unmäßiger Ehrgeiz. Er wollte sich durch Neuerungen, durch Verschönerung der Städte, durch Besserung der Wege, und durch dauerhafte Denkmäler verherrlichen, welche seinen Namen so unsterblich machen sollten, als sie selbst wären. Er fühlte sich schon damals zu grossen Dingen gebohren, und trachtete nach dem Ministerposten. Die Gelengenheit seine Talente zu entwickeln fand sich in dem letzten Kriege, als die Engländer in Bretagne landeten. Er gewann die Schlacht bey Saint-Cast, welche ihm einen vorzüglichen Rang unter den Vertheidigern des Vaterlandes anwies.

Ein witziger Einfall des Generalprokurators Chalotais war die erste Ursach der Unruhen, welsich im Parlament und in den Ständen verbreiteten,

teten, und beyde, nebst der Provinz Bretagne, zu Grunde richteten; in der Folge aber zur Vertilgung des ganzen Justiz-Sistems Anlaß gaben, und das ganze Reich unglücklich machten.

Jedermann ist der seltsame und unglaubliche Proceß des Herrn de la Chalotais bekannt, der bey so vielen Gerichtshöfen angefangen, und bey keinem geendigt ward; den der König einerseits dadurch unterdrücken wollte, daß er sagte: er wolle von keinem Schuldigen wissen, andererseits aber dadurch dauernd machte, daß er diejenigen strafte, die er für unschuldig erklärte; den er bey der Versammlung der Paire wieder vernehmen ließ, und mitten in der Instruktion noch einmal durch einen Machtspruch abbrechen ließ.

Seit dem December 1770. war die Stelle eines Staatssekretärs der auswärtigen Angelegenheiten unbesetzt. Erst im Junius des folgenden Jahres nahm der Herzog von Aiguillon Platz im Conseil, und spottete aller Verordnungen aus den Gerichtshöfen aller Provinzen, die ihn, wie das Pariser Parlament, für ehrlos erklärten. Sie schmeichelten sich eine Zeitlang, daß die fremden Höfe Bedenken tragen würden, mit einem gerichtlich ehrlosen Minister Geschäfte zu machen. Es ließ sich aber keiner abhalten. Ein einziger, der spanische Gesandte, Graf von Fuentes, wollte sich niemals mit ihm einlassen.

Der Minister tröstete sich, über diese kleine Demüthigung, mit der guten Einigkeit, die er mit England erhielt, welche Spanien stören wollte. Er kannte die friedlichen Gesinnungen des Königs, und richtete sich klüglicher danach, als der Herzog von Choiseul. Auch gewann er das Zutrauen seines Herrn in hohem Grade.

Terray war in aller Absicht des Rades würdig. Niemannd wußte besser als er, das Land auszusaugen. Mit einer dauerhaften Gesundheit, und einem starken Temperament, welches noch durch die Bewegung einer harten und arbeitsamen Lebensart gestärkt ward, verband er ein eisernes Herz.

Sein Aeusserliches war nicht vortheilhaft. Er war groß, wackelnd, und ohne Haltung; seine Gestalt unedel; sein Blick zur Erde gerichtet. Er hatte nichts reitzendes im sprechen, nicht einmal Leichtigkeit im Ausdruck, aber lebhafte Begriffe, leichte Einsicht, und eine herrliche Beurtheilungskraft, besonders in Geschäften.

Man wunderte sich anfänglich, daß dieser Abbe, der sich durch seine Arbeiten beym Parlamente Ruhm erworben hatte, überdies reich, und ohne Hofnung einiger Nachkommenschaft war, den mißlichen Posten eines Generalkontrolleurs angenommen hatte. Das Räthsel schien sich in der Folge aufzulösen.

Der Kanzler, welcher eines ihm ergebenen Menschen im Finanzministerio bedurfte, um mit Sicherheit an der vorhabenden Revolution arbeiten zu können, hatte, wie man sagt, die Augen auf seinen alten Freund geworfen, den er dazu am tauglichsten hielt. Er hatte demselben einen Blick in die Zukunft eröfnet, und ihm, wenn sein Plan erst ausgeführt wäre, die Aussicht auf ein ruhigeres und angenehmeres Departement gegeben.

Dieses schlug nun zwar dem Abbe fehl, allein er verstand die Kunst, sich zu erhalten, und so nothwendig zu machen, daß seine Ministerschaft fast unerschütterlich war. Er fand immer Geld, und zerbrach sich nicht den Kopf wie andre, Mittel dazu ausfindig zu machen, sondern unterdrückte, schuf von neuem, vernichtete, verminderte, nahm ein Drittel, ein Viertel, eine Hälfte allenfalls, behielt

zurück,

zurück, machte eine neue, oder gab einer alten eine weitere Ausdehnung. Alles dieses geschah mit einem Federzuge; er schafte sogar alle Formalitäten ab, deren Unbequemlichkeit er im Parlament kennen gelernt hatte. Er stieß durch blosse Verfügungen des Conseils, Verbindungen um, welche, unter gesetzmäßiger Bürgschaft, mit Brief und Siegel vollzogen waren.

Seine in den Edikten angekündigte Operationen ließ er alle Wochen ausrufen, und nennte sie die **Wochenblätter des Abbe Terray.**

Uebrigens verstand er Scherz, wie der Kardinal **Mazarin.** Während seiner Ministerschaft ließ er viele Gefangne aus der Bastille los, die dahin gesetzt waren, weil sie sich zu bitter beklagt hatten. Man lasse die Leute schreien, sagte er; wenn sie geschunden werden.

Dem Abbe fehlte es nicht ganz und gar an Menschlichkeit, aber er hatte eine gewisse Fühllosigkeit in seiner Gemüthsart, die er gegen sich selbst und gegen solche Gegenstände bewies, die ihm am meisten am Herzen lagen. So opferte er die Baronin de la Garde, seine Maitresse, welche überführt ward, ihre Herrschaft über ihn gemißbraucht, und Erpressungen geübt zu haben. In der Lage eines **Muhammed** des II. würde er ohne Zweifel das Opfer eben so kaltblütig geschlachtet haben. Er ließ dieselbe nach Lothringen verbannen, und suchte, den Verdacht der Mitwissenschaft von sich abzuwälzen. Man beschuldigte sie, während der Ministerschaft ihres Liebhabers, eine Million und achtmalhunderttausend Livern zusammengescharrt zu haben.

Man sagt von dem Abbe Terray, daß er unter Heinrich dem IV. hätte ein Sully seyn können; da er unter **Ludewig** dem XV. ein Ungeheuer war.

De Boynes war im Grunde ein redlicherer Mann, als der Großkanzler und der Abbe Terray. Er war neuer als diese beyden, und suchte sich durch Intriguen nach Möglichkeit in die Höhe zu arbeiten. Er wußte sich dem Kanzler nothwendig zu machen, und diente demselben aufrichtig, wenigstens im Anfange, um im Conseil Fuß zu fassen, und sich vest zu setzen, damit er hernach für sich selber arbeiten, sich eine Parthey anschaffen, und sich auf den Trümmern derjenigen empor heben könnte, deren Glück er beneidete.

De Boynes hatte in den verschiedenen Justizbedienungen, die er bekleidet hatte, wo nicht viel Ruhm erworben, doch ziemlich viel Aufsehn gemacht. Anfänglich hatte er sich im Parlament, und hernach, als er Mitglied des Conseils geworden war, gegen das Parlament, bekannt gemacht. Das Gewöhnliche der ehrgeizigen Leute, die nicht so wohl von einem wahren Eifer für den Gegenstand, welchen sie vertheidigen, geleitet werden, als von der Begierde zu glänzen, sich unentbehrlich zu machen, und Ruhm zu erwerben, als den einzigen Zweck aller ihrer Schritte und Tritte.

So sahe man im Jahr 1753. diesen Requetenmeister, als Generalprokurator um die Vernichtung des Korps anhalten, von welchem er ein Mitglied gewesen war, um auf den Ruinen desselben ein Gespenst eines Gerichtshofes zu errichten, welches nur Augenblicke lebte. Aber dies streute den Samen des Hasses unter den Justizpersonen aus, der ihn schon im Voraus der Gesellschaft zuwider machte, zu derem Präsidenten man ihn erklärte, um seine Dienste zu belohnen.*)

Nichts

*) Im Jahr 1754., nach der Aufhebung der königlichen Kammer ward de Boynes zum Intendanten der Franche-Comte, und zum ersten Präsidenten des Parlaments von Besanson ernannt.

Nichts konnte ihm den unauslöschlichen Flecken abwaschen, welchen er sich, nach dem Urtheil der Parlamenter, zugezogen hatte, und ob er sich gleich im Parlament zu Besanson Anhänger gemacht hatte, so entstand daraus weiter nichts, als eine verderbliche Spaltung, mit deren Hülfe er lange kämpfte, und seine Posten behauptete. Man mußte ihn endlich aus einer Provinz wieder wegnehmen, wo er alles in Feuer und Flammen setzte. Die Würde eines Staatsraths, zu welcher er erhoben ward, entschädigte ihn für diese Demüthigung.

Und nun ließ de Boynes wieder von seiner Seite dem Hasse gegen die Gerichtshöfe der Zügel schiessen, und fing an, für ihre Unterdrückung, Aufhebung und Vernichtung mit solcher Heftigkeit zu stimmen, daß er einer der furchtbarsten Widersacher der Parlamenter ward.

Man kann leicht denken, wie nützlich der Kanzler diese Art zu denken und zu sprechen das de Boynes zu seinen Absichten fand; auch wählte ihn derselbe zu seinem rechten Arm bey der grossen Revolution, die er im Sinne hatte, oder traute vielmehr seinen Einsichten so sehr, daß er nichts ohne seinem Rath unternahm. Er bediente sich des kalten und überlegenden Kopfs dieses Staatsraths, um dasjenige zu verbessern, was seine gar zu grosse Hitze unrecht anfangen mögte.

Man sagt, er habe den Kanzler aus dem Labyrinth gezogen, worinn derselbe durch Verwandlung des grossen Raths in ein Parlament sich gestürzt hatte. Konnte jener weniger thun, als diesem zur Ministerwürde verhelfen?

De Boynes ging anfänglich in dem Seedepartement sehr behutsam zu Werke. Hernach führte er das Sistem von blinder Unterwerfung und Gehorsam ein, welches den Officieren so sehr zuwider

war,

war, und ihm soviel Tadel zuzog. Er hätte es vielleicht wieder gut gemacht, wenn er länger Minister geblieben wäre.

Uebrigens schreibt man demselben herrliche Eigenschaften zu. Er war sehr arbeitsam, von starker Gesundheit, eifrig und eindringend. Er hatte Adleraugen, denen man nicht entwischen konnte. Dabey war er gesprächig, hörte jedermann, und war niemals hart bey abschlägigen Antworten. Er war von guten Sitten, lebte bürgerlich mit seiner Familie. Er hatte Religion, und ehe er Minister ward, ein fleißiger Kirchergänger. Dies ward ihm von seinen Feinden, die ihn der Heucheley beschuldigten, als ein Laster mehr angerechnet. Seine herrschende Leidenschaft war der Ehrgeiz, welchen er unter dem Mantel der Andacht meisterlich verbarg.

Nach einem **Maupeou**, **Terray**, und **d' Aiguillon**, muß man billig die vierte Stelle unter den Bösewichtern dem Herzoge **de la Vrilliere** anweisen. Dieser untergeordnete kleine Räuber war, während seiner langen Ministerschafr, der Gegenstand der Verachtung und Verwünschung der Nation. Man weis den Antheil, den er an den unglücklichen Händeln in Bretagne hatte, und wieviel er dazu beytrug, die Hand des Monarchen über grosse Gerichtshöfe noch schwerer zu machen, weil sie die Feinde seines Neffen, des Herzogs von Aiguillon, geworden waren. Seine Ministerschaft wird in der Geschichte durch eine lange Reihe von Grausamkeiten und Abscheulichkeiten gebrandmarkt. Die durch ihn ausgegebene Verhafts- oder Verbannungsbefehle sind unzählbar, wie die Bürger, die er dadurch ihren Familien, ihren Freunden und der Gesellschaft entrissen. Eben so unzählbar sind die Einwohner des Staats, die er, während seiner verhaßten Ministerschaft, unglücklich gemacht hat.

So waren die würdigen Personen beschaffen, welche das Zutrauen Ludewig des XV. in den letzten Jahren seiner Regierung, unter sich theilten. Die königliche Familie war dem Monarchen beynahe ganz fremde. Ich sehe wohl, daß meine Kinder mich nicht lieben, sagte er ganz kaltsinnig. Er ward von stechenden Sorgen und Kummer verzehrt.

An dem muthmaßlichen Kronerben bemerkte man eine ernsthafte Gemüthsart, und strenge Grundsätze. Schon sannen die Höflinge darauf, was man demselben für einen Namen beylegen, und unter welchem rühmlichen Beywort man die Tugenden, die er unfehlbar zeigen würde, auf die Nachwelt bringen sollte. Die Schmeicheley erschöpfte sich in neuen Beynamen; „Ich will,“ rief er einst mit einem Ton, der alle diese elende Hofschranzen in Schrecken setzte, „ich will, daß man mich Ludewig den strengen heissen soll.“

Dieses Wort von grosser Bedeutung bezeichnete sehr treffend die Denkungsart des jungen Prinzen. Er bezeugte dadurch versteckterweise den Schmeichlern seinen Abscheu gegen jeden Beynamen, den er nicht verdienen würde. Er gab zu verstehn, daß er den Fehler der Regierung seines Großvaters vollkommen kennte, und daß es nöthig wäre, den Unordnungen abzuhelfen, welche aus der Weichherzigkeit eines zu langmüthigen Monarchen herrührten.

Der Graf von Provence schien nichts zu lieben, als die Ruhe, den Müssiggang, die Tafel, die Freuden der Gesellschaft, und ein sanftes und einförmiges Leben.

Der Graf von Artois hatte das ganze Wesen eines kleinen muthwilligen Knaben. Lebhaft, brausend, entscheidend und voller Verstand, zeigte er den

den edlen Ehrgeiz, welcher Prinzen von seinem Range so wohl ansteht.

Die Dauphine kündigte eine der vollkommensten Prinzessinnen an. Durch Gütigkeit, edlen Anstand, und Liebreiz erwarb sie sich alle Herzen.

Die Gräfin von Provence war schüchtern, ernsthaft, und ungeschäftig. Sie las viel, und lebte bürgerlich mit ihrem Gemahl, mit welchem sie sich vortreflich vertrug.

Die Gräfin von Artois, welche bey Hofe ganz neu war, und von der Etiquette wenig verstand, übrigens schüchtern war, wie ihre Schwester, sprach anfänglich gar nicht, und ließ sich wenig sehn. Die Höflinge wußten noch nicht, was sie von derselben urtheilen sollten.

Die Prinzessinnen, Töchter des Königs, führten ein ziemlich müßiges Leben. Sie theilten ihre Zeit unter Uebungen der Andacht und der Wohlthätigkeit.

Die einzige Prinzessin Louise ward von einer geheimen Sucht zu herrschen verzehrt, und faßte, aus Ungeduld, länger unthätig zu seyn, den gewaltsamen Entschluß der Welt dem Scheine nach zu entsagen, um in derselben desto mehr zu glänzen, und eine Rolle zu spielen. Cäsar wollte lieber der erste in einem Dorf, als der zweete in Rom seyn. Die jüngste Tochter Ludewig des XV. sagte das nicht, aber sie handelte so. Bey Hofe war sie eine Null; unter der Karmeliterkappe herrschte sie hernach, aus ihrer Zelle hervor, über die Religion im Königreich, sah die Diener der Kirche zu ihren Füßen, sich, als ihre Stütze anflehen, und sättigte, indem sie glaubte, für dem Himmel zu arbeiten, im Grunde bloß eine unruhige und thätige Leidenschaft, von welcher sie sich geplagt fühlte.

Unter den Prinzen vom Geblüt sahe man, an dem Herzog von Orleans einen guten, gesprächigen,

gen, leutseligen, aber schwachen Prinzen, welcher in die Reize einer witzigen und verführerischen Dame, der Markise de Montesson, verliebt war, und weiter nichts wünschte, als dieselbe zu heyrathen. Er suchte die Einwilligung des Königs durch die Vorsprache der Favoritin desselben.

Der Herzog von Chartres, ein hitziger, lebhafter, rauschender, ziemlich böser und etwas geschickter Prinz, lernte von dem Herrn Comus aus der Tasche spielen. Er hat einen Feldzug zur See von gar keiner, und eine Spazierfahrt von Brest nach Cadix von eben so weniger Bedeutung gemacht.

Der Prinz von Conde spielte Ball und war verliebt in die Prinzessin von Monaco. Nachdem er sich bey der Spaltung zwischen den Prinzen ziemlich gut genommen hatte, machte er seinen Aussöhnungstraktat ganz heimlich, weil ihn, wie man sagt: der Kanzler Maupeou lockte, der ihm mit der Hofnung schmeichelte, seine Tochter an den Grafen von Artois zu verheyrathen; auch wohl auf dringendes Anliegen seines Sohnes, des Herzogs von Bourbon, welcher das Alter erreicht hatte, das blaue Band zu tragen, und dieses schmeichelhafte Unterscheidungszeichen höchst ungern entbehrte.

Der Herzog von Bourbon war erst vierzehn Jahr alt. Er hatte die Prinzessin von Orleans geheyrathet, welche sechs Jahr älter war. Aber es war ausgemacht worden, daß er erst nach einigen Jahren bey ihr schlafen sollte.

Der Graf von Clermont lebte nicht mehr.

Der Prinz von Conti erschien nicht bey Hofe. In seiner Verbannung tröstete er sich mit seiner zärtlichen Markise de Boufflers, und mit seiner Kapelle, welche eine der schönsten und vollständigste war.

Sein

Sein Sohn der Graf de la Marche, bemühte sich um ein Gouvernement und um die Oberstenstelle bey den Schweizern und der grauen Garde. Er ist der einzige von den Vettern, der den König nicht verlassen hat, als die Prinzen von demselben abfielen.

Der Herzog von Penthievre war ein zu guter Christ, um sich mit den Angelegenheiten dieser Welt abzugeben, wohnte jeden Sonntag unausbleiblich der Messe in seinem Kirchspiel bey, und blieb völlig neutral bey den Zänkereyen zwischen den Gerichtshöfen und dem Thron.

Unter allen den grossen Herren, welche den Hof ausmachten, zählte man einen Marschall de Richelieu, der wegen seiner Tapferkeit und seines Pavillon d' Hannovre, wegen seiner Buhlschaften und der beyspiellosen Verderbniß seiner Sitten, berühmt war; einen Marschall de Brissac, ein wahres Original aus der alten romantischen Ritterzeit, der anfänglich wegen seiner lebhaften, mahlerischen und neuen Einfälle beliebt war, bald aber die Achtung der Patrioten verlohr, weil er vor den untergeschobenen Parlamentsgliedern den Degen niedergelegt und das Knie gebogen hatte, um Gouverneur von Paris zu werden.

Man rühmte den Verstand, die Rechtschaffenheit, die Ehrlichkeit, die Freymüthigkeit eines Herzogs von Nivernois. Man trug sich mit den witzigen Einfällen*) eines Herzogs von Noailles, welcher im Besitz war, dem Monarchen die härtesten

*) Als der Bankerutt des Abbe Terray auf Befehl des Conseils öffentlich ausgerufen wurde, fragte der König: Was wird da ausgeschrien? Billards Begnadigung! antwortete der Herzog. Dieser Billard hatte, wegen eines betrügerischen Bankerutts, am Halseisen gestanden.

testen Wahrheiten zu sagen. Noch unterschied man einen Herzog von Duras, und einen Prinzen von Beauvau, welche beyderseits ihre Gouvernemente niederlegten, um nicht wider ihre Ehre zu handeln.

Der ganze Ueberrest des französischen Adels, wenn man den patriotischen Herzog de la Rochefoucault ausnimmt, war weiter nichts, als ein Haufe unnützer, feigherziger, niederträchtiger und elender Hofschranzen.

Bey der Klerisey, als dem ersten Stande des Reichs, so wie überhaupt unter den Personen, welche bey Hofe Zutritt und Einfluß hatten, sahe man an der Spitze einen la Roche-Aymon, einen der dümmsten und unwissendsten Prälaten der französischen Kirche, welches viel gesagt ist. Dieser kindische, eitle, ehrgeizige Prälat, der ein guter Edelmann, aber aus einer armen und hintenangesetzten Familie war, bewies, daß man mit Biegsamkeit und Ausharren sein Glück machen könne, und Wissenschaft und Verstand dabey nicht nöthig habe. Ein rothes Käppgen war die Belohnung seiner knechtischen Unterwürfigkeit gegen die Minister und den römischen Hof.

Darauf folgt ein Beaumont, eben so dumm, als der erste, aber eigensinniger, hartnäckiger, und einer der schwärmerischesten Anhänger der Jesuitischen Parthey, und folglich auch des Kanzlers Maupeou. Er schämte sich nicht die rothe Messe zu halten, und allein als Pair des Reichs, mitten in einem Gerichtshofe zu erscheinen, der von den Prinzen und der Pairschaft des Reichs verworfen war, seine Freude in demselben öffentlich an den Tag zu legen, und diesen verbrecherischen Eingriff, allen Rechten der Nation zuwider, für eine Vereinigung des Priesterthums und des Reichs auszugeben.

ben. Man kennt seine verschiedene Verbannungen nach la Roque, Lagny, la Trappe, Conflans u. s. w.

Unter den Prälaten von einer andern Art nahm sich ein Luynes aus, dem eine Ohrfeige sein Glück gemacht hatte; ein Bernis, der durch einen eben so unedlen und unheiligen Weg zum Bischofthum gelangt war, und der Pompadour seine Erhöhung und die darauf folgende Ungnade zu danken hatte. Seine Gesandschaft nach Rom wird ewig merkwürdig bleiben, wegen der (gänzlichen?) Vertilgung der Jesuiten aus der christlichen Welt, wozu er den bedächtlichen Ganganelli unvermerkt gezwungen hat, troz allen Widerstrebungen dieses Pabstes, der die schlimmen Folgen dieser Unternehmung fürchtete. Ein glücklicher Vers aus dem Stegreif machte diesen Bernis zum Bischof, zum Kardinal, und so gar zum Minister.

Nach demselben zeichnete man einen Montazet aus. Diesen beschuldigt niemand, daß er seine Hirtenbriefe nicht selber abfaßt, worin er sich von beynahe allen seinen Mitbrüdern unterscheidet, welche zu unwissend, oder zu zerstreut, oder zu faul sind, selbst zu schreiben. Indessen hat er sich nicht immer bloß mit der Führung seiner Heerde abgegeben. Im Anfange hatte die ärgerliche Chronik viel von ihm zu erzählen. Er ward öffentlich für den Liebhaber der Herzogin von Mazarin ausgegeben, die wegen ihrer Buhlschaften bey Hofe so berüchtigt war. Bey reiferem Alter aber ergriff der Ehrgeiz diesen Prälaten. Um in der Klerisey eine Rolle zu spielen, setzte er sich an die Spitze der jansenistischen Parthey. In einer wichtigen Sache, in welcher der Hof seiner nöthig hatte, machte er seine Ansprüche, als Primas von Gallien, geltend. Man weis, wie er den Erzbischof von Paris zu seiner Zeit striegelte. Durch seinen Proceß gegen die Domherren von Lyon, welches im Grunde ein

eben

eben so elender, als kindischer Streit war, hat er sich etwas lächerlich gemacht.

Nach ihm muß man einen Brieme anführen, welchen die andern Prälaten für einen unächten Bruder ansahen, weil er, nach ihrer Beschuldigung, nicht viel an Gott glaubte. Sie machten ihm ernstliche Vorwürfe wegen seiner innigen Verbindungen mit den Häuptern der encyklopädischen Gesellschaft.

Man rühmt einen Pompignan wegen seiner regelmäßigen Sitten, seines Fleißes in den Bischöflichen Verrichtungen, seiner Gelehrsamkeit, und seines Eifers in Vertheidigung der Religion gegen die Ungläubigen, wofür der Herr von Voltaire ihn, wiewohl mit wenigem Glücke, gehechelt hat.

Was läßt sich von Roquelaure sagen? Daß er ein ziemlich schöner Prälat, erster Allmoseniren des Königs, ein der Gräfin du Barry sehr ergebener Höfling, und mit dem Kanzler innigst verbunden ist. Als ordentlicher Staatsrath versäumte er nicht eine einzige Erscheinung des Conseils im Parlament zu den Zeiten dieser lächerlichen Sitzungen. Anfänglich ward er tapfer mit ausgezischt. Seine Eitelkeit ward dafür durch nichts geringers, als durch eine Stelle in der französischen Akademie, entschädigt. Er verfaßt nichts selbst; predigt auch nicht; er hat nie in seinem Leben einen Buchstaben gemahlt.

Noch ist nicht zu vergessen der Prinz Ludewig, auch von der Akademie. Seines Namens wegen ward er in derselben aufgenommen, und aus eben derselben Ursach als außerordentlicher Ambassadeur nach Wien geschickt. Man weis nicht, ob er grosse Geistesgaben hat, aber an körperlichen Gaben muß es ihm wohl nicht fehlen, weil er in seiner Jugend das Projekt gemacht hatte, nach und nach bey allen Mädgen von Paris zu schlafen. Vortrefliches Mitglied der Prälatur!

Ein Herr Desnos hat sich berühmt, wie man sagt: daß er während den Sitzungen der Stände von Nantes, einhundert und achtzig Mädgen entjungfert, und fast alle Mitglieder des Parlaments von Rennes zum Hahnrey gemacht hätte, welches, seiner Aussage nach, der einzige Weg wäre, auf welchem sich ein Geistlicher, wie er, an den Gerichtspersonen rächen könnte.

Ein andrer, der in Ansehung seines Geschmacks am schönen Geschlecht, nicht minder empfohlen zu werden verdient, ist ein Herr von Jarente. Den größten Verdruß in seiner Verbannung machte ihm die Entfernung von den Mädgen zu Paris, welche er mit der größten Leidenschaft liebte. Wenige Prälaten haben so öffentliches und auffallendes Aergerniß gegeben. Als er das Pfründenblatt hatte, das heißt: als die Besetzung aller geistlichen Aemter durch ihn geschah, hatte er die Schande des Priesterthums, den schlechtesten Menschen, einen Abbe de Foix, zum Unterminister, welcher in Ausschweifungen und Niederträchtigkeiten ersoffen war, die heiligen Aemter mit der größten Unverschämtheit verhandelte, und sich ohn Unterlaß beschäftigte, das Serail seines Herrn mit neuen Gegenständen zu bevölkern, welche die erschlaffte Sinnlichkeit desselben von neuem beleben konnte, dabey seine eigne Nichte zur öffentlichen Beyschläferin, zur geheimen Favoritin aber eine Operntänzerin hatte, durch deren Kanal viel geistliche Gnadenbezeigungen heimlich ausflossen.

Und hiermit wollen wir diese Liste der sehr ehrwürdigen Prälaten, von der sehr ehrwürdigen französischen Klerisey, welche unter dem verstorbenen König eine Rolle spielten, beschliessen, und zum Ende dieser Uebersicht eilen.

Nach dem Tode der sehr berüchtigten Pompadour führte Ludewig der XV. ein Pflanzenleben, und

hatte

hatte Langeweile. Zu seiner Fortdauer war ein Zeitvertreib nöthig. Aus dem Schlamme der niedrigsten Ausschweifungen wählte man eine Mätresse für ihn, Namens du Barry.

Den Anfang ihres liederlichen Lebens machte diese Hure in der niedrigsten Sphäre, und erfuhr, beynahe funfzehn Jahre lang, die seltsamsten Veränderungen. Anfänglich hatte man sie unter den Laternen von Paris umherlaufen gesehn; alsdann war sie nach dem Palais Royal gekommen, diesem Entstehungsorte so mancher Markise; darauf hatte sie sich einiges Hausgeräth angeschaft, und einen nicht eifersüchtigen Liebhaber, der ihr durch guten Rath nützliche Einsichten beybrachte. Nachher hatte sie sich einem Grafen du Barry beygesellt, um Spielgesellschaften zu geben, die Vorstellungen desselben bey der Policey einzureichen, und ihm Zulauf zu verschaffen. Bald darauf hatte sie hundert tausend Livern Schulden und eine geborgte Kutsche, welches ihr einiges Ansehn in der Welt gegeben. Hernach hatte sie mit einer Frau von St. . . D. . . Umgang gehabt, welche ihr den infamen le Bel zuführte, den vertrauten Kammerdiener des Monarchen. Von Stund' an war sie als Gräfin erschienen, vorgestellt, und auf dem Schlosse einquartirt worden, von wo sie eine Prinzessin, zween Minister, und alle ehrliche Leute verjagt hatte, die nicht unter ihrer Bothmäßigkeit stehn wollten.

Was für ein Anblick, daß ein in Weichlichkeit und Schwelgerey ersoffener König die Schätze des Staats wegwirft, um eine liederliche Metze in königlichem Luxus schwimmen zu sehn, die Lasten des Volks vermehrt, um den albernen Launen derselben ein Genüge zu leisten, und das Schicksal seiner Unterthanen dem Eigensinn einer Närrin Preis giebt!

Was für ein Anblick, daß die Favoritin eines Perükenmachers der Gegenstand der Liebe und Zärtlichkeit eines Monarchen wird, und dieser ihr die liebsten Gegenstände seiner Zuneigung aufopfert!

Was für ein Anblick, daß ein Kanzler von Frankreich eine Hure, welche durch den seltensten Zufall, zu dem höchsten Gipfel der Erhebung gekommen war, nachdem sie vorher die Erstlinge ihrer Reize allen Kutscher und Pferdeknechten der Hauptstadt Preis gegeben hatte, mit dem Namen Cousine belegte!

Was für ein Anblick, daß die Großen des Reichs, welche, nach dem Ausdrucke der du Barry, ihre Freunde bis zum Hängen waren, ihre Verwandschaft mit dem größten Eifer suchten! Was für ein Anblick, daß ein Prinz von Soubise sich meldet, und ein Prinz von Conde anderthalb Millionen Livern fordert für seine Einwilligung zu einer Heirath der Mademoiselle de Tournon, ihrer Nichte, mit einem Sohn des Schurken du Barry; daß ein Herzog von Chartres um die Würde eines Großadmirals bey derselben anhält; daß ein Herzog von Orleans sich zu den niederträchtigsten Bitten erniedrigt, um des Königs Einwilligung zu seiner Vermählung mit der Markise de Montesson zu haben, und daß ein Graf de la Marche eine Niederträchtigkeit über die andre begeht, um einen Theil desjenigen zu bekommen, was man dem Grafen von Clermont abgenommen hat!

Was für ein Anblick endlich, daß ein König mit einem Neger schäckert, um seiner Maitresse zu gefallen, daß er denselben zum Gouverneur eines Schlosses macht, mit sechshundert Livern Besoldung, und daß der Monarch, die Prinzen vom Geblüt, die Minister, und kurz, der ganze Hof zu den Füßen einer du Barry liegen!!!

Es ist bekannt, daß der Monarch, als ein Opfer seiner Geilheit starb. —

Jahrbücher
Ludewigs des XV.

Erstes Kapitel.

Mit kühner Hand wollen wir die Jahrbücher der Regierung eines Fürsten schreiben, der in den ersten Lustern derselben das Vergnügen, so wie in den letzten der Fluch seiner Unterthanen war. Der Tod warf den Götzen nieder; die Wahrheit tritt ans Licht; warum sollten wir uns fürchten sie zu sagen?

Ludewig der XIV. war gestorben.*) Freudenfeuer, beissende Satiren, grobe Gassenhauer eines ausgelassenen Volks, bewiesen genung, wie groß bey einer Nation, welche ihre Könige anbetet, die Freude über seinen Tod war.

Der einzige kostbare Zweig des Durchlauchtigen Hauses Ludewig der XV., ein Kind von fünf Jahren, folgte seinem Aeltervater. Philipp, Herzog von Orleans, der Enkel eines Französischen Königs, verwaltete die Regierung während der Minderjährigkeit des Monarchen. Neid und Verläumdung haben uns von diesem Prinzen die abscheulichsten Schilderungen hinterlassen, aber seine Regierungsverwaltung wird auf immer merkwürdig bleiben.

*) Den 1ten September 1715.

Der Ehrgeiz Ludewig des XIV. hatte das Königreich in die kläglichste Lage versetzt.*) Die Nationalschuld war zu einer ungeheuren Größe gestiegen. Die Einkünfte waren bis und mit 1717. voraus gehoben. Alles prophezeyte eine stürmische Vormundschaft.

Kaum hatte Ludewig der XIV. seine Augen geschlossen, als alle Aussichten, alle Unterhandlungen, und selbst die ganze Staatskunst in seiner Familie, und bey allen Fürsten eine andre Gestalt annahmen. Die so gefürchtete Einigkeit zwischen Frankreich und Spanien, welche so viele Staaten beunruhigt hatte, ward gebrochen. Mit England ward ein Bündniß geschlossen. Der Regent von Frankreich, im Einverständniß mit den Engländern, bekriegte Spanien, so daß, wie Voltaire ganz recht sagt, der erste Krieg Ludewigs des XV. gegen seinen Oheim geführt ward, welchen Ludewig der XIV. mit Verschwendung so vieler Schätze, und so vielen Blutes, eingesetzt hatte.

Ludewig der XV. war noch ein zartes Kind; dabey kränklich und schwächlich. Durch seinen Tod wäre der Staat und ganz Europa in eine mißliche Lage gekommen. Die vornehmsten europäischen Mächte sahen sich der Gefahr näher, als sie geglaubt hatten, und fürchteten sich den Frieden verschwinden zu sehn, über den sie sich beklagten.**) Die Furcht vor der Zukunft brachte das Vergangene in Vergessenheit, und Europens ganze Staatskunst machte sich

(* Ludewig der XIV. hatte kurz vor seinem Tode, da Frankreich in der höchsten Noth war, acht Millionen negociirt, und zwey und dreyßig dafür verschrieben; das heißt, vierhundert in Obligationen weggeben, um hundert in baarem Gelde zu bekommen.

**) S. des Abbe Mably Staatsrecht von Europa.

sich ein Geschäft daraus, dem Bruche zwischen Frankreich und Spanien vorzubeugen.

Nach dem utrechter Frieden war der Herzog von Orleans, der jetzige Regent von Frankreich, der muthmaßliche Kronerbe; aber man hatte Spanien in Verdacht, daß es seine Rechte geltend machen würde, wenn Frankreich das Unglück hätte, seinen König zu verlieren, ehe derselbe einen Sohn zeugte. Diese Furcht war auch nicht ohne Grund, da Spanien aus dem Schlummer zu erwachen begann, in welchem es unter den letzten Oesterreichischen Prinzen gelegen hatte, und voll großer Ansprüche, nur auf günstige Umstände lauerte, um die Länder wieder zu erobern, die man ihm ungerechterweise abgenommen, und die es nur gezwungen abgetreten hatte.

Alberoni, ein vielumfassendes Genie, ehrgeizig, unruhig, voller Hülfsquellen, aber mehr verwegen als klug, der aus einem schlechten Dorfpfarrer Kardinal geworden war, stand an der Spitze einer Nation, welche ein langwieriger, bis in das Herz ihrer Provinzen gespielter Krieg, aus ihrer gewöhnlichen Schlafsucht geweckt hatte. Er hatte die Finanzen und die Macht der spanischen Monarchie wieder hergestellt, und den Rädern der Regierung die rastlose Thätigkeit seiner Gemüthsart mitgetheilt.

Der Hof von Madrid war die Macht gar nicht mehr, welche in ihrer natürlichen Schwerfälligkeit, fremden Eindrücken folgte. Er erhielt alle Staaten in Aufmerksamkeit, und war auf einmal, durch eine Art von Wunderwerk, die Seele aller ihrer Bewegungen geworden. Bey den Kroneinkünften herrschte wieder Ordnung; die Truppen waren zahlreich, kriegerisch, und unter guter Mannszucht; die Seemacht setzte den Hof in den Stand, einen

Theil seines alten Ruhms wieder herzustellen. Europens Politik konnte bey diesen Umständen nicht müßig seyn, und der Regent benutzte den Argwohn und die Unruhe, welche Spanien einflößte, um den Frieden zu bevestigen, dessen Frankreich bedurfte. Er hielt es sogar für nützlich für Frankreich, die Rechte seines Hauses auf eine Art sicher zu stellen, welche jedem bürgerlichen und auswärtigen Kriege vorbeugte, im Fall der König ohne männliche Erben versterben sollte.

Das Jahr 1716. ward auf Unterhandlungen zwischen Frankreich, England und den vereinigten Niederlanden, verwendet. In dem folgenden Jahre unterzeichneten diese drey Mächte im Haag den Tripelallianztraktat.

Bloß durch diese weise Staatskunst war es möglich, die Entwürfe des Alberoni zu vereiteln, welcher sich vorgesetzt hatte, Europa umzukehren, und demselben eine neue Gestalt zu geben. Unter dem Vorwande, den von der Pforte angegriffenen Venetianern Hülfe zu leisten, sann er auf nichts geringeres, als auf die Eroberung von Italien. Seinem Entwurfe gemäß sollte Spanien Sardinien und beyde Sicilien wegnehmen; aber um diesen Entwurf auszuführen, war es nicht genug, daß der Wiener Hof mit dem Türkenkriege in Ungarn beschäftigt war. Er dachte also in Frankreich einen Bürgerkrieg zu erregen, sich der Person des jungen Königs und des Herzogs von Orleans zu bemächtigen, diesem letztern die Regentschaft abzunehmen, und dieselbe dem Könige von Spanien, Philipp dem V., zu geben. Alberoni stand zugleich mit der Pforte, mit dem Czaar Peter dem I. und mit Karl dem XII. in Unterhandlungen, und war im Begriff, die Konstitution von England umzuwerfen, und den Prätendenten wieder auf den Thron

seiner

seiner Väter zu setzen. Ein Theil von Italien sollte wieder unter spanische Bothmäßigkeit kommen; Philipp der V. war zum Regenten von Frankreich erklärt, und das Haus Stuart sollte wieder den brittischen Thron besteigen. Das Glück vereitelte alle diese weitaussehende Entwürfe. Alberoni ward beynahe das einzige Opfer so vieler Intriguen und Unruhen, womit er Europa heimsuchen wollte. Er fiel in Ungnade, und der König v. Spanien gab dem Anliegen der vereinigten Niederlande nach, und unterzeichnete den 17ten Februar 1720. seinen Beytritt zur Quadrupelallianz.

Wir übergehn, als bekannt, die Verschwörung des Prinzen von Cellamarn, welcher auf Anstiften des Alberoni, sich des Königs und des Regenten bemächtigen sollte. Herr von Voltaire versichert, daß der Herzog von Orleans dem König Philipp den Frieden nicht anders bewilligen wollte, als unter der Bedingung, daß derselbe seinen Minister wegjagte. Andre geben eine andre Ursach seines Falles an. Genug, er ging nach Italien, und dieser Mensch, sagt Voltaire, welcher hernach päbstlicher Legat in Bologna war, als er nicht mehr unternehmen konnte, Königreiche über den Haufen zu werfen, suchte zum Zeitvertreib die Republik San Marino zu vernichten.

Zweytes Kapitel.

Frankreich war seinem Untergange nahe. Alles schien verloren; als sich ein politischer Marktschreyer meldete. John Law, ein Schottländer von Geburt, war ein starker Spieler, ein treflicher Rechenmeister, und hatte, wie man sagt, eines Mordes wegen, aus England flüchten müssen. Er fand einen Prinzen und ein Publikum vor, welche

che beyde nach Neuerungen lüstern waren. Seine Plane, die bekannt genug sind, wurden angenommen.

Jedermann weis, daß die Nation gezwungen ward, ihr Geld herzugeben, und Papier dagegen anzunehmen. In den Häusern wurden die schärfsten Untersuchungen angestellt. Der englische Gesandte sagte bey dieser Gelegenheit: Es wäre nicht mehr daran zu zweifeln, daß Law nicht ein ächter Katholik seyn sollte, weil er die Inquisition in Frankreich eingeführt, nachdem er die Transsubstantiation durch die Verwandlung des baaren Geldes in Papier bewiesen hätte.

Diese unbegreifliche Verblendung konnte nicht beständig dauern. Law, der sich lange vergeblich bemüht hatte, die Approbation des Parlaments für sein System auszuwürken, wollte dasselbe gänzlich übern Haufen werfen. Er gab, mit Beystimmung des Abbe Dubois, und des Herzogs de la Force, dem Regenten dem Rath, den Gliedern des Parlaments die Kaufgelder ihrer Stellen in Papier zurückzuzahlen, und dadurch den König zum Eigenthümer des Parlaments zu machen.

Auf der andern Seite wollte das Parlament diesem Law heimlich den Proceß machen. Abgeordnete Kommissarien hätten schon Zeugen abgehört, und man hatte nichts Geringeres im Sinne, als den Schuldigen vestzunehmen, seinen Proceß in Zeit von zwo Stunden zu Ende zu bringen, ihn bey verschlossenen Thüren, auf dem Hofe des Parlaments hängen zu lassen, darauf die Thüren zu öfnen, und dem Volke den gehangenen Leichnam zu zeigen. Aber der Regent bekam Wind davon, und Law ward gerettet.

Dieser sonderbare Mensch war aus einem Schottländer ein naturalisirter Franzose, aus einem Protestan-

testanten ein Katholik, aus einem Landläufer ein Herr der schönsten Landgüter, aus einem Wechsler ein Staatsminister geworden. Wenn er auf das Schloß kam, waren Herzoge und Pairen, Marschälle von Frankreich, und Bischöfe in seinem Gefolge. „Was will man machen, sagte der Mar„schall von Villeroi: man muß den Ministern „den Nachttopf vorhalten, so lange sie im Amte „sind, und ihnen denselben auf den Kopf giessen, „wenn sie abgesetzt sind. Es mag als Finanzmi„nister ans Ruder kommen, wer da will, so erklä„re ich im Voraus, daß ich sein guter Freund, und „sogar ein wenig verwandt mit ihm bin."

Law mußte endlich mit den Verwünschungen der ganzen Nation beladen, aus einem Lande fliehen, welches er hatte bereichern wollen, statt dessen aber zu Grunde gerichtet hatte. Er starb zu Venedig im größten Elende.

Während diesen Unruhen hatte der junge Graf **Anton Joseph von Horn**, ein Mensch von zwey und zwanzig Jahren, aus Flandern gebürtig, einen reichen Kaufmann ermordet, um demselben seine Wechsel abzunehmen, und ward nach einem kurzen Processe lebendig gerädert. Er war mit vielen regierenden Häusern, und selbst mit dem Regenten verwandt. Von allen Seiten liefen Bittschriften ein, dem jungen Menschen das Leben zu schenken, oder wenigstens die Todesart zu ändern. Man stellte dem Herzoge vor, daß keine Tochter aus dem Hause **Horn**, bis ins dritte Glied, in irgend ein Stift aufgenommen werden könnte; man berief sich auf die Verwandschaft mit dem Regenten selbst. Umsonst! zu den bekannten Antworten, die der Herzog gab, setzte er noch hinzu: „Die „Schande trift ja auch mich; damit können sich die „andern Verwandten trösten."

Als alle Hofnung den Herzog zu erbitten verlohren war, fanden die Prinzen von Robecq und von Isenghien, die mit dem Beklagten sehr nahe verwandt waren, Mittel, zu demselben ins Gefängniß zu kommen, und ermahnten ihn, sich der Schande einer solchen Todesstrafe zu entziehn, und Gift zu nehmen, welches sie ihm mitbrachten. Als aber der Graf schlechterdings nicht dazu zu bereden war, verließen ihn die Prinzen mit den Worten: „Geh, „Elender! Du bist keines andern Todes wehrt, als „unter den Händen des Henkers."

Vor diesem Verbrechen war der Graf Horn schon für einen Jauner und ausgemachten Taugenichts bekannt. Seine Familie, welche von seiner üblen Aufführung Nachricht bekommen, hatte einen Edelmann abgeschickt, seine Schulden zu bezahlen, und ihn heimzuhohlen, entweder mit Güte, oder mit Gewalt, allenfalls durch Auswürkung eines Befehls vom Regenten, daß er Paris räumen sollte. Unglücklicherweise kam dieser Edelmann vier und zwanzig Stunden nach der verübten Mordthat in Paris an.

Der Regent hatte die Güter des Grafen Horn konfisciert, und dem Bruder desselben zugesprochen. Dieser schrieb an den Herzog:

„Ich beschwere mich nicht über den Tod meines „Bruders; wohl aber darüber, daß Ew. Hoheit in „seiner Person die Rechte des Königreichs, des „Adels, und der Nation beleidigt haben. Ich „danke Ihnen für die Konfiskation seiner Güter. „Ich würde mich für eben so infam halten, als „ihn selber, wenn ich jemals die geringste Gnade „von Ihnen annähme. Ich hoffe, daß Gott und „der König Ihnen einst eine eben so pünktliche „Gerechtigkeit wiederfahren lassen werden, als Sie

„die

„dieselbe meinem unglücklichen Bruder haben wi-
„derfahren lassen. . .“ *)

Drittes Kapitel.

Nachdem wir den Kardinal Alberoni geschildert haben, müssen wir hier auch von dem Abbe und nachmaligen Kardinal Dubois reden: der nicht minder sonderbar, und gekannt zu werden verdient.

Ein biegsames Genie, ein einschmeichelndes Wesen, etwas Verstand, viel Ausschweifung, vorzüglich der nehmliche Hang mit dem Herzog von Orleans zu Seltsamkeiten und Vergnügungen, machten sein erstaunliches Glück. Wäre dieser Kardinal, welcher aus einem blossen Präceptor des Regenten bevollmächtigter Ambassadeur und Premierminister ward, ein ernsthafter Mann gewesen, so würde man sich über ein solches Glück entrüstet haben; jetzt war es bloß lächerlich. Der Regent, sagt Voltaire: tändelte mit seinem Premierminister, und glich jenem Pabste, der seinen Affenträger zum Kardinal machte.

Dubois hatte sich in seiner Jugend mit einem hübschen Bauermädgen aus einem Dorfe bey Limoges verheyrathet. Der Mangel zwang dieses Ehepaar, sich zu trennen. Sie wurden darüber einig, daß die Frau sich ernähren sollte, wie sie könnte, der Mann aber nach Paris gehn, und dort sein Heil versuchen sollte.

Als er Bischof geworden war, befürchtete er, daß diese Verbindung, welche nicht zu den Freyhei-
ten

*) Dieser Brief ist nebst den andern Dingen, welche den Tod des Grafen von Horn betreffen, aus den Schriften der damaligen Zeit, und aus der Anekdotensammlung eines Gelehrten, genommen, welcher damals mit den vornehmsten Häusern Umgang hatte.

ten der gallischen Kirche gehört, an den Tag kommen mögte. Er eröfnete die Sache im Vertrauen dem Intendanten von Limoges B...., welcher Mittel fand, das Blatt, nebst dem Aufsatz des Notarius, aus dem Trauungsregister wegzuschaffen.

Dubois hatte das Zutrauen des Regenten erworben, und ward 1716. Staatsrath. Im folgenden Jahre ward er zum bevollmächtigten Ambassadeur ernannt, und unterzeichnete im Haag den Traktat der Tripelallianz. Im Jahre 1718. unterzeichnete er zu London den Traktat, der ganz Europa den Frieden brachte. Bey seiner Zurückkunft ward ihm das Deparment der auswärtigen Angelegenheiteu übertragen. Im Jahr 1720. ward er Erzbischof von Cambray.

Als dieses Erzbisthum, durch den Tod des in Rom verstorbenen Kardinals de la Tremouille, erledigt war, hatte Dubois die Unverschämtheit, den Regenten um dasselbe anzusprechen. „Ich muß „Ew. Hoheit meinen Traum erzählen, sagte er: ich „träumte diese Nacht, ich wäre Erzbischof von Cam„bray.“ Der Regent versetzte mit verächtlicher Mine: Du hast sehr lächerliche Träume! — Und warum könnten Sie mich nicht zum Erzbischof machen, so gut als einen andern? — Du? Erzbischof? Daß Gott erbarm!

Dubois fing nun an, alle die elenden Geschöpfe herzurechnen, welche er, und le Tellier, der Kirche verehrt hätten. Der Regent, den die lange Liste sowohl, als die Zudringlichkeit der Bitte, ungeduldig machte, rief aus: Wer würde wohl einem solchen Raubvogel, wie Du bist, die Weyhe geben? — O! wenn sonst nichts ist, versetzte Dubois, so ist alles gut. Der Raubvogel, der mich Raubvogel einweyhen soll, ist in Ihrem Vorzimmer

mer; es ist Ihr erster Allmosenierer, der Erzbischof von Rheims; die Wahl wird ihm freuen, ich will ihn hereinholen.

Mit den Worten fliegt er ins Vorzimmer, sagt dem Erzbischof Tressan, was im Werke ist, und als dieser einwilligt, nimmt er ihn bey der Hand, stellt ihn dem Regenten vor, und verdoppelt seine Danksagungen. Tressan lobt die Wahl; aber der Regent sagt kein Wort. Nun geht Dubois weg, und erzählt der ganzen Welt, daß er Erzbischof von Cambray geworden, in der Absicht, die auch gelang, daß Niemand sich weiter zu dieser Stelle melden sollte. Darauf schreibt er an Nericault Destouches, welchen er, zu Besorgung der Angelegenheiten seines Hofes, in London zurückgelassen hatte, er mögte den König George bereden, daß er den Regenten um das Erzbisthum von Cambray für den Minister anspräche, welcher die Allianz gemacht hätte.

Bey diesem Antrage brach der König von England in ein lautes Gelächter aus. „Wie kann denn, „sagte er zum Destouches, ein protestantischer „Fürst sich damit abgeben, in Frankreich einen Erz„bischof zu machen? Der Regent wird darüber la„chen, und es gewiß nicht thun. Verzeihen Sie, „Sire! erwiederte Destouches, lachen wird er „freylich wohl, aber er wird es doch thun;“ mit diesen Worten überreicht er dem Könige das schon fertige und recht dringend eingerichtete Schreiben. „Gieb nur her, sagte der Monarch: wenn Dir da„mit ein Gefalle geschicht,“ und unterzeichnete den Brief.

Der Regent scheint nur gespaßt zu haben, als er seine Abneigung zu erkennen gab, den Dubois zum Erzbisthum von Cambray zu erkennen, weil er eben zu dieser Zeit daran arbeitete, demselben

den Kardinalshut zu verschaffen, und würklich schon deshalb an den Pabst geschrieben hatte.

Der Prätendent, der damals nach Rom geflüchtet war, befand sich in einer so schlimmen Lage, daß er dem Dubois seine Ernennung angeboten hatte, wenn dieser die Auszahlung der von dem Regenten ihm versprochenen Pension bewürkte. Aber der Abbe hütete sich, diese Ernennung anzunehmen, welche ihn bey dem König George in Mißkredit gebracht haben würde. Er wollte sich bey demselben lieber mit der Ablehnung derselben ein Verdienst machen, um seiner Vorsprache bey dem Regenten gewisser zu seyn.

Clemens der XI. war ziemlich geneigt, dem Dubois den Hut zu geben, wenn Frankreich nur dazu mitwürken wollte, ihn dem Kardinal von Noailles wieder abzunehmen. Dubois versuchte zwar hierauf, denselben von den Genuesern in Verhaft nehmen zu lassen, aber diese wollten nicht dazu verstehn.

Unterdessen ließ Dubois in Rom ohne Unterlaß um den Kardinalshut anhalten. Um dem Gesuche mehr Gewicht zu geben, trug er dem Kardinal de Rohan an, nach Rom zu gehn, und das Geschäft zu beschleunigen, und versprach, demselben bey seiner Zurückkunft die Premierministerstelle zu verschaffen. Dieser machte Anstalt zur Abreise, als man den Tod des Pabstes erfuhr. Der Kardinal reiste zum Konklave ab, und bekam so viel Geld mit, als nöthig war. Er wählte den Abbe Tencin zum Konklavisten, und ließ den Laffiteau draußen, um die Briefe des Dubois in Empfang zu nehmen.

Dieser schrieb an Dubois, daß er, troß der vorgeblichen Undurchdringlichkeit des Konklave, jede Nacht, mittelst eines Nachschlüssels, mitten durch

fünf

fünf Wachtstuben, ins Konklave ginge. Tencin nahm unterdessen Maaßregeln, welche seiner und seines Kommittenten würdig waren. Er versprach dem Kardinal Conti, ihm die dreyfache Krone zu verschaffen, und zwar durch die Französische Faktion, und andere gut bezahlte Anhänger, wenn er sich schriftlich verbindlich machen wollte, nach seiner Erhebung dem Abbe Dubois den Hut zu geben. Als der Handel geschlossen und unterschrieben war, spielte Tencin seine Rolle so würksam, daß Conti zum Pabst gewählt ward.

Tencin forderte denselben nun auf, sein Versprechen zu halten. Der Pabst antwortete: Er würde sich ewig vorwerfen, daß er durch eine Art von Simonie zur hohenpriesterlichen Würde gestiegen wäre; niemals aber würde er dadurch seine Sünde erschweren, daß er das Kardinalat an einen Unwürdigen verschleuderte. Tencin, welcher sieht, daß er nichts ausrichten kann, droht dem heiligen Vater, seine Schrift öffentlich bekannt zu machen. Der erschrockne Pabst glaubte, der Kirche ein solches Aergerniß zu ersparen zu müssen. Er schwankte aber doch noch, als sein Sekretär Seglione dem Tencin Nachricht gab, daß sein Herr nach einer Bibliothek sehr lüstern sey, daß man aber zwölftausend Thaler dafür verlange, welche er nicht aufbringen könne. Die Summe ward gleich gezahlt, und gab den Ausschlag dahin, daß der Pabst den Dubois zum Kardinal ernannte.

Als Tencin von Rom zurückgekommen war, hielt der Kardinal Dubois denselben am geschicktesten dazu, ihm in dem letzten und größten seiner ehrgeizigen Entwürfe zu dienen, und unterrichtete ihn, wie er seine Rolle spielen sollte.

Nachdem Tencin in einer Audienz dem Regenten gesagt hatte, wie sehr der römische Hof mit dem

Betragen und den Talenten des Kardinals Dubois zufrieden wäre, gab er zu verstehn, daß dieser Hof erwartete, denselben bald als Priemierminister zu sehn, und daß Sr. Hohheit, zu Ihren eignen Ruhe, und zum Besten des Staats, keine bessere Wahl treffen könnten.

Kaum hatte Tencin diese Materie berührt, als der Regent ihn mit den Worten unterbrach: „Was „zum Teufel! will denn der Kardinal? Ich lasse „ihm die ganze Gewalt eines Premierministers, „und er ist noch nicht damit zufrieden; er will auch „den Titel haben. Was will er damit? Wie lange wird er ihn genießen? Er ist ja schon über halb „verfault an der Lustseuche! Der Wundarzt, der „ihn besichtigt hat, versichert, daß er nicht sechs „Monate mehr zu leben hat."

Wenn das wahr ist, Ihro Hoheit, so rathe ich Ihnen, ihn je eher je lieber zum Premierminister zu ernennen; die Volljährigkeit des Königs rückt heran. Wahrscheinlichweise werden Sie, in Rücksicht auf Ihre Geburt und Ihre Dienste, das Vertrauen des Königs behalten. Aber bey alledem werden Sie keine eigenthümliche Gewalt mehr haben! Ein großer Prinz wie Sie, hat immer Feinde und Neider; diese werden suchen, den König von Ihnen abwendig zu machen; die am nächsten um denselben sind, werden gerade nicht Ihre getreusten Anhänger seyn. Sie können Sich, am Ende Ihrer Regentschaft nicht zum ersten Premierminister vorschlagen. Machen Sie den Kardinal dazu. Wenn er stirbt, werden Sie den Titel erben, der nicht für Sie erst aufgebracht wird, und an welchen das Publikum alsdann schon gewöhnt ist. — Diese Gründe fielen dem Prinzen auf, und Dubois ward Premierminister.

Er

Er starb an den Folgen seiner Ausschweifung. Der Regent war froh über seinen Tod, und die Nation lachte über seinen Hintritt, wie sie über seine Ministerschaft gelacht hatte.

Viertes Kapitel.

Nach dem Tode des Kardinals Dubois nahm der Herzog von Orleans den Premierministertitel an, und zeigte sich eben so groß in seiner Ministerschaft als in der Regentschaft. Er allein trug die ganze Last der Geschäfte; er allein lenkte das Ruder des Staats. Alle damalige Minister waren untergeordnete Genieen, welche der Herzog leiten und zurechtweisen mußte. Durch seine Klugheit und Standhaftigkeit zerstreute er das Feuer eines allgemeinen Kriegs, welcher Europa bedrohte; er hielt alle Mächte in Schranken, und stellte, so viel möglich, in den zerrütteten Angelegenheiten des Reichs, Ordnung her. Bald aber unterlag dieser Prinz der übermäßigen Arbeit, welcher er sich unterzog. Er hatte eben Audienz gegeben. Als er in sein Zimmer zurückkam, fand er seine Maitresse, die Herzogin von Phalaris. Kommen Sie, sagt er: und heitern Sie mich mit Ihren Erzählungen auf; ich habe heftige Kopfschmerzen. Und so stirbt er in ihren Armen.

Mit Uebergehung der Dinge, die von diesem Prinzen schon bekannt genug sind, wollen wir hier nur noch einige minder bekannte Anekdoten anführen.

Als der Herzog und die Herzogin du Maine in Verhaft genommen wurden, wollte der erste Präsident, der sich nicht recht rein wußte, erforschen, in wie weit der Herzog hinter die Schliche gekommen wäre, und ließ sich durch Mademoiselle

de la Chausseraye eine geheime Audienz ausbitten.

Er ward durch eine Hinterthür in das Zimmer des Herzogs eingelassen, bey welchem er die Chausseraye fand, welche durch die gewöhnliche Thür hereingekommen war. Der Präsident rühmte mit vielen Worten seine Ehrfurcht, und unverbrüchliche Ergebenheit, und freute sich, die Versicherung dieser Gesinnungen zu einer Zeit erneuern zu können, da so viel andre ihre Pflicht aus den Augen setzten. Während dieser Versicherungen suchte er in den Augen des Prinzen zu lesen, was seine Rede für einen Eindruck machte. Aber der Regent nahm sich so in Acht, daß der Präsident, der gar nichts merkte, in neue Ergebenheitsversicherungen ausbrach, und sehr zufrieden mit sich selbst abtreten wollte, als der Herzog ihm ein Papier überreichte, und mit der kaltblütigsten Mine sagte: Kennen Sie das? — Lesen Sie einmal.

Es war ein Brief des ersten Präsidenten selbst, worin er dem Könige von Spanien für die Gesinnungen des Parlaments bürgte, und sich so deutlich ausdrückte, daß an keine mildernde Erklärung zu denken war. Der Präsident fiel, wie vom Blitz getroffen zur Erde, da ihn das Podagra hinderte, auf die Knie zu fallen; umfaßte die Füße des Herzogs, versicherte ihn seiner Reue, und bat um Gnade.

Der Regent warf ihm, ohne ein Wort zu sagen, einen zornigen Blick zu, und ging in ein ander Zimmer.

Die Chausseraye, welche über den Auftritt erschrocken war, machte dem Präsidenten Vorwürfe, daß er sie verleitet hätte, um diese Audienz anzuhalten. Jener, statt aller Antwort, beschwor die-

dieselbe, dem Regenten nachzugehn, und ihn zu besänftigen.

Sie thats, und der Prinz eiferte über das Verbrechen und die Verwegenheit des Präsidenten, den er wollte in Verhaft nehmen lassen. „Das thun „Sie gewiß nicht, sagte sie lächelnd: das läßt Ih„re Klugheit nicht zu. Sie würden dabey zu sehr „als Mensch erscheinen. Mit diesem Menschen „können Sie von nun an in Parlamenten machen, „was Sie wollen. Sie haben zuweilen solche „Schäker nöthig; es ist genug, daß Sie denselben „zwischen Furcht und Hofnung erhalten. Ich will „gehn, und ihm Muth einsprechen, damit er Kräf„te bekömmt, nach Hause zu gehn. Der gütige „Regent vergab dem Präsidenten.“

Die Dame fand denselben mehr todt als lebendig. Es gelang ihr aber, ihn wieder zu beruhigen, und Wagen bringen zu lassen.

Der englische Ambassadeur, Graf von Stair, hatte erfahren, daß der Prätendent Chaillot verlassen würde, wo er versteckt war, um nach Bretagne, von da unter Segel nach Schottland zu gehn, und sich an die Spitze seiner Parthey zu stellen. Er bat also den Regenten, diesen Prinzen, der durch Chateau-Thierri gehn mußte, in Verhaft nehmen zu lassen.

Der Regent, welcher zu gleicher Zeit die schottländischen Unruhen nähren, und dem Könige George Dienstfertigkeit zeigen wollte, befahl, in Gegenwart des Ambassadeurs, dem Garde-Major Contades, nach Chateau-Thierri zu gehn, und den Prätendenten, bey seiner Durchreise, vestzunehmen. Contades, ein Mann von Kopf, errieth die Meynung des Herzogs, und reiste den 3ten November 1715. ab, mit dem vesten Vorsatz, das nicht zu finden, was er suchte.

Stair, welcher dem Regenten nicht recht trauete, beschloß, den König George, durch ein Bubenstück von seiner Unruhe zu befreyen. Er trug dem in französischen Diensten irrländischen Obersten Douglas auf, sich mit dreyen Meuchelmördern zu Nonnancourt in den Hinterhalt zu legen. Sie fraglen, bey ihrer Ankunft, mit so vieler Hitze: ob nicht eine Postchaise, welche sie beschrieben, dadurch gegangen wäre, daß die Postmeisterin l'Hospital, eine kluge und entschlossene Frau, Verdacht bekam.*) (Das Gerücht von der Reise des Prätendenten hatte sich schon verbreitet, seitdem derselbe aus Bar verschwunden war.)

Sie versicherte dieselben, daß kein Fuhrwerk dnrchgegangen wäre, auch keins durchgehn könnte, ohne anzuhalten, und umzuspannen.

Douglas, nachdem er lange vergeblich an der Thür gewartet hatte, machte sich mit einem von seinen Leuten auf den Weg nach Bretagne, und ließ die beyden andern im Hause zurück.

In demselben Augenblicke schickte die Postmeisterin durch eine Hinterthür einen Pistillion ab, um dem Wagen auf der pariser Straße entgegen zu reiten, und denselben auf einem andern Wege zu einer ihrer guten Freundinnen zu bringen.

Einer von den zurückgebliebenen Engländern hatte sich aufs Bett geworfen, unterdessen der andre an der Thüre Schildwacht stand. Sie beredete einen zuverläßigen Postillion, denselben zum Trinken zu bewegen, und zu berauschen. Darauf sperrte sie den Schlafenden ein, und ließ die Gerichten nebst der

*) Man erfuhr hernach, daß diese drey Trabanten des Douglas entschlossene Bösewichter waren, welche, vor ihrer Abreise aus London, Traktaten wegen ihrer Familien gemacht hatten, im Fall sie ergriffen und am Leben gestraft würden.

der Schaarwacht hohlen, welche die beyden Engländer in Verhaft nahmen. Diese beriefen sich auf ihren Gesandten, bekamen aber zur Antwort, daß sie so lange in Verhaft bleiben müßten, bis sie bewiesen hätten, daß sie dem Ambassadeur angehörten.

Während der Zeit kam der Prätendent an, und ward in das von der Postmeisterin angezeigte Haus geführt, wo sie gleich selbst hinging, und demselben erzählte, was vorgefallen wäre. Der von Erkenntlichkeit durchdrungene Prinz verhehlte nicht, daß er es wäre, und blieb zu Nonnancourt versteckt, bis man Maaßregeln gegen diejenigen genommen hatte, welche nicht vestgenommen waren.

Douglas, welcher von diesen Vorfällen benachrichtigt ward, ging eiligst nach Paris zurück, und der Prätendent reiste einige Tage nachher, als ein Priester verkleidet, in einem Wagen ab, welchen ihm seine Erretterin verschafte.

Er gab derselben einen Brief an die Königin von England, welchen die Postmeisterin selbst ihr zu Saint Germain einhändigte, und ihr alles erzählte, was vorgegangen war.

Diese Fürstin gab derselben ihr Portrait; auch der Prätendent schickte ihr das seinige. Die Lage der Mutter und des Sohns erlaubten ihnen nicht, andre Beweise ihrer Erkenntlichkeit zu geben.

Die gute l'Hopital war zufrieden, diesen Dienst geleistet zu haben, und forderte von dem Regenten keinen Ersatz ihrer gehabten Unkosten. Sie blieb fünf und zwanzig Jahre Postmeisterin, und hatte ihren Sohn zum Nachfolger, der noch jetzt Postmeister ist.

Der kühne Stair, um seinem Verbrechen einen Mantel umzuhängen, war so unverschämt, von der Vestnehmung seiner Meuchelmörder, wie von

einer Beleidigung des Völkerrechts, zu sprechen. Der Regent gab ihm zu verstehn, wie wohl er, zu seiner eignen Ehre thun würde, wenn er schwiege, und er schwieg.

Die Gräfin von Sabran wollte einst eine Stunde der Wollust benutzen, um den Regenten über eine gewisse Staatsangelegenheit auszuforschen. Er führte dieselbe zu einem Spiegel, und sagte: „Sieh Dich doch einmal an! — Kann man wohl „mit einem so niedlichen Gesichte von Staatsge„schäften sprechen?"

Fünftes Kapitel.

Künftig giebt es keine Pyrenäen mehr! sagte Ludewig der XIV. zu Philipp dem V., als dieser nach Spanien abreiste. Frankreichs Feinde suchten in diesem höflichen nichtsbedeutenden Komplimente das Resultat der ganzen Staatskunst des Großvaters und des Enkels. Man glaubte, daß die beyden Monarchien sich verschworen hätten, den Ueberrest von Europa unter das Joch bringen; daß die Höfe zu Madrid und Versailles, von nun an im engsten Bündniß, nur ein und eben dasselbe Interesse haben, und sich selbst nicht einmal wegen des gemeinschaftlichen Ehrgeizes, welchen man denselben beylegte, veruneinigen würden.

Im Grunde hatte der Beytritt des Madriter Hofes zur Quadrupelallianz das Werk des Utrechter Friedens vollkommen gemacht, weil der Kayser Philipp den V. für einen König von Spanien anerkannte, dieser aber jenem die Niederlande und die italienischen Provinzen abtrat, welche Karl der II. besessen hatte. Aber bey der allgemeinen Gährung, welche der Krieg von 1701. in den südlichen Europa verursacht hatte, waren zur Aufrecht-

hal-

haltung des Friedens noch viele andre Maaßregeln zu nehmen. Bey vielen Fürsten war ein neues Interesse eingetreten, und die alten Verbindungen schienen alle aufgelöst, oder erkaltet.

England und Frankreich ausgenommen, welche mit würklicher Aufrichtigkeit ihre Unterhandlungen betrieben, erinnerten sich alle andre Mächte ihrer wechselseitigen Hintergehungen, oder wagten es doch nicht, sich einander zu trauen, weil sie noch nicht gewohnt waren, in wechselseitigem Einverständniß zu handeln. Zu Wien und zu Madrit waren die Gemüther in gleicher Erbitteruug. Man hatte Abtretungen gemacht, ohne seinen Forderungen aufrichtig zu entsagen, und es würde schwer seyn, zu sagen, ob die Quadrupelallianz dem Kayser, oder dem Könige von Spanien, mehr zuwider war. Kurz! das Feuer war nicht ausgelöscht, es war nur unter der Asche versteckt, und um einer zwoten Feuersbrunst vorzubeugen, ward ein Kongreß zu Cambray angesetzt.

Die allerseitigen Minister begaben sich dahin mit Instruktionen, welche keinen glücklichen Fortgang hoffen ließen. Der Wiener Hof schmeichelte sich, die Landeshoheit über ein Paar päbstliche Lehne, bey Gelegenheit der Erbfolge auf Parma und Toskana, davon zu tragen. Er stellte sich die Gefahr überaus fürchterlich vor, worinn er, durch die Ansetzung eines spanischen Prinzen im Herzen von Italien, gerathen würde. Kurz, der Kayser suchte nur die Schwierigkeiten zu häufen, und den endlichen Schluß der entscheidenten Anordnung ins Weite zu ziehn. Man mogte vorschlagen, was man wollte, so waren seine Minister immer fertig, alles zu verweigern, und sich immer zu beklagen.

Diese Staatskunst würde nichts gefruchtet haben, wenn Spanien klug genug gewesen wäre,

bloß

bloß sein eigenes Interesse zu Rathe zu ziehn. Es schien aber dasselbe im Gegentheil noch von dem Geiste des Kardinals Alberoni geleitet zu werden, und den Frieden für sein größtes Unglück zu halten.

Die spanischen Minister fühlten den Vortheil nicht, den sie vor dem Wienerhofe voraus hatten. Sie umfaßten zu viele Gegenstände auf einmal, um sich nicht selbst darin zu verwirren. Sie thaten Forderungen an den Kayser, ohne sich um Freunde zu bewerben, welche denselben Nachdruck geben konnten.

Ungeachtet der Friedens- und Allianztraktate, welche sie den 13ten Jun. 1721. mit England und Frankreich geschlossen hatten, beklagten sie sich gleich stark über beyde Kronen.

Die Konferenzen zu Cambray geriethen ins Stocken, obgleich Frankreich und England, mit gleichem Eifer für die Erhaltung des Friedens, und immer im Einverständniß, sich als Mittelspersonen beschäftigten.

Unterdessen daß die Schwierigkeiten sich häuften, verursachte ein unerwarteter Vorfall, und der mit den Unterhandlungen zu Cambray keine unmittelbare Verbindung hatte, die Trennung des Kongresses. Man merkt wohl, daß wir die Zurückschickung der spanischen Infantin meynen, welche dazu ausersehn war, den französischen Thron zu besteigen, aber deren zu zartes Alter nicht so frühzeitig Erben hoffen ließ, als es die Ungeduld der Franzosen erheischte. Sie war kaum sieben Jahr alt.

Ob man gleich dem Könige von Spanien die Ursachen zur Zurücksendung seiner Tochter als höchstwichtig für die Ruhe von Frankreich und ganz Europa vorstellte, so wollten sie doch dem Monarchen weder einleuchten, noch schmecken. Er wußte wohl, daß man unter dem Deckmantel einer weisen Staats-

kunst,

kunst, die Schliche einer schimpflichen Intrigue verbarg; wovon die hassenswürdigen und verächtlichen Triebfedern ihm nicht unbekannt waren.

Der Madriter Hof glaubte also eine Beschimpfung erlitten zu haben. Er rief seine Minister von Cambray ab. Sein Gesandter am französischen Hofe sagte: Spanien würde nie Blut genug haben, um den erlittenen Schimpf zu rächen. Der Herzog von Bourbon, welcher, seit dem Tode des Herzogs von Orleans, Premierminister war, antwortete: Frankreich würde nie Thränen genug haben, um die Entfernung einer Prinzessin zu beweinen, welche es anbetete.

Nach der Zerschlagung des Kongresses hofte man die Beybehaltung des Friedens nicht mehr. Daß die Feindseligkeiten nicht unmittelbar darauf folgten, davon war wohl dies die Ursach, daß das Elend des Kriegs von 1701. gar zu tiefe Eindrücke in den Gemüthern zurückgelassen hatte, daß ein allgemeines Mißtrauen allen Höfen eine gemeinschaftliche Furcht einjagte, und daß Spanien so eben die Erfahrung gemacht hatte, daß es Alliirte haben mußte, um mit Vortheil Krieg zu führen.

Ungeachtet der Abneigung, welche die beyden Höfe von Madrit und Wien, während den nun abgebrochenen Unterhandlungen, einer gegen den andern gezeigt hatten, näherten sie sich doch einander plötzlich. Der Baron von Riperda, welcher sich zu Madrit niedergelassen hatte, nachdem er daselbst holländischer Ambassadeur gewesen, entwarf einen Plan zu einer genauen Allianz zwischen Spanien und dem Hause Oesterreich. Dies Projekt ward angenommen, und der Verfasser desselben bekam den Auftrag, darüber in Unterhandlungen zu treten. Er ging heimlich nach Wien, und unterzeichnete daselbst den 30ten April 1725. vier Traktaten,

taten, nemlich einen mit dem Reich, und die drey übrigen mit dem Kayser.

Der erste enthält nichts interressantes, als die Einwilligung des teutschen Reichs zu den Anordnungen wegen der Erbfolge in die Herzogthümer Parma, Piacenza, und Toskana.

Durch den Friedenstraktat zwischen dem Kayser und dem Könige von Spanien, werden alle Artikel des Quadrupelallianztraktats bestätigt, und Philipp der V. entsagt von neuem der französischen Krone.

Der Kayser begiebt sich alle seiner Ansprüche an Spanien unter eben den Klauseln, welche in dem Traktat der Qaudrupelallianz ausgedrückt sind.

Der König von Spanien willigt in die Theilung der Provinzen, welche seine Vorfahren in Italien und in den Niederlanden besessen haben, und tritt dieselben an das Haus Oesterreich ab.

Der König von Spanien thut Verzicht auf das Rückfallsrecht in Ansehung des Königreichs Sicilien, und wird dagegen in dem auf Sardinien erworbenen Rechte bestätigt.

Der Kayser garantirt der Krone Spanien die Ordnung der Erbfolge, so wie solche durch den utrechter Frieden vestgesetzt worden, und der König von Spanien garantirt dem Kayser die pragmatische Sanktion.

Nur die Fürsten einzig und allein, welche einige Rechte an den Gütern des Hauses Oesterreich geltend zu machen gehabt hätten, wenn dasselbe ohne männliche Erben erloschen wäre, wurden durch diesen Friedenstraktat mit Spanien beunruhigt.

Frankreich war ziemlich aufrichtig zum Frieden geneigt, und war daher mehr in Sorgen, wegen der Unruhen, womit die Traktate des Barons von Ripperda Europa bedrohten, als wegen der Garantie

rantie Philipp des V. in Absicht auf die pragmatische Sanktion.

England hatte die Vereinigung zweer Fürsten mit Vergnügen gesehn, welche es schon immer einander näher zu bringen gewünscht hatte.

Man konnte nicht begreifen, wie es zuging, daß Philipp der V., der so viel Staaten von der Oesterreichischen Verlassenschaft zurückzufordern hatte, wenn der Kayser keine andern Erben hinterließ, als Töchter, die pragmatische Sanktion garantirt hätte, um nichts anders zu erhalten, als was man demselben schon durch den Quadrupelallianztraktat zugestanden hatte, und daß er dabey auf alles Verzicht that, was er auf dem Kongresse zu Cambray mit so grosser Hitze zu erstreiten gestrebt hatte.

Man hatte die neuen Alliirten in Verdacht, daß sie große Entwürfe zum Nachtheile ihrer Nachbarn schmiedeten. Man glaubte gar nicht, daß Spanien seine Gunstbezeigungen an den Kayser verschwendete, ohne daß dieser Fürst dagegen, durch irgend einen geheimen Artikel, sich anheischig gemacht hätte, es bey allen seinen Absichten zu unterstützen.

Die Erhebung des Freyherrn von Ripperda zum Herzog und Premierminister, zur Belohnung für seine Unterhandlung, vermehrte die Furcht, und England glaubte gewiß, mit einem Kriege bedroht zu seyn, wenn das damalige Gerücht wahr ist, daß Ripperda, den seine Erhebung schreckte, seine Ungnade vorher sah, und um sich eine Zuflucht in London zu versichern, seinen Herrn verrieth, und den Engländern das Geheime der von ihm vollzogenen Traktaten entdeckte.

Dem sey wie ihm wolle, die Höfe von Wien und Madrit hatten einen dritten Defensivallianztraktat geschlossen, welchen sie geheim hielten.

Was

Was nach dem Ausspruche des Herrn von Voltaire, den europäischen Höfen am meisten auffiel, war dieses, daß Philipp der V. und Karl der VI., welche sich sonst so gehässig gewesen, jetzt auf das innigste vereinigt waren, und daß das Ministerium von Madrit ein ganzes Jahr lang den Wiener Hof regierte. Dieser Hof, welcher nie eine andre Absicht gehabt hatte, als dem französischen Hause Spanien den Eintritt in Italien zu verwehren, ließ sich soweit von seinen Meynungen ableiten, daß es ein Sohn Philipp des V., und seiner zwoten Gemahlin Elisabeth von Parma, in Italien aufnahm, aus welchem es bisher alle Franzosen und Spanier ausschliessen wollte.

Der Kayser belehnte diesen jüngern Sohn seines Mitbuhlers mit Parma und Piacenza, und dem Großherzogthum Toskana. Obgleich die Erbfolge in diese Staaten noch nicht erledigt war, ward Don Karlos mit sechs tausend Spaniern in diese Staaten eingesetzt; und dieses kostete Spanien nicht mehr, als zweymal hundert tausend Pistolen für dem Wiener Hof.

Dieser Fehler kam dem Kayser in der Folge theuer zu stehen. Alles war sonderbar in diesem Vergleiche. Zwey feindliche Häuser verbanden sich, ohne daß eins dem andern traute. Die Engländer, welche alles mögliche gethan hatten, Philipp den V. vom Throne zu stossen, und demselben noch dazu Minorka und Gibraltar entrissen, waren die Mittelspessonen bey diesem Vergleiche. Ein Holländer, der Freyherr von Ripperda, welcher Herzog und in Spanien allmächtig geworden war, unterzeichnete den Traktat, fiel in Ungnade, nachdem er denselben gezeichnet hatte, und starb nachher zu Marocco, wo er eine neue Religion einzuführen versuchte.

Sechstes Kapitel.

Die Traktaten des Herzogs von Ripperda hatten Frankreich und England in überaus große Unruhe versetzt. Diese Mächte hatten Traktat gegen Traktat gesetzt, und sich durch eine den 3ten September 1725. zu Herrenhausen gezeichnete Akte, welche man gemeiniglich den Traktat von Hannover nennt, mit dem Könige von Preußen verbunden.

Diese Allianz bestätigte alle Artikel des allgemeinen Friedenstraktats von 1713. Aber unterdessen daß die vereinigten Niederlande, nach ihrer weisen Staatsklugheit, so wenig als möglich neue Verbindungen einzugehn, noch Anstand nahmen, dem Traktat von Hannover beyzutreten, und sich schmeichelten, durch Unterhandlungen die Oktroy der ostender Handlungskompagnie aufheben zu lassen, machte der Wiener Hof Unterhandlungen zu Petersburg, welche gut von Statten gingen. Die Czaarin trat den 26ten August 1726. den Wiener Traktaten bey, und übernahm die Garantie derselben. Der Kayser machte sogar den König von Preußen von dem hannöverschen Traktate abwendig, so daß derselbe den Beytritt nicht unterzeichnen wollte, welches aber die Generalstaaten endlich den 9ten August 1726. thaten.

Die hannöverschen Alliirten ersetzten den Abfall des Königs von Preußen durch die Allianz mit Schweden, welches den 25ten März 1727. ihrem Verbindungen beytrat; und durch die Konventionen, welche sie mit dem Könige von Dänemark, dem Landgrafen von Hessen-Kassel und dem Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel errichteten. Alle diese Fürsten machten sich anheischig, eine gewisse Anzahl Truppen auf den Beinen zu halten, welche den Alliirten zu Dienste stehen sollten.

Alles schien mit dem Anfange des Jahres 1727. den Krieg zu verkündigen. Der König von England machte den ersten Lärmen bey Eröfnung seines Parlaments.

„Der Handel der Nation, sagte er, wäre eben„sowohl in Ostindien, durch die Errichtung der „Kompagnie von Ostende, als in Amerika durch „die Verwegenheit der spanischen Küstenbewahrer, „seinem Untergange nahe.“

„Der spanische Hof forderte ungerechterweise „Gibraltar und Port-Mahon, diese Denkmäler „der brittischen Tapferkeit, wieder zurück, welche „zur Sicherstellung ihrer Schifffahrt im mittelländischen Meere so unentbehrlich wären. Man müß„te sich aus allen Kräften dagegen setzen, und den „Entwürfen der Wiener Alliirten zuvorkommen, „welche unter sich die Maaßregeln verabredet hät„ten, den Prätendenten nach England zu bringen, „und daselbst eine Staatsveränderung zu be„würken.“

Der Kayser seinerseits beschuldigte zu Regensburg George den I., daß er allein das Kriegesfeuer anbliese, und sogar zu Konstantinopel Intriguen machte, um die Türken zu einem Einfall in Ungarn zu bereden.

Spanien machte große Zurüstungen sowohl in seinen Häfen, als zu Lande, und Frankreich, welches diesem Beyspiel folgte, erklärte, daß wenn die Spanier einige Feindseligkeiten gegen England unternähmen, es zum Vortheil desselben einen Einfall thun würde.

So war die kritische Lage von Europa beschaffen, als Spanien von seinen Allianzen Nutzen ziehen wollte, und Gibraltar belagerte. Vielleicht wäre ein eben so grausamer Krieg, als der von 1701. ausgebrochen, und hätte sich eben so wohl durch Süden

den und Norden ausgebreitet, wenn der Wiener Hof das Unternehmen der Spanier unterstützt, oder Frankreich, hitziger als England, einen Einfall von der Seite der Pyrenäen gethan hätte. Glücklicherweise verlangten alle diese Mächte nichts als Frieden, und hatten durch alle ihre Traktaten, nichts gesucht, als sich einander in Furcht zu jagen.

Der Wiener Hof sahe den einen Theil des Reichs durch die hannöversche Allianz verbunden, und der andre schien nicht entschlossen, mit ihm gemeine Sache zu machen. Er schätzte die Freundschaft der Engländer nach ihrem wahren Wehrt, und betrachtete dagegen seinen Traktat mit Spanien nur wie eine von den ungewissen Verbindungen, welche ihr Entstehn mehr der Laune, als der Staatskunst, zu danken haben, und deren Dauer von veränderlichen Umständen, und vorübergehendem Interesse, abhängt.

Das französische Ministerium wollte den Frieden beybehalten, es mögte kosten was es wollte, und darin ward es von den friedlichen Gesinnungen des Königs von England unterstützt, der bloß sich so gestellt hatte, als ob er Krieg verlangte, um ansehnliche Subsidien von seinem Parlament zu erlangen, und als Gibraltar belagert ward, weit entfert, der Krone Spanien den Krieg anzukündigen, sich damit begnügte, Kaperbriefe gegen die spanischen Schiffe ausgeben zu lassen.

Der spanische Hof, von der andern Seite, welcher von seinen Alliirten nicht sonderlich unterstützt ward, und den Geschmack am Kriege, durch die Schwierigkeiten seiner Unternehmung verloren hatte, empfand den Groll gegen seine Feinde auch nicht mehr so lebhaft.

Unter diesen Umständen bot der Pabst seine Vermittlung an. Siene Nuntien traten in Wien,

 Paris,

Paris und Madrit, zugleich in Unterhandlung, und man unterzeichnete in Paris den 7ten März 1727. die vorläufigen Artikel, wovon die wichtigsten die Aufhebung der Kompagnie von Ostende auf sieben Jahr, und die Ausschreibung eines Kongresses, betreffen, welcher anfänglich zu Aachen, hernach zu Cambray, sich versammeln sollte, den 24ten Jun. 1728. aber würklich zu Soissons zusammen kam.

Siebentes Kapitel.

Spanien, als die einzige Macht, welche im Ernste Krieg verlangt hatte, fühlte seine Ohnmacht; und die Nothwendigkeit, die friedfertigen Gesinnungen seiner Alliirten, und seiner Feinde, anzunehmen. Sein Traktat mit dem Wiener Hofe hatte schon alle Artikel abgemacht, welche zu Cambray so viele Schwierigkeiten gefunden hatten, so daß für dem Kongreß zu Soissons nichts davon übrig blieb. Es gewöhnte sich daran, die Engländer im Besitz von Gibraltar und Port Mahon zu sehn; sahe die Zurücksendung der Infantin schon nicht mehr für eine Beschimpfung an, und fing schon an, die Herzogthümer Parma, Piacenza und Toskana für seinen Hauptgegenstand anzusehn, daher man sich bloß damit beschäftigte, seinem Verlangen in diesem Punkte ein Genüge zu leisten, und den Quadrupelallianztraktat zu vollstrecken, damit Spanien nun auch seinerseits die Aufrechthaltung des Friedens aufrichtig befördern mögte.

Die Seemächte hatten nicht nöthig, zu den Waffen zu greifen, um den Kayser zur Aufhebung seiner Kompagnie von Ostende zu nöthigen. Sie konnten im Voraus auf noch größere Opfer von seiner Seite rechnen, wenn sie nur die pragmatische Sanktion garantirten, und dieser Schritt von

ihrer

ihrer Seite war auch wieder eine natürliche Folge von den Grundsätzen des Gleichgewichts, nach welchen sie seit sechszig Jahren ihr Betragen einrichteten. Wenn sie diese so sehnlich gewünschte Garantie nicht so geradezu leisteten, so geschahe dies nicht, weil sie über ihr Interesse dabey ungewiß waren, sondern weil sie Gefälligkeiten vom Wiener Hofe erwarteten, welche sie mit dieser Garantie gleichsam belohnen wollten.

Das kayserliche Kabinet beschäftigte sich eigentlich nur mit zween Gegenständen, mit der Ansetzung eines Infanten in Italien, und mit der Garantie der pragmatischen Sanktion; und dieser letzte schien demselben bey weitem der wichtigste.

Nach der Quadrupelallianz und dem wiener Traktat, war es unmöglich, sich den Einrichtungen zu entziehen, welche Frankreich, Spanien, England und Holland erfordern würden, um die farnesische und mediceische Erbfolge einem Infanten zu versichern, ohne sich bey dem ganzen Europa verdächtig zu machen. Auch wollte der Wiener Hof, bey diesem Artikel, und bey dem Handel von Ostende, bloß darum Schwierigkeiten machen, um alle zu Soissons unterhandelnde Mächte dahin zu bringen, daß sie die neue Erbfolge, welche er einführen wollte, garantiren mögten.

Diese Garantie sollte also alle Schwierigkeitsknoten auflösen. Sie verband das gemeinschaftliche Interesse untereinander. Unglücklicherweise aber hatte Frankreich seinen Kopf darauf gesetzt, sich derselben zu widersetzen. Die Grundlage der französischen Staatskunst, seit der Regierung Franz des I., war immer Eifersucht gegen das Haus Oesterreich, und seitdem der Kayser Karl der VI. Italien und die Niederlande an sich gebracht hatte,

hielt es Frankreich noch mehr für Pflicht, demselben in allen Stücken zuwider zu seyn.

Man muß gestehn, daß man Ursach hatte, den Wiener Hof zu fürchten; aber England war immer noch mehr zu fürchten, seitdem es Frankreichs wirklicher Nebenbuhler geworden war. Wie lange wird man sich noch mit dem kindischen Vorurtheile schleppen, daß die Macht eines Staats von der Ausdehnung seines Bodens abhängt?

Frankreichs Interesse erforderte es, die Anzahl seiner Feinde auf dem vesten Lande zu vermindern, und seine Hauptmacht zur See anwenden zu können.

Was konnte der Kardinal von Fleury für Gründe haben, nicht zuzugeben, daß die Garantie der pragmatischen Sanktion den zur Bevestigung des Friedens nöthigen Anordnungen zur Grundlage dienen sollte. Das hieß den Endzweck wollen, ohne das Mittel zu wollen, das zu diesem Endzweck führte. Mußte dieser Minister nicht fühlen, daß das ganze Interesse, und die ganze Staatskunst der ansehnlichsten Mächte von Europa, dieselben auf diese Garantie hinwies? Und daß man sich derselben nicht widersetzen konnte, ohne mitten in den Friedensunterhandlungen Krieg haben zu wollen?

Der Kardinal brachte seine Staatskunst in übeln Ruf, und Frankreich in den Verdacht der Habsucht. Ein großer Fehler für eine Macht, welche in Staatsangelegenheiten gleichsam an der Spitze steht, und deren Weisheit nur in so fern hochgeschätzt wird, als die Beweise unverdächtig sind, welche sie von ihrer Gerechtigkeit und Mäßigung in ihrem Betragen geben kann. Alle Unterhandlungen einer überwiegenden Macht müssen bloß dahin abzwecken, sich aufrecht zu erhalten, ohne sich zu vergrößern, und jedem Bruche vorzubeugen.

Der

Der Kardinal von Fleury wandte alles an, was Einschmeichlung und Intrigue vermag, um zu verhindern, daß die Unterhandelnden sich dem Vereinigungspunkte nicht nähern mögten. Hundertmal wiederholte man die nehmlichen Sachen; man stellte sie von hundert verschiedenen Seiten vor Augen; Drohungen, Liebkosungen, Versprechungen, alles war — vergeblich.

Es war läppisch, den Wiener Hof durch Unterhandlungen für sein Interesse blind machen zu wollen; und doch wollte niemand Krieg haben; wie wäre es denn möglich gewesen, die Seemächte wegen des Ostender Handels, und den Madriter Hof wegen der Herzogthümer Parma und Toskana, zufrieden zu stellen.

Der Kongreß zu Soissons ward überaus einschläfernd. Man hatte einander nichts mehr zu sagen, und der Kardinal von Fleury, welcher fürchtete, die Bevollmächtigten mögten aus Ueberdrüß über ihre Unthätigkeit, ohne sein Wissen besondere Konferenzen anstellen, von welchen er nicht mehr Herr wäre, kam ihnen zuvor, und griff wieder zu der Staatskunst, die man vor dem Kongreß zu Soisson so oft vergeblich angewendet hatte, und welche darin bestand, Allianzen auf Allianzen zu häufen, und Traktaten über Traktaten zu machen, um die Gegner in Furcht zu jagen und in die Enge zu treiben.

Um des Kaysers Einwilligung wegen seines Ostender Handels, und wegen Parma, zu erzwingen, wollte er denselben in die Nothwendigkeit setzen, nichts abschlagen zu dürfen. Zu dem Ende mußte man denselben seine Alliirten abspenstig machen, und man fing damit an, die Gesinnungen des Madriter Hofes auszuforschen. Man stellte demselben vor, daß er durch die Wiener Traktaten

von 1725. nichts mehr erhalten hätte, als was ihm schon durch die Quadrupelallianz eingeräumt worden. Ueberdies zeigte man demselben die bösen Absichten, welche die Wiener Minister unter Zögerungen und hartnäckigen Verweigerungen zu verstecken suchten, und gab ihm zu verstehn, daß man zu würksamern Mitteln schreiten müßte, um die Rechte des Don Carlos, oder seiner Brüder, auf die Herzogthümer Parma und Toskana sicher zu stellen.

Diese Unterhandlung hatte den gewünschten Erfolg; Frankreich, England und Spanien, zeichneten einen Traktat zu Sevilla, den 9ten November 1729., welchem die Generalstaaten den 21ten desselben Monats beytraten.

Alle Artikel der Quadrupelallianz, welche Parma und Toskana betreffen, wurden erneuert, und vestgesetzt, daß der Madriter Hof zur Sicherstellung seiner Rechte, sechstausend Mann von seinen Truppen dahinschicken, und nach Livorno, Portoferrajo, Parma, und Piacenza, zur Besatzung legen sollte.

Die Kontrahenten garantirten einander alle ihre Staaten, in welchem Theile der Welt sie auch liegen mögten, nebst den Privilegien ihres Handels. Im Fall eines Krieges sollte der angegriffenen Macht beträchtliche Hülfe geleistet werden, und der König von Spanien erklärte, daß er durch die Wiener Artikel von 1725. den ältern Kommerz- und Friedenstraktaten auf keine Weise habe zu nahe treten wollen.

Sie glaubten nunmehro wider die Erfahrung voriger Zeiten, daß ihre Verbindung dem Kayser bange machen würde. Aber dieser Fürst errieth ihre Absichten, merkte, daß man ihm nur Furcht einjagen wollte, uud blieb standhaft, um seine Gegner schüchtern

schüchtern zu machen, welche ihm drohten. In der Gewißheit, dieselben zu trennen, und sogar England und Holland auf seine Seite zu ziehn, sobald er in die Aufhebung seiner Ostender Kompagnie willigte, fürchtete er den Krieg nicht, oder stellte sich wenigstens so, und ließ eine ansehnliche Macht in das Mayländische rücken, um sich dem Eintritte der Spanier in Italien zu widersetzen.

Man war über diese Standhaftigkeit um so verdrießlicher, je weniger man dieselbe vermuthet hatte. Unterdessen daß Spanien sich zum Kriege rüstete, und seine Alliirten aufforderte, ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen, thaten die französischen Minister alles mögliche, um die Ungeduld desselben zu mäßigen, und thaten hundert vergebliche Schritte, um nicht die von ihrem Traktat von Sevilla gehoften Früchte zu verlieren, sondern den Wiener Hof zum Beytritt zu demselben zu vermögen, ohne daß die Garantie der pragmatischen Sanktion erfordert würde.

England, welches aller dieser Zögerungen überdrüßig war, trat auf einmal alle Schwierigkeiten dadurch nieder, daß es mit dem Kayser eine geheime Unterhandlung anfing, wodurch es demselben seine eigne und Hollands Garantie der neuen Erbfolgsordnung in seinem Hause, unter der Bedingung anbot, daß er die der Ostender Kompagnie gegebene Oktroy auf immer aufheben, Spanien aber sechstausend Mann in die farnesischen Staaten einrücken lassen sollte.

Dieser Vorschlag hob alle Hindernisse und der Traktat dieser Mächte ward den 16ten März 1731. zu Wien unterzeichnet. Europa sah sich endlich von allen den unnützen Unterhandlungen entledigt, welche dasselbe, seit dem Schlusse der Quadrupelallianz gequält hatten, und nach gerade zu einem Chaos

wurden, welches die Staatskunst am Ende nicht mehr hätte übersehen können.

Ausser der pragmatischen Sanktion garantirt England noch durch diesen Traktat dem Hause Oesterreich seine Domänen gegen die Angriffe aller Feinde desselben, die Türken ausgenommen.

Der Kayser verpflichtet sich dagegen, sogleich und auf immer, allen Handel einiger seiner Provinzen, welche dem Könige von Spanien Karl dem II. gehört hatten, nach Ostindinen einzustellen; tritt auch allen zu Sevilla gemachten Anordnungen wegen Parma und Toskana bey, und verspricht, die Einwilligung des Reichs zu bewürken.

England eilte, dem spanischen Hofe von diesen neuen Verbindungen Nachricht zu geben. Spanien billigte dieselben, und trat mittelst eines, den 22. Julius zu Wien unterzeichneten Traktats, mit England und dem Kaiser, nicht allein der Allianz vom 16ten März bey; sondern erneuerte auch die Artikel der Quadrupelallianz und die Wiener Traktaten von 1725.

Der Großherzog, welcher den zu Cambray versammelten gevollmächtigten Ministern, seine Protestation, wegen der über seine Staaten gemachten Einrichtung, hatte übergeben lassen, willigte in alles, was man von ihm verlangte, und schloß den Traktat von Florenz mit dem spanischen Hofe.

Der Friede ward nicht unterbrochen. Sechstausend Spanier schiften sich den 17ten Oktober 1731. zu Barcellona ein, und landeten, ungeachtet der Protestationen des heiligen Stuhls, noch in demselben Monate zu Livorno.

Achtes Kapitel.

Wir übergehen die Unruhen wegen der Wahl eines Königs von Pohlen, welche durch den Wiener Traktat vom 3ten Oktober 1735. beygelegt wurden. Dieser Traktat diente dem Definitivfriedenstraktat vom 18ten November 1738. zur Grundlage, durch welchen die allgemeine Ruhe wieder hergestellt ward.

Frankreich genoß, unter dem Einflusse des Kardinals Fleury, eines schiedsrichterlichen Ansehens unter den Potentaten. Dieser Nestor wußte den König, seinen Zögling, meisterlich zu beherrschen. Ludewig der XV. hatte sich der Vormundschaft des Herzogs von Bourbon lediglich entzogen, um sich unter die Vormundschaft seines Lehrers zu geben. Dieser schwache, sorglose, unthätige und schüchterne Fürst, welcher mit gänzlichem Mangel an Ruhmbegier eine unüberwindliche Abneigung von Geschäften verband, war recht dazu gemacht, sich von dem ersten dem besten beherrschen zu lassen, der sich seiner bemächtigen würde. Dies hatte der Mentor des jungen Monarchen bald eingesehn, und baute darauf den Grund zu seiner Größe. Heucheley und durchgedachte Betrügerey sollten die Haupttriebräder zu seiner Erhebung ausmachen.

An großen Talenten, vielumfassenden Anschlägen, Kühnheit und Ausführung, wie auch an Standhaftigkeit in der Staatsverwaltung, kommt Fleury einem Richelieu und Mazarin nicht bey. Er war äußerst sparsam, verschwiegen, friedfertig, und besaß jene Biegsamkeit, welche zwar mehr den Höfling als den Minister bezeichnet, aber doch den Handlungen eines Staatsmannes immer einen gewissen geheimnißvollen Anstrich giebt, den man mit der Zeit für wahre feine Staatsklugheit nimmt.

Sein

Sein Ehrgeiz schränkte sich auf den Genuß des schmeichelhaften Vorzugs ein, unter dem Schatten der Unterwerfung, wozu er seinen königlichen Zögling von Kindheit an gewöhnt hatte, über alle Stände des Staats zu herrschen. Er kannte die Blödigkeit nicht, welche macht, daß man sich für zu schwach oder ungeschickt hält, gewissen Posten vorzustehn, sondern traute sich vielmehr alle zu seinen Bedienungen erforderliche Eigenschaften zu. Den besten Willen dazu muß man ihm zwar zugestehn, aber es ist nicht leicht einzusehn, wo und wenn ehr er die Staatskunst ernstlich studirt hatte. Europa erstaunte, ihn aus einem Präceptor Staasminister werden zu sehn.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir alle die Gelegenheiten anführen wollten, wo dieser Minister den Mangel wahrer Staatskunst verrieth. Wir müßten den ganzen Krieg zergliedern, welcher durch den Tod Karl der VI. erregt ward, und der ohnehin so bekannt ist. Wäre das Staatsruder Frankreichs in den Händen eines größern Genies gewesen, so wäre wahrscheinlicher weise Stanislaus in sein Königreich wieder eingesetzt, und Europa nicht durch den verderblichen Krieg um die Verlassenschaft Karl des VI. so hart und so lange zerrissen worden.

Der Kardinal Fleury fing es endlich an zu fühlen, daß er seinem Posten nicht gewachsen war; aber zu spät. Er war schon dem Tode nahe. Bey seinem Ableben, welches den 29ten Januar 1743. erfolgte, ließ er die sämmtlichen Staatsangelegenheiten in einer Gährung, welche seiner Amtsführung nicht rühmlich ist. Aus einigen Briefen, welche der Kardinal wenige Monate vor seinem Ende geschrieben hatte, ersieht man, daß er darauf dachte, den Kardinal von Tencin zu seinem Nachfolger zu haben. Da diese Briefe niemals öffentlich

lich erschienen, und doch von der Art sind, die Neugier des Lesers zu reizen, so glauben wir demselben einen Dienst zu erweisen, wenn wir sie mittheilen.

Erster Brief des Kardinals von Fleury an den Kardinal von Tencin.

Versailles den 24ten Jul. 1742.

Meine Gesundheit nimmt von Tage zu Tage ab, und mein Magen will fast gar nicht mehr seine Schuldigkeit thun. Dieser Zufall dauert nun schon acht Monat, und die Arbeit, die mir auf meinem Halse liegt, und mein hohes Alter, erlauben mir nicht, einige Linderung zu hoffen. Ich bin also mit Ernst darauf bedacht, mich zur Ruhe zu begeben. Verschiedene Versuche dazu sind schon fruchtlos gewesen; ich traue aber der Gütigkeit meines Königs zu sehr, um zu glauben, daß er mir diese Gnade abschlagen sollte, wenn er sieht, daß meine Kräfte gänzlich dahin sind.

Ew. Excellenz kennen seit langer Zeit meine Achtung für Ihre Talente und Einsichten, und es kann Sie also nicht befremden, wenn ich Sie zum Nachfolger zu haben wünsche. Ich werde mir aber kein Wort davon merken lassen, ehe ich nicht weis, was Sie selbst dazu sagen. Die Last des Amtes muß Ew. Excellenz nicht schrecken. Es erheischt Sorgfalt und Anstrengung, aber bey einer ununterbrochenen Ordnung wird alles leicht.

Was mir zum Anfange das Nothwendigste scheint, ist dieses, daß Ew. Excellenz einen zuverlässigen Mann bey der Hand haben müssen, der Ihnen die Arbeit erleichtern helfe.

Ich habe die Augen auf den jüngern Herrn d'Argenson geworfen, dem der König eine Stelle in seinem Conseil nicht versagen wird, und welchem

Ew. Excellenz alsdann die Ausfertigungen im Einzelnen übertragen können.

Er hat viel Verstand, gute Grundsätze, und Eifer für die Angelegenheiten der Religion. Er ist sanft, und von angenehmen Umgange, und so oft das Gespräch auf Ew. Excellenz gefallen, bewies er allemal viel Hochachtung und Zuneigung für Sie.

Ich habe die Sache Niemanden, selbst ihm nicht, offenbart, und will dem Könige nichts davon sagen, bis Ew. Excellenz mir die Ehre gethan haben, mir Ihre Gesinnungen zu entdecken. Wenn Ihre Gesundheit wiederhergestellt ist, so sehe ich keinen Grund der Weigerung. Eine Veränderung im Ministerio hat ihr Gutes, und läßt auch eine Veränderung in den Geschäften hoffen. Ob ich gleich vest entschlossen bin, mich mit nichts mehr abzugeben, und mich auf die Sorge für meine Seele einzuschränken, so will ich mir doch, besonders im Anfange, die Freyheit nehmen, Ihnen die allgemeinen Begriffe, welche ich mir vom Regierungswesen gesammelt habe, mitzutheilen, und bin bereit, alle Fragen, welche Ew. Excellenz an mich zu thun für gut finden, mit der vollkommensten Aufrichtigkeit zu beantworten.

Ich habe ein französisches Herz, liebe mein Vaterland, und bin dem Könige zärtlichst ergeben, den ich ungern verlasse, wozu meine schwächliche Umstände und mein hohes Alter mich zwingen. Meine Entfernung wird meine rechtmäßige Gesinnungen nicht vermindern, und ich wollte, für sein Glück und seinen Ruhm, mein Leben hingeben. Aber ich kann ihm nicht mehr so nützlich seyn, als nöthig ist. Die Klugheit befiehlt mir, meine Parthey zu ergreifen, um nicht an Gesundheit, Verstand und Körper auf einmal unbrauchbar zu werden, welches eben so entehrend für mich, als schädlich für dem Staat seyn würde.

Ew.

Ew. Excellenz sind in der Reife Ihres Alters und haben die ganze Munterkeit Ihres Geistes. Seinem Herrn und seinem Vaterlande, ist man sich ganz schuldig. Fassen Sie Muth, und Gott wird Ihnen beystehn. Ihre Absichten sind gut, Sie müssen sich nur bestreben, dieselben an den Tag zu legen, und das Publikum davon zu überzeugen. Man bring es sehr weit, wenn man diesen wichtigen Punkt gewonnen hat.

Ich will über dieses Projekt nicht weitläuftiger seyn, und erwarte mit Ungeduld Ew. Excellenz Erlaubniß, demselben gemäß zu handeln.

Ich kann Ihnen keinen wesentlichern Beweis meiner Ehrerbietung und meiner Zuneigung geben.

Fleury.

N. S. Ich habe keinen Aufsatz von diesem Briefe, und wenn Ew. Excellenz eine Abschrift davon nähmen, und mir denselben zurückschickten, um ihn dem Könige zeigen zu können, so würde mir ein großer Gefalle geschehen.

Antwort.

Lyon, den 27ten Jul. 1742.

Das besondre Schreiben, womit Ew. Excellenz mich beehrt haben, und welches hierbey zurück erfolgt, hat mich ungemein gerührt. Es hat mir Schmerz und Bewundrung erregt; Schmerz, in Rücksicht auf Ihre Gesundheitsumstände — Bewundrung, wegen der tugendhaften Gesinnungen, welche darin herrschen.

Ich will Ew. Excellenz mit der Einfalt und Wahrheit antworten, welche der Vorschlag verdient, den Sie mir so gütig gethan haben, und den ich nicht annehmen kann, nicht annehmen darf.

Ich

Ich würde alles aus den Augen setzen, was ich dem Könige und Ew. Excellenz schuldig bin. Ich habe nicht Fähigkeit genug für dem Posten, den Sie mir zugedacht haben.

Ich bin zwar nicht so schlimm, als meine Feinde mich schildern, aber ich habe weder so viel Verstand, noch so viel Talente, als man mir beylegt. Ich habe vielleicht genug von beyden, für eine abgesonderte Ministerstelle, wie die zu Rom ist, welche ich kenne und lange Zeit studirt habe, aber es fehlt mir noch sehr viel zu einer solchen, wie die Stelle Ew. Excellenz ist. Ich habe nicht die geringste Kenntniß von dem, was die Regierung im Ganzen, und das Interesse der Fürsten betrift, und der Hof ist ein unbekanntes Land für mich.

Ich danke Ew. Excellenz für die gütige Eröfnung Ihres Geheimnisses, ehe Sie davon mit dem Könige gesprochen haben. Sr. Majestät würden vielleicht meine Weigerung ungnädig nehmen, ob sie sich gleich lediglich auf meinen Eifer für seinen Ruhm, und auf meine Anhänglichkeit an seinen Dienst gründet.

Gott ist mein Zeuge, daß ich zur Bestätigung dieser Gesinnungen mein Leben hingeben wollte. Ich darf Ew. Excellenz sogar versichern, daß ich dieselben, in etwas wenigstens, durch meinen Aufenthalt in Rom beweise, wo alles mir mißfällt, und wo ich dem ohngeachtet so lange bleiben werde, als es der König haben will. Ich bin eben jezt mit Einrichtung der Verwaltung meines Kirchsprengels beschäftigt, so daß ich, wenn ich etwan alle zwey Jahre dahin komme, diese Verwaltung zugleich mit dem Posten bestreiten könne, welchen ich in Rom bekleide.

Zweeter Brief des Kardinals von Fleury an ebendenselben.

den 30ten Jul. 1742.

Die Sache, wovon ich die Ehre gehabt habe an Ew. Excellenz zu schreiben, ist auf einige Zeit verschoben. Ich habe nicht davon gesprochen, und werde die Ehre haben, Ihnen die Ursachen davon ein andermal zu eröfnen, und das Geheimniß ist noch immer das nehmliche, Niemanden ausgenommen.

Antwort.

den 4ten August 1732.

Das Geheimniß soll nicht verrathen werden. Ich schmeichle mich, daß Ew. Excellenz aus Erfahrung wissen, daß ich Geheimnisse verschweigen kann. Die Wichtigkeit der Sache erfordert sogar verdoppelte Aufmerksamkeit und Treue von meiner Seite.

Seit meiner Ankunft in Frankreich hab ich mit vielem Verdruß, hauptsächlich des Verdrusses wegen, den Ew. Excellenz davon haben könnten, die Intriguen und Kabalen erfahren, welche den Hof, so wie die Stadt, veruneinigen. Ich sehe mit Erstaunen, daß es in Frankreich eben so ist, wie in Rom, wo Dankbarkeit fremd und verachtet ist. Man sagt sogar, daß ich der Gegenstand eines Theils dieser Intriguen bin. Wenn das wahr ist, so machen sich die Kabalisten eine ganz vergebliche Mühe. Ich bin in keiner Intrigue verwickelt, und bin es auch, Gottlob! nie gewesen. Als Bürger und als Diener des Königs hab ich einen Abscheu dafür. Ich hänge Ew. Excellenz von ganzem Herzen an, und werde nie einem andern anhängen, als Ihnen, und meinem Herrn. Sie haben mich

in den Stand gesetzt, nichts wünschen und nichts fürchten zu dürfen. Ich bin überall an meinem rechten Ort, es sey in Lyon, wo der Aufenthalt mir sehr angenehm ist, oder in Rom, wo die Hofnung, dem Dienste meines Königs und der Religion nützlich zu seyn, mir alles versüßt, was mir daselbst mißfällt.

Um des Himmels Willen! Lassen Ew. Excellenz den Muth nicht sinken. Sie haben mehr Kraft und Muth, als nöthig ist, Ihre jetzige Lage auszuhalten, und sogar Mittel dagegen ausfündig zu machen.

Dritter Brief des Kardinals von Fleury an ebendenselben.

den 11ten August 1742.

Ich habe schon die Ehre gehabt Ew. Excellenz zu melden, daß ich die Bewegungsgründe Ihrer Weigerung, meinen ersten Vorschlag anzunehmen, nicht genung loben und bewundern kann, und ich bin des Geheimnisses wegen, wovon Niemand auf Erden, ohne Ausnahme, das Geringste weis, von Ihrer Seite ganz ruhig. So weit aber dürfen Ew. Excellenz, meines Erachtens, die Bescheidenheit nicht treiben, eine Ministerstelle im königlichen Conseil auszuschlagen, welche Sie zu nichts weiter verbinden wird, als Ihre Meynung zu sagen. Die gewöhnlichen Geschäfte werden Ihnen bald geläufig werden, und ich gestehe, daß es für mich eine große Erleichterung ist, Ihr doppelter Mitbruder zu werden, und bey Ihnen in den kritischen Umständen, worinn wir leben, heilsamen und uneigennützigen Rath zu finden. Diese neue Stelle würde Sie sogar Ihrem Kirchsprengel näher bringen, und es würde Sie nichts abhalten, zuweilen eine kleine

Reise

Reise dahin zu thun. Ich würde dabey, von meiner Seite viel gewinnen, und Ew. Excellenz von der Ihrigen nichts verlieren.

Ich hoffe eine tröstliche Antwort zu bekommen.

Antwort.

den 18ten August 1742.

Das gestern eingegangene Schreiben, womit Ew. Excellenz mich unter dem 11ten dieses beehrt haben, erregt einen Kampf in mir, den Sie allein endigen können. Von der einen Seite treibt mich die Ihnen schuldige Dankbarkeit, wovon ich ganz durchdrungen bin, zu allem was Ihnen einigermaßen Trost und Erleichterung verschaffen kann. Von der andern Seite muß ich hingegen befürchten, daß Sie, bey aller Zufriedenheit mit den Gesinnungen meines Herzens, von Seiten der Einsichten und Talente, das alles nicht finden werden, was Sie nach der besondern Gewogenheit, womit Sie mich beehren, bey mir voraussetzen.

Ich ersuche Sie auf das gehorsamste und inständigste, zu Ihrer und zu meiner Ehre, ja ich darf hinzusetzen, zum Besten des königlichen Dienstes, diese beyden Gründe wohl zu erwegen — und alsdann bin ich zu Ihrem Befehl. Ich werde mich glücklich finden, so oft ich Ihnen einige Beweise meiner Erkenntlichkeit, meiner Ehrerbietung, und ich darf wohl sagen, meiner Zärtlichkeit, geben kann.

Vierter Brief des Kardinals von Fleury an ebendenselben.

den 26ten August 1742.

Ich versäume keine Augenblick Ew. Excellenz zu melden, daß der König Sie mit der Wahl zu einer

Ministerstelle in seinem Staatsrath beehrt hat. Sr. Majestät sind überzeugt, daß Sie Denenselben in Ihrer neuen Stelle eben so nützliche Dienste leisten werden, als in allen den andern Stellen, welche Sie schon in Deroselben Dienste bekleidet haben.

Ich schmeichle mich, daß Sie weder an meiner Freude darüber, noch an dem Vergnügen zweifeln, womit ich Ihre Einsichten mir zu Nutze machen werde.

Neuntes Kapitel.

Trotz aller diesen herrlichen Versicherungen, und dem anscheinenden Verlangen, des Kardinals von Fleury, seine Stelle durch den Kardinal von Tencin besetzt zu sehn, hatte die alte Eminenz doch, gegen das Ende ihres Lebens, nach der Behauptung einiger Geschichtschreiber, dem Könige eine Abneigung gegen denjenigen beygebracht, welchen sie mit der Hofnung geschmeichelt hatte, ihr Nachfolger zu werden. Indessen muß man doch gestehn, daß Tencin die Achtung und das Zutrauen des Kardinals Fleury besaß, und daß er seine Stelle im Conseil diesem Nestor zu danken hatte.

Tencin hatte viel Verstand. Er war ein eifriger Anhänger des Molinismus und der Jesuiten. Seine Verbindung mit dem berüchtigten Law, welcher in seine Hände die protestantische Religion abschwor, war seinen Glücksumständen zwar vortheilhaft, seinem Rufe aber nachtheilig.

Im Jahr 1721. ging Tencin, als Conclavist, mit dem Kardinal von Bissy nach Rom, und nach der Wahl Innocentius des XIII. hatte er die Geschäfte des französischen Hofes bey dem heiligen Vater zu besorgen. Im Jahr 1724. ward er, seiner geleisteten Dienste wegen, Erzbischof von Embrun, wo er 1727 die berühmte Kirchenversammlung von Embrun gegen

gegen den bekannten Bischof von Senez Soanem, hielt, welche demselben so viel Ruhm von der einen Seite, und so viel Verwünschungen von der andern, zuzog. nachdem er, auf die Ernennung des Königs Jacob, 1739. zum Purpur erhoben worden, ward er 1740. Erzbischof von Lyon, und zwey Jahr nachher Staatsminister. Als seine Hofnung, dem Kardinal von Fleury in der Premierministerstelle zu folgen, zu Wasser geworden war, begab er sich in seinen Kirchsprengel zurück, wo er sich durch häufige Allmosen beliebt machte, und 1758. im einem Alter von achtzig Jahren starb.

Die Geschichtschreiber, welche diesen eifrigen Vertheidiger der Bulle schildern, sind nicht einig. Einige machen aus denselben ein Genie, einen Staatsmann, einen vollendeten Politiker; andre machen ihm diese Talente streitig, und schreiben seine Erhöhung nicht sowohl auf Rechnung seines Verdienstes, als auf Rechnung seiner Schwester, welche ehrgeizig, und ein witziger Kopf war.

Diese Schwester hieß: Claudine Alexandrine de Guerin de Tencin. In ihren jungen Jahren hatte sie sich in dem Kloster Montfleury, bey Grenoble, einkleiden lassen, ward aber des Klosterlebens überdrüßig, ging in die Welt zurück, und kam nach Paris. Durch ihren Verstand erworb sie sich vornehme Freunde, und nahm an der ansteckenden Narrheit des Systems Antheil, wodurch sie ihr, und ihres Bruders Glück machte. Darauf suchte sie ein Erlaubnißbreve des römischen Hofes, ausser dem Kloster in der Welt zu leben. Sie erhielt dasselbe auch würklich durch die Bemühuugen des Herrn von Fontenelle, weil aber das Breve sich auf falsche Vorspiegelungen gründete, so ward es nicht für gültig angesehen. Nichts desto weniger blieb sie in der Hauptstadt, wo ihr Haus der Sammelplatz der

angenehmsten, oder doch wenigstens der witzigsten Leute von Paris ward. Man sahe sie mitten in einem Zirkel schöner Geister, und feiner Weltleute, welche ihren Hofstaat ausmachten, den Ton angeben, und aller Aufmerksamkeit fesseln. Ihre kleine Gesellschaft ward zuweilen durch ziemlich traurige Begebenheiten verunruhigt. La Fresnaye, Rath vom großen Conseil, ward in ihrem Zimmer erstochen, und sie, als mitschuldig an dieser Mordthat, verfolgt. Man brachte sie erst nach dem Chatelet, und hernach in die Bastille; endlich aber war sie so glücklich, von der wider sie angestrengten Klage losgesprochen zu werden. Diese berühmte Dame starb 1749. zu Paris, und ward von vielen Gelehrten ungemein bedauert, welche sie ihre Thiere zu nennen pflegte, und Dienstags und Sonntags zur Tafel zog. Man hat verschiedene Werke von ihr, als: Die Belagerung von Calais, die Geschichte des Grafen von Comminges, und das Unglück der Liebe, einen Roman, worin sie, wie man sagt: ihre eigene Geschichte entworfen hat.

Wir können uns der Mühe überheben, hier die Schilderung des Kardinals von Fleury vollends auszumahlen. Voltaire, und der Verfasser der Geschichte des Privatlebens Ludewig des XV. haben es schon ausführlich gethan. Der König beweinte seinen Tod recht aufrichtig, und ließ ihm in der Kirche Notre Dame ein feyerlich Hochamt halten, wobey der erste Redner damaliger Zeit, der Jesuit la Neuville, die Leichenpredigt hielt. Dieser Lobredner des Kardinals von Fleury, dieser Jesuit la Neuville, war der nemliche, welcher nachher, unter den Augen des Marschals von Bellesisle, eine Schrift gegen den Herzog von Choiseul ausarbeitete. Nach dem Tode des Marschals fiel diese Schrift dem Herzog in die Hände, aber

er

er kannte die Hand nicht. Der Jesuit, um sich dem Geiste der Gesellschaft gemäß, bey dem neuen Minister einzuschmeicheln, bat denselben schriftlich um die Erlaubniß, seiner, in der Leichenrede auf den Marschal, mit Ruhm zu erwehnen.

Der Herzog ersah aus der Hand in dem Briefe, wer die erwehnte Schrift gemacht hatte. Der Jesuit brach bey der Leichenrede, in Lobeserhebungen des Herzogs von Choiseul aus. Auf das Kompliment, welches man dem Herzoge darüber machte, erwiederte dieser: „Der Pater la Neuville „hält vortrefliche Reden, macht aber häßliche Aus„arbeitungen.“

Zehntes Kapitel.

Ludewig der XV. entschloß sich, nach dem Tode des Kardinals von Fleury, selbst zu regieren. Er befand sich in der nehmlichen Lage, worin sich sein Aeltervater befand, in einem Kriege, der, wie jener, der Successionskrieg hieß. Er hatte Frankreich und Spanien gegen die nemlichen Feinde, gegen Oesterreich, England, Holland und Savoyen, zu vertheidigen. Seine Finanzen waren erschöpft, seine Truppen mißmuthig gemacht, und seine Lage dadurch noch verdrießlicher geworden, daß er sich aus Furcht, England und der Wiener Hof mögten an der Aufrichtigkeit seiner Friedensgesinnungen zweifeln, wenn er sich Alliirte zu machen suchte, den Unternehmungen der Spanier beständig widersetzt, und mit dem Turiner Hofe Unterhandlungen gepflogen hatte, nicht sowohl um denselben zum Anhänger Frankreichs zu machen, als vielmehr ihn von einem Bündnisse mit dem Wiener Hofe abzuhalten.

Das hieß, die Absichten dieser Macht eben so wenig kennen, als man die Gesinnungen der Holländer, des Reichs, des Wiener Hofes, und der

Engländer, gekannt hatte. Eine Neutralität lief allen Grundsätzen des Königs von Sardinien zuwider, welcher gewohnt war, die Streitigkeiten zwischen Oesterreich und Frankreich zu benutzen, um sich zu vergrößern. Dieser Fürst hatte seine wahre Gesinnungen in der Schrift an den Tag gelegt, in welcher er seine Rechte auf das Herzogthum Mayland ausführte, und dadurch vor den Augen von Europa ziemlich deutlich erklärte, daß sein Beystand derjenigen Macht feil wäre, welche den Wehrt desselben am besten zu schätzen wissen würde. Selbst die Konvention, welche derselbe den 1ten Februar 1742. mit dem Könige von England und der Königin von Ungarn schloß, und wodurch er sich völlige Freyheit vorbehielt, seine Rechte zu solchen Zeiten, und durch solche Mittel, entweder durch sich selbst, oder durch solche Allianzen, welche er für die schicklichsten halten würde, geltend zu machen, war weiter noch nichts, als eine Einladung für Spanien und Frankreich, seine Freundschaft nachzusuchen.

Als man endlich von diesen günstigen Gesinnungen Gebrauch machen wollte, die man zu lange verabsäumt hatte, war es schon zu spät, mit dem Turiner Hofe zu unterhandeln, oder man konnte es doch wenigstens nicht mehr mit sonderlichem Fortgange thun. Unterdessen daß das engländische Ministerium alle Schwierigkeiten kühn danieder trat, konnte Frankreich nichts als ungewisse und schwankende Vorschläge thun, weil es noch nicht einmal mit Spanien, wegen des Schicksals von Italien, einig war. Wenn der König von Sardinien in seinen Schritten zu stocken schien, so geschahe das nur, um seine Allianz theurer zu verkaufen, und er unterzeichnete den 13ten September 1743. den Traktat von Worms, wodurch er sich anheischig machte, gegen eine von

Eng=

England zu erhebende Subsidie von zweymalhunderttausend Pfund Sterling, eine Armee von fünf und vierzigtausend Mann, zum Dienste der Königin von Ungarn zu halten.

Um sich von der Verlegenheit, der Gefahr, und den Hülfsquellen Frankreichs einen richtigen Begriff zu machen, muß man wissen, wie England allen Bewegungen Europens den Stoß gab.

Man weis, daß nach der glücklichen Zeit des utrechter Friedens, die Engländer, welche Minorka und Gibraltar in Spanien besassen, von dem spanischen Hofe auch noch Privilegien erhalten hatten, deren sich die Franzosen, seine Vertheidiger, nicht rühmen konnten. Die engländischen Kaufleute verkauften den spanischen Kolonien die Neger, welche sie in Afrika einhandelten. Menschen von Menschen verkauft, wofür dem spanischen Gouvernement drey und dreyßig Piaster für jeden Kopf entrichtet wurden, waren der Gegenstand eines beträchtlichen Gewinnstes. Denn die englische Kompagnie, welche viertausend und achthundert Neger lieferte, hatte auch noch Erlaubniß erhalten, die achthundert zu verkaufen, ohne jene Auflage davon zu erlegen. Aber der größte Vortheil der Engländer bestand in der ausschließlichen Erlaubniß, welche diese Kompagnie seit 1716. hatte, ein Schiff nach Portobello zu schicken.

Was mittelst dieses einen Schiffes für ein unerlaubter großer Handel getrieben worden, und wie die spanischen Gouverneure sich grausamer Behandlungen der englischen Kaufleute schuldig gemacht, davon findet man ausführliche Nachrichten bey dem Herrn von Voltaire und in der Geschichte des Privatlebens Ludewig des XV.

England erklärte darauf Spanien den Krieg. Das Meer ward gleich anfänglich die Schaubühne

dieses Krieges, worin die Kaper beyder Nationen, mit Markebriefen versehen, in Europa und Amerika alle Kauffahrtheyschiffe angriffen, und wechselseitig die Handlung zu Grunde richteten, für deren Erhaltung der Krieg geführt ward. Es kam bald nachher zu größern Feindseligkeiten.

Der Admiral Vernon drang in den mexikanischen Meerbusen ein, nahm die Stadt Porto-Bello, die Niederlage der neuen Welt, weg, schleifte dieselbe, und machte dadurch einen ofnen Weg, auf welchem die Engländer den ehemals heimlich getriebenen Handel, worüber der Bruch entstanden war, nunmehr mit gewaffneter Hand betreiben konnten. Diese Verrichtung ward von den Engländern als einer der größten Dienste betrachtet, welche jemals der Nation geleistet wären. Der Admiral erhielt die Danksagungen beyder Parlamentshäuser, welche so an ihn schrieben, als an den Herzog von Marlborough nach der Schlacht bey Höchstedt. Von dieser Zeit an stiegen die Aktien ihrer Kompagnie, ungeachtet der ungeheuern Ausgaben der Nation. Die Engländer hoften damals, das spanische Amerika zu erobern, weil sie glaubten, daß dem Admiral Vernon nichts widerstehn könnte. Diese Hofnung war aber zu frühzeitig gefaßt, und Vernon mußte die Belagerung vor Carthagena aufheben.

Frankreich, dessen Seemacht auf schwachen Füßen stand, erklärte sich nicht geradezu; aber das Ministerium unterstützte die Spanier, so viel es vermogte.

Der König von Spanien hatte seinen Angriff damit angefangen, daß er ein Truppenkorps zu Wasser nach Italien geschickt hatte, welches unter der Anführung des Herzogs von Montemar, gegen Ferrara anrückte. Dom Philipp ging mit andern

andern Truppen zu Lande dahin, um daselbst den König von Sardinien anzugreifen, welcher ihn weder zum Freund, noch zum Nachbar, hatte haben wollen. Er drang würklich in das Herzogthum Savoyen ein, und nahm dasselbe weg, mußte sich aber wieder zurück ziehn, und in das Delphinat übergehn.

Mitten in Italien waren die Angelegenheiten des Königs vom Spanien um nichts weiter fortgerückt, als an den Gränzen. Der König beyder Sicilien hatte sich genöthigt gesehn, seine Truppen zurückzuziehn, und neutral zu bleiben, obgleich das Schicksal seines Vaters und seines Bruders auf dem Spiele stand. Der Herzog von Montemar, der durch den Abgang des Königs von Sicilien geschwächt, auf dem Fuße verfolgt, und von den Oesterreichern gedrängt ward, verlohr immer mehr Land. Man legte ihm dasjenige zur Last, was bloß die Lage der Umstände bewürkte. Der Graf von Gages, der an die Stelle desselben kam, war um nichts glücklicher, weil er nicht hinlängliche Macht hatte, und rechtfertigte dadurch seinen Vorgänger.

Diese Vorfälle waren nur das Vorspiel wichtigerer Begebenheiten. Bey der allgemeinen Verwirrung der europäischen Angelegenheiten konnten sich dieselben unmöglich ohne eine gewaltsame Krise entwickeln, und diese konnte nicht anders entstehn, als durch den Zusammenstoß der beyden Mächte, welche damals das Uebergewicht hatten, und aus bloßen Beyständen bald Hauptpersonen zu werden im Begriff standen.] Frankreich zeigte sich schon offenbar; England handelt versteckter, hatte aber doch schon laut genug gesprochen, und der gegen den König von Sicilien unternommene Schritt verkündigte den Entschluß, diesen Schritt aus aller Macht zu behaupten.

Hieraus sieht man, daß alles in Feuer stand, und daß von dem äußersten Winkel Schlesiens bis

mitten

mitten in Italien alle Provinzen das ihrige empfanden. Oesterreich war damals in keinen offenbaren Krieg verwickelt, als mit Bayern, und doch ward Italien verheert. Der Spanische Hof verlangte von den Schweizern einen Durchzug für neue nach Italien zu sendende Truppen; er ward ihm abgeschlagen. Für eine solche Neutralität hatte man Ehrfurcht. Die Republik Venedig errichtete zwanzig tausend Mann, um der ihrigen ein Gewicht zu geben.

Ludewig der XV. hielt sich für dem Feldzug von 1743. an die von dem verstorbenen Kardinal schon genommenen Maaßregeln. Diese waren nicht besser berechnet, als die vorhergehenden. Sie zogen die nehmlichen Fehler nach sich, die nehmliche Uneinigkeit unter den Alliirten, die nehmlichen Vorwürfe, und folglich auch Widerwärtigkeiten, Verluste und Dehmüthigungen. Ob gleich kein erklärter Krieg geführt ward, als zwischen dem Kayser, und der Königin von Ungarn, und zwischen Spanien und England, und dieser letzten noch dazu bloß zur See. So hatten sich doch fast alle Mächte von Europa außerordentlich angestrengt. Teutschland und Italien allein waren von zehn großen Armeen bedeckt. Es fiel die Schlacht bey Campo Santo vor, für welche man zu Madrit, und zu Wien das Te Deum singen ließ. Die Spanier schrieben sich den Sieg zu, als sie sich aber über den Panaro zurückzogen, gingen ihnen die Oesterreicher nach, und assen das geweyhte Brod, wie man damals sagte: ohne sich vor dem Bannstrahl zu fürchten.

Die spanische Flotte von sechszehn Schiffen, ward in dem Hafen von Toulon, von einer englischen Eskadre blockirt gehalten, welche das mittelländische Meer beherrschte, und alle Küsten von Italien und der Provence bedrohte. Die spani-

schen Kanonierer, welche in ihrer Kunst nicht sonderlich erfahren waren, wurden, während dieser Unthätigkeit im Hafen von Toulon, geübt. Als sie sich geschickt genug glaubten, stach die spanische Eskadre, unter den Befehlen des Don Joseph Navarro, von der Rhede von Toulon in See. Sie bestand nur aus zwölf Schiffen, weil die Spanier weder Matrosen noch Kanonierer genug hatten, sechszehn zu bemannen. Es stiessen gleich vierzehn französische Schiffe, nebst vier Fregatten und drey Brandern, unter den Befehlen des ältesten Generallieutenants von der Marine, Herrn de Court, zu derselben. Dem französischen Admiral war befohlen, sich mit dem spanischen Admiral zu vereinigen, und wenn sich der englische Admiral seinem Vorhaben widersetzte, demselben ein Treffen zu liefern, ohne sich an die Zahl der Schiffe zu kehren. Der englische Admiral Matthews war viel stärker, weil seine Flotte aus vier und fünfzig Segeln, nehmlich fünf und vierzig Schiffen von der Linie, fünf Fregatten und vier Brandern, bestand. Mit diesem Uebergewicht kam Matthews vor den beyden vereinigten französischen und spanischen Flotten an. Man schlug, und litt von beyden Seiten gleichen Verlust; die Schlacht blieb unentschieden; ein jeder beschwerte sich; die Spanier glaubten, nicht Beystand genug erhalten zu haben; die Franzosen warfen den Spaniern Undank vor; Matthews ward zu London angeklagt, und nach einem langen Proceß, für unfähig erklärt, ferner zu dienen; der französische General ward verbannt, weil er wie man sagte, die spanische Tapferkeit nicht genug unterstützt hatte; dies Seegefecht bleibt ewig ein Räthsel.

Nach dem Urtheil des Herrn von Voltaire war der Vortheil dieser Schlacht auf französischer und

spani-

spanischer Seite; wenigstens war das mittelländische Meer, auf eine Zeitlang, frey. Matthews war nach Mahon gesegelt, um sich auszubessern; die Kriegs- und Mundbedürfnisse, welche Dom Philipp brauchte, konnten demselben aus der Provence ohne Mühe zugeführt werden; aber weder die französischen noch die spanischen Flotten, konnten sich dem englischen Admiral widersetzen, als derselbe in diese Gegenden zurück kam. Alles floh vor ihm. Frankreich und Spanien, welche ohne Unterlaß zahlreiche Landarmeen unterhalten mußten, hatten nicht den unerschöpflichen Vorrath an Seemacht, auf welchen die englische Macht sich stützt.

Eilftes Kapitel.

Mitten unter allen diesen Anstrengungen erklärte Ludewig der XV. dem Könige von England und der Königin von Ungarn den Krieg, welche ihrerseits das nehmliche mit allen Förmlichkeiten thaten. Fünf Hauptarmeen verheerten Deutschland. Dom Philipp und der Markis de la Mina an der Spitze von zwanzigtausend Spaniern, und der Prinz von Conti mit zwanzigtausend Franzosen, drangen in Piemont ein, und fochten zwischen Felsen, Abgründen, und Waldströmen, wo besonders die Transporte die größte Schwierigkeit fanden.

Den 1ten April 1744. gingen Dom Philipp und der Prinz von Conti über den Varo, der aus den Alpen entspringt, und unterhalb Nice in das Meer bey Genua fällt. Die ganze Grafschaft Nice ergab sich; aber um vorzudringen, mußte man die Verschanzungen bey Villa-Franca angreifen, hinter welchen noch die Vestung Montalbano mitten in Felsen liegt, die eine lange Reyhe unzugänglicher Brustwehren bilden. Man konnte nicht an-

ders

ders vorrücken, als durch enge Klüfte und Gründe, welche dem feindlichen Geschütz ausgesetzt waren, unter deren Feuer man von Felsen zu Felsen klettern mußte. Bis in den Alpen fand man Engländer vor; denn der Admiral Matthews, nachdem er seine Schiffe ausgebessert, hatte sich der Herrschaft zur See wieder bemächtigt, und war selbst zu Villa-Franca gelandet. Seine Soldaten waren zu den Piemontesern gestossen, und seine Kanonierer bedienten das Geschütz. Trotz diesen Gefahren rückte der Prinz von Conti vor den Paß von Villa-Franka, dieser Vormauer von Piemont, welche beynahe zweyhundert Ruthen hoch ist, und von dem Könige von Sardinien für unzugänglich gehalten ward. Sie war bald mit Franzosen und Spaniern bedeckt, und der englische Admiral war auf dem Punkt, mit seinen Matrosen gefangen genommen zu werden.

Man rückte immer vor, und drang endlich bis an das Thal von Chateau-Dauphin durch. Der Graf von Campo-Santo folgte, mit seinen Spaniern, dem Prinzen von Conti durch eine andre Kluft.

Du Givri ersteigt bey hellem Tage einem Felsen, auf welchem sich zweytausend Piemonteser verschanzt hatten. Der tapfre Chevert, welcher zuerst die Wälle von Prag erstiegen, war auch einer der ersten anf diesem Felsen, und diese Unternehmung war gefährlicher, als die bey Prag. Man hatte keine Kanonen, und die Piemonteser richteten die ihrigen auf die Angreifenden. Der König von Sardinien, welcher in Person hinter dieser Verschanzungen stand, munterte seine Truppen auf. Ein Oberstlieutenant springt in die erste Schanze, die Grenadierer werfen sich einer über den andern hinein, und kriechen zum Theil, welches kaum glaublich ist, durch die Schießscharten der feindliche

Kan-

Kanonen. Man verlohr dabey zweytausend Mann, aber es kam auch kein Piemonteser davon. Der König von Sardinien wollte sich, in der Verzweiflung, selbst in das Handgemenge stürzen, nnd man hatte viele Mühe, denselben zurückzuhalten.

Unterdessen daß man Chateau-Dauphin einnahm, mußten auch die Barrikaden, ein drey Ruthen breiter Paß, zwischen zween überaushohen Bergen, weggenommen werden. Der König von Sardinien hatte in diesen Abgrund den Fluß Sturo hineinleiten lassen, welcher an diesem Thale vorbeyfließt. Drey Verschanzungen, und ein bedeckter Weg jenseit dem Flusse, deckte diesen Paß, welchen man die Barrikaden nannte. Hernach mußte man sich des Schlosses von Demont bemächtigen, welches mit unsäglichen Kosten, auf der Spitze eines einzeln stehenden Felsens erbaut ist. Alsdann erst waren die Franzosen Meister von den Alpen, und hatten die Ebenen von Piemont vor sich. Diese Barrikaden wurden, Tages vor dem Angriffe von Chateau-Dauphin, von den Franzosen und Spaniern geschickt umgangen. Man nahm sie fast ohne Schwertschlag weg, weil sich die Vertheidiger zwischen zwey Feuer gesetzt sahen. Dieser Vortheil war eins von den Meisterstücken der Kriegskunst; denn er war rühmlich, erfüllte die Absicht, und kostete wenig Blut.

So viel herrliche Thaten trugen, wie Voltaire sagt, nichts zum Hauptzweck bey. Die Königin von Ungarn triumphirte darum nichts desto weniger. Unter den Generälen der französischen Armee, und den Generalen der Armee Karl des VII. herrschten Mißhelligkeiten. Anstatt sich einander zu unterstützen, schadeten sie sich wechselseitig. Der Prinz Karl hatte schon seine Quartierstände zusammengezogen, als die kayserlichen und französischen

schen Truppen noch in verschiedenen kleinen Haufen abgesondert kantonnirten. Diese Nachläßigkeit, nebst dem Sterben, welches bey den französischen Truppen einriß, veranlaßte die ersten Widerwärtigkeiten. Man ward einzeln geschlagen.

Karl der VII., welcher würklich von dem Könige von Frankreich zum Kayser ernannt worden, war darum nichts desto weniger von seinen Erblanden verjagt, und irrte in Teutschland umher. Die Franzosen wurden nicht minder am Rhein und am Mayn zurückgetrieben. Frankreich endlich ward nicht minder erschöpft um Händel, die demselben fremd waren, und um einen Krieg, den es hätte bleiben lassen sollen, welcher bloß die Ehrsucht des Marschals von Belle-isle zum Grunde hatte, und wobey wenig zu gewinnen, aber viel zu verlieren war.

Nach langem Ungemach, und sehr vielen Abwechslungen im Felde und am Hofe, welche wir übergehn, fing man in Frankreich an zu merken, daß es an Truppen und Gelde mangelte. Es war sehr wahrscheinlich, daß der Krieg lang und blutig seyn würde. Man war in großer Verlegenheit, als ein unerwarteter Vorfall der Staatskunst der Höfe eine andre Wendung gab. Karl der VII. ging zu seinen Vätern.

Man glaubte, daß dieser Todesfall, und die Aussöhnung des Churfürsten, seines Sohnes, mit dem Wiener Hofe, Europa den Frieden wiedergeben würde. Aber das Feuer grif nur noch heftiger um sich, und der Brand ward allgemeiner. Man schmeichelte sich, daß die Königin von Ungarn Frieden verlangen würde, als ein sicheres Mittel, ihren Gemahl, den Großherzog, endlich auf den kayserlichen Thron zu bringen; aber, sagt Voltaire,

Maria Theresia wollte diesen Thron und Krieg obenein.

Frankreich, welches einmal im Zuge war, Kayser zu machen, hatte, in Ermanglung des Sohnes Karl des VII., seine Augen auf den König von Pohlen, Churfürsten von Sachsen, geworfen. Die Grundsätze des Kabinets von Versailles waren damals so umgekehrt, daß es den kayserlichen Zepter einem Monarchen anbot, welcher von dem, dem Schwiegervater Ludewig des XV. abgenommenen Raube bereichert war, welchen es lange Zeit für einen unrechtmäßigen Thronbesitzer angesehn, den Abfall desselben in eben diesem Kriege erduldet, und welcher sich ganz neuerlich mit Frankreichs Feinden alliirt hatte. Der Churfürst von Sachsen schlug die Kayserkrone aus.

Für Frankreich blieb nichts anders übrig, als die Waffen. Es beschloß, in Italien und Teutschland einen Vertheidigungs= in Flandern aber immer einen Angriffskrieg zu führen. Der König selbst wollte seine, im abgewichnen Jahre unterbrochne, Eroberungen vollenden.

Es erfolgte in diesem Feldzuge die bekannte Schlacht bey Fontenoy, nach deren Endigung Ludewig der XV. einen Generaladjutanten an den König von Preußen abfertigte, um demselben die Nachricht von dem Siege zu überbringen. Der Officier traf den preußischen Monarchen bey Friedberg in den niederschlesischen Gebirgen. „Sie wollen wohl „sehn," sagte der König: „wer Schlesien behal- „ten wird? Nein, Sire! war die Antwort, ich „will bloß sehn, wie Ew. Majestät ihre Fein- „de züchtigen, und ihre Unterthanen schützen." Friedrich trug einen ausnehmenden Sieg über die Oesterreicher davon, und schrieb dem Könige von Frankreich, seinem Alliirten: Bey Friedberg hab ich

ich den Wechsel bezahlt, den Sie bey Fontenoy auf mich trassirt haben.

Zwölftes Kapitel.

Das Kriegsglück Ludewig des XV. in den Niederlanden, das Uebergewicht seiner Waffen, die Fortschritte des Dom Philipp in Italien, die Anstrengungen der Königin von Ungarn gegen den König von Preußen — alles schien eine lachende Aussicht darzubieten. Aber der Großherzog von Toskana war von dem Churfürsten von Maynz, und von den Gesandten der Churfürsten von Trier, Cölln, Böhmen, Bayern, Sachsen und Hannover, zum römischen König, und hernach unter dem Namen Franz der I. zum Kayser, obgleich Frankreich, und der König von Preußen, und der Churfürst von der Pfalz gegen die Gültigkeit, der dem Hause Böhmen wieder zugetheilten Kurstimme protestirten.

Der Krone Frankreich entging also der große Gegenstand des Kriegs, nehmlich das Haus Oesterreich zu unterdrücken, und dasselbe auf immer des kayserlichen Thrones zu berauben. Den 13ten September 1745. ging die Wahl des Großherzogs vor sich. Die Königin von Ungarn kam nach Frankfurth, um ihren Triumph, und die Krönung ihres Gemahls zu sehn. Sie stand währendes Einzuges auf einem Altane, und war die erste, welche Vivat! rief, worauf das Volk in ein Freudengeschrey ausbrach. Dies war, sagt Voltaire, der schönste Tag ihres Lebens. Aber das Schicksal dieser Fürstin wollte, daß allemal ihre glückliche Begebenheiten von allen Seiten durch Widerwärtigkeiten aufgewogen werden sollten. Karl der VII. verlohr Bayern, unterdessen daß er zum Kayser gekrönt

ward; und Maria Theresia verlohr eine Schlacht, unterdessen daß sie die Krönung ihres Gemahls veranstalte. Der König von Preußen hatte abermals eine Schlacht bey Sorr gewonnen.

Kurz vor der Erhebung des Großherzogs zur Kayserwürde hatte Ludewig der XV. ein Manifest herausgegeben, worin er erklärte, daß er Willens wäre, alle von Gott seinen Händen anvertraute Mittel anzuwenden, um diese Wahl zu verhindern, oder doch ungültig zu machen. Man hatte Ursach zu glauben, daß auf eine so deutliche Erklärung die größten Anstrengungen folgen, und furchtbare Armeen nach Teutschland rücken würden, um einem so hohen Ton, der aber übrigens dem wahren Interesse Frankreichs so gemäß war, den gehörigen Nachdruck zu geben. Man zitterte für Maynz, und das mit Recht, weil ein Prinz von Conti die französischen Truppen in Teutschland kommandirte. Es schien nicht natürlich, daß ein Prinz vom Geblüt über den Rhein gegangen wäre, um bey den Berathschlagungen zu Frankfurth einen bloßen Zuschauer abzugeben. Man glaubte vielmehr, daß Ludewig der XV. denselben in dem Stand setzen würde, sich, wie ein andrer Cäser, zu rühmen, daß er sich nur hätte zeigen dürfen, um sich alles zu unterwerfen. Und das war würklich das Beste, was Frankreich thun konnte. Allein man hatte zwanzigtausend Mann von der Armee des Prinzen von Conti abgenommen. Er mußte also geschehn lassen, daß alle Truppen, welche die Königin von Ungarn in diesem Theile Teutschlands hatte, zusammenstiessen, und Frankfurt deckten, wo die Wahl, wie mitten im Frieden, vorgenommen ward.

Der König von Frankreich, ob er gleich in den Niederlanden und in Italien gesiegt hatte, wünschte doch den Frieden, und that Vorschläge dazu. Er ver-

verlangte nichts für sich, und wollte nichts behalten, und doch traute man seinen Versicherungen nicht, sondern zwang ihn, Entwürfe zu neuen Eroberungen zu machen. Sein Hauptendzweck war, die Königin von Ungarn durch ihre Verluste in Flandern, zu nöthigen, das Streitige in Italien fahren zu lassen, und die Holländer zum Stillsitzen zu nöthigen.

Der Hauptendzweck der Königin von Ungarn war, sich wegen dessen, was sie an den König von Preußen verloren hatte, an Frankreich zu entschädigen. Da Franz der I. Kayser geworden, hofte sie, daß die Kreyse sich entschließen würden, die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen. Allein die Kreyse blieben neutral, obgleich jedes teutsche Herz, wie Voltaire sagt, an Maria Theresia hing.

Man mußte also einen neuen Feldzug anfangen. Brüssel ward erobert, und so wie Ludewig der XV. mit seiner Armee vorrückte, wurden die Vestungen geräumt, oder übergeben. Er hielt seinen Einzug in Antwerpen, und nahm also Besitz von den beyden Hauptstädten der Niederlande.

Die Holländer waren in großen Aengsten. Mehr als dreyßigtausend Holländer waren in französischer Kriegsgefangenschaft, und die Staaten unter sich nicht einig. Sie legten sich aufs Bitten, ohne etwas anders zu erhalten, als Freundschafsversicherungen des Siegers, der unaufhaltsam seinen Plan verfolgte.

Bergen, die Hauptstadt des Oesterreichischen Hennegau, ward berennt, und zwölf Bataillonen, wovon die Hälfte aus Holländern bestand, vermehrten die Anzahl der Kriegsgefangenen. Nie verlohr Oesterreich so viel Vestungen, und die Holländer so viel Soldaten. Saint Guillain hatte dasselbe Schicksal und Charleroy folgte bald nach.

Das große Projekt war, auf Mastricht loszugehn, um aber nichts im Rücken zu lassen, mußte man Namur belagern. Der Prinz Karl, welcher damals die Oesterreicher kommandirte, that umsonst alles, was er konnte, um dieser Belagerung vorzubeugen. Namur hat bekanntermaßen eine hohe Zitadelle auf einem steilen Felsen, und zwölf andre veste Schanzen auf nahe dabey liegenden Felsen, welche diesen Platz für jeden Angriff unzugänglich zu machen schienen.

Die Belagerung ward dem Grafen von Clermont aufgetragen. Eigentlich waren es zwölf Bestungen, die man wegnehmen mußte. Verschiedene Schanzen wurden zugleich angegriffen, und allesammt erobert. Den 10ten September waren die Laufgräben vor Namur eröfnet, und den 19ten kapitulirte die Stadt. Die Garnison mußte sich, dieser Kapitulation zu Folge, in die Zitadelle und einige andre veste Schanzen ziehn, wo sie eilf Tage später eine neue Kapitulation machte, und sich zu Kriegsgefangnen ergab. Sie bestand aus zwölf Bataillonen, wovon zehn Bataillonen Holländer waren.

Diese Feldzüge Ludewig des XV. machten Ludewig den Großen klein. Der so gerühmte Feldzug von 1671. verlohr seinen Glanz neben dem Feldzuge von 1746. Waren auch wohl die Nester, welche Ludewig der XIV. den Holländern abnahm, mit Menin, Ypern, Doornyk, Nieuwpoort, Ostende und Ath zu vergleichen, und vollends in diesem einzigen Feldzuge, mit Saint Guillain, Bergen, Charleroy und Namur?

Nach der Einnahme dieser letzten Stadt blieb nun noch übrig, die alliirte Armee zu zerstreuen, oder zu schlagen. Die französische Armee war hundert und zwanzigtausend, die alliirte achtzigtausend

Mann

Mann stark. Es kam zu einer Schlacht bey Raucoux, wo Ströme Bluts vergeblich flossen, und jede Parthey nur elender machten. Keiner gewann, und keiner verlohr einen Daumen breit Landes. Die geschlagene Armee zog sich von der einen, und die siegende von der andern Seite, zurück, und beyde gingen in die Winterquartiere.

In Italien ging es immer schlimmer. Auf die daselbst gemachten glänzenden Fortschritte folgten die traurigsten Widerwärtigkeiten. Frankreich verlohr in Italien mehr, als es in Frankreich gewann, und der dasige Verlust that mehr Schade, als der Gewinn in Flandern Nutzen brachte. Wenn man in Italien den Kürzern zog, so war kein Hülfsmittel zur Ansetzung des Dom Philipp mehr übrig; und in Flandern mogte man noch so viel siegen, so fühlte man doch wohl, daß man die Eroberungen früh oder spät würde wieder herausgeben müssen.

Im Anfang des Jahres 1745. war der Anschein in Italien für Frankreich eben so vortheilhaft, als im Jahr 1741. im Oesterreichschen. Ein glücklicher Vorfall jagte den andern. Aber es erfolgte in Italien genau das Nehmliche, was man zu Anfang des Krieges in Böhmen erlebt hatte. Hinter dem glücklichsten Anschein lagen die größten Widerwärtigkeiten verborgen.

Ferdinand der IV. war seinem Vater Philipp auf dem spanischen Throne gefolgt. Das erste, was er als König that, war, daß er seine Truppen aus Italien zurückkommen ließ. Man hatte die Schlacht bey Piacenza, eine der längsten und blutigsten des ganzen Krieges, verlohren. Der Verlust der Franzosen, der Spanier, und einiger neapolitanischen Regimenter, belief sich über achttausend Gefangene. Man zog sich in das Genuesische zurück, mußte

aber auch dieses verlassen, und beyde Armeen zogen sich in die Provence.

Nachdem die kayserliche Armee alle verlohren gewesene Posten wieder eingenommen hatte, rückte sie vor Genua, welches vor Schrecken die Thore öfnete, und sich einem erzürnten Sieger Preis gab, der es so lange mißhandelte, bis das verzweifelnde Volk zu den Waffen griff und sich wieder in Freyheit setzte.

Ein empfindlicher Streich für Frankreich war die Schlacht bey Exiles. Unter so viel blutigen Schlachten, welche diesen Krieg von allen Seiten bezeichneten, war diese Schlacht eine von denen, wobey man hauptsächlich den zu frühzeitigen Verlust einer blühenden und unnützerweise hingeopferten Jugend zu bedauern hatte. Man zählte 3695. Todte, und 1606. Verwundete. Der Feind verlohr nicht hundert Mann. Der Chevalier de Belle-isle verlohr bey diesem unglücklichen Gefechte das Leben. Er riß in der Verzweiflung die Pallisaden aus der Erde, und als er an beyden Händen verwundet war, biß er noch in das Holz, bis die tödtliche Kugel ihn traf. Er hatte nach dem Zeugniß des Herrn von Voltaire, immer gesagt: ein General müßte seine Niederlage nicht überleben, und hier bewies er nur zu sehr, daß dieser Ausspruch ihm aus dem Herzen geflossen war.

Dreyzehntes Kapitel.

Die Bestürzung der Holländer bey Erblickung des Waffenglücks der französischen Armee, welche der Marschal de Saxe, unter den Befehlen des Königs anführte, war der sicherste Beweis, wie unklug man gehandelt hatte, die vereinigten Niederlande zu schonen. Wenn der Feldzug von 1745. anders-

wo,

wo, als in den Niederlanden geführt worden wäre, so würde derselbe unnütz gewesen seyn. Sobald aber Holland fürchten mußte, daß der Krieg sich an seine Gränzen, und vielleicht auf seinen eignen Grund und Boden hinziehn mögte, so empfand es die Nothwendigkeit, an dem Frieden zu arbeiten. Es bewog seine Alliirten, zu einer Unterhandlung die Hände zu bieten. Im Monat April 1746. ward zu Breda ein Kongreß eröfnet, und Europa hätte ohne Weitläuftigkeiten zum Frieden gelangen können, wenn die Franzosen in das Holländische eingerückt wären, als die Holländer im Anfange des Feldzuges, der Armee ihrer Alliirten Zuflucht gaben. Es ist unbegreiflich, daß das französische Ministerium nicht dem vortheilhaften Beyspiel folgte, welches der König von Preußen, durch seinen Einmarsch in Sachsen, demselben gegeben hatte.

Die Konferenzen zu Breda zogen sich aus vielen Ursachen in die Länge. Frankreich blieb noch immer bey seinen alten Vorurtheilen, und nahm die verstellten Höflichkeiten der Holländer für ein Ueberbleibsel von Freundschaft, welches man nicht von sich stossen müßte. Es fürchtete, sich einen neuen Feind zu machen, und bedachte nicht, daß die Holländer nach einer offenbaren Kriegserklärung, ihren Alliirten um nichts nützlicher seyn konnten, als sie es jetzt schon waren. Es rechnete noch auf ihre guten Dienste und Vermittelung, und sahe nicht ein, daß, wenn dieselben im Ernste Frieden suchten, ihre Bitten zu London und Wien vergeblich seyn würden, so lange diese Mächte sie nicht würklich am Rande des Unterganges sähen. Die Holländer sahen das recht gut ein, und weil ihnen die Gefahr noch entfernt schien, so dachten sie nicht sowohl darauf, dem Frieden zu Breda zu Stande zu bringen, als vielmehr ihren Alliir-

ten zu dienen, und den französischen Operationen Hindernisse in den Weg zu legen.

Ludewig der XV., welcher die Holländer nicht zu seinem großen Projekt einer allgemeinen Friedensstiftung bringen konnte, und sich also gezwungen sah, während einem ganz unnützen Kongreß einen Theil ihres Landes zu erobern, ließ seine Truppen in das holländische Flandern einrücken. Er machte auch diesen vierten Feldzug und gewann in Person, gegen den Herzog von Cumberland, die Schlacht bey Lawfeld, welche nicht so hartnäckigt, aber blutiger war, als die Schlacht bey Fontenoy.

Man blieb dabey nicht stehn; sondern belagerte Bergen op Zoom, mit dem Zunamen die Jungfer, eine der unüberwindlichsten Vestungen der Niederlande, theils wegen ihrer Werke, und theils wegen der dabey liegenden Moräste, welche verhindern, daß man dieselbe nicht von allen Seiten angreifen kann. Diese für unüberwindlich gehaltene Stadt, welche durch ihre Lage, durch eine zahlreiche und immer frisch abgelöste Besatzung, und durch eine vor ihren Thoren gelagerte Armee vertheidigt ward, ging fünf und siebzig Tage nach eröfneten Laufgräben, durch Sturm über, als man nur so kaum durch die Bresche eindringen konnte.

Seit den vergeblichen Belagerungen des Herzogs von Parma im Jahr 1588., und des Spinola im Jahr 1622. war diese Stadt von dem berühmten Cohorn, diesem Vauban der Holländer, noch stärker bevestiget worden, welcher dieselbe als sein Meisterstück betrachtete. Aber der Muth der Franzosen, den ihr General unterstützte, war stärker, als ihre Lage. Die Sieger fanden in dem Hafen siebzehn große mit Provisionen beladene Barken, deren jede mit großen Buchstaben die Inschrift

führ=

führte; Der unüberwindlichen Besatzung von Bergen op Zoom.

Der Graf von Löwendahl, dem man diese herrliche Eroberung verdankte, ein Däne von Geburt, hatte im Jahr 1713. den Anfang seiner Kriegsdienste in Pohlen als gemeiner Soldat gemacht, war darauf Unterofficier, Fähnrich, Adjutant, und im Jahr 1714. Kapitain, geworden. Weil das Reich damals Frieden hatte, ging er mit den dänischen Truppen, als Freywilliger nach Schweden, und that sich daselbst durch Muth und Thätigkeit hervor. Als der Krieg in Ungarn ausbrach, ging er 1716. dahin, und zeichnete sich aus bey der Schlacht von Peterwardein, bey der Belagerung von Temeswar, und bey der Schlacht und Belagerung von Belgrad.

Der Muth des Grafen von Löwendahl glänzte nicht minder zu Neapel, in Sardinien und Sicilien, wohin er nach und nach abgeschickt ward. Er nahm Theil an allen Vorfällen dieses Krieges von 1718. bis 1721., da sich derselbe endigte. Im Frieden beschäftigte er sich beständig mit der Kriegswissenschaft, und studirte alle Theile der Ingenieur- und Artilleriekunst. Der König August von Pohlen, in dessen Dienste er trat, machte ihn zum General und Inspekteur der sächsischen Infanterie. Der im Jahr 1733. erfolgte Tod dieses Monarchen gab ihm Gelegenheit, seine Tapferkeit bey der Belagerung von Cracau zu zeigen. Er machte, mit immer gleichem Ruhm, die Feldzüge von 1734. und 1735. am Rhein. Die Kayserin von Rußland, welche denselben in ihre Dienste gezogen hatte, war so zufrieden mit seinem Betragen in der Crimm und Ukraine, daß sie ihn zum General ihrer Armeen ernannte. Der große Ruf seiner Tapferkeit bewog den König von Frankreich, sich denselben

selben zu verschaffen. Er erhielt 1744. den Posten eines Generallieutnants, und rechtfertigte gleich im folgenden Jahre die Meynung, welche Ludewig der XV. von ihm gefaßt hatte.

Er that sich mit eben so vieler Klugheit, als Tapferkeit, bey den Belagerungen von Menin, Ypern, Furnes, und Freyburg 1744. hervor. Ob er gleich nicht in die Laufgräben kommandirt war, als man den bedeckten Weg angriff, so trieb ihn doch sein Eifer dahin, wo er einen Schuß bekam, welcher sein Leben in Gefahr setzte. In dem Feldzuge von 1745. kommandirte er das Reservekorps bey Fontenoy, und nahm Theil an dem Ruhme des Sieges, durch die Hitze, womit er die englische Kolonne angriff, welche in das Centrum der französischen Armee eingedrungen war. Er hatte das Glück in dem nehmlichen Feldzuge Gent, Oudenarde, Ostende und Niewpoort, weg zu nehmen. Bey der Zurückkunft aus diesem glänzenden Feldzuge, wurden seine Dienste und Talente mit den französischen Ordenszeichen belohnt. Das Jahr 1747. war für ihm noch rühmlicher. Er fing dasselbe mit den Belagerungen von Sluys und Sas von Gent an, und während daß die Truppen die übrigen Plätze des holländischen Flanderns vollends eroberten, veranstaltete er die Vertheidigung der Stadt Antwerpen mit solcher Geschicklichkeit, daß die Feinde das Projekt aufgaben, dieselbe anzugreifen. Die Belagerung von Bergen-op-Zoom setzte seinem Ruhm die Krone auf.

Der Graf von Löwendahl war einer der gelehrtesten Männer in Europa. Zu Friedenszeiten theilte er seine müßige Stunden unter die Annehmlichkeiten des Studirens, und den Umgang mit einigen auserlesenen Freunden. Diese entzückte er durch sein gutes Herz, seine Aufrichtigkeit, seinen

Ver-

Verstand, durch die Gabe, sich eben so stark als richtig auszudrücken, und durch seine erstaunliche Kenntnisse, welche er sich durch Lesen, und auf Reisen erworben hatte. Er soll vierzehn Sprachen gesprochen haben. Die Taktik und Feldmeßkunst verstand er in hohem Grade, und hatte die Erdbeschreibung mit ihren kleinsten Theilen vollkommen inne. Er glich an Geist und Herzen dem Marschal de Saxe, dessen Busenfreund er war, und so wie er, mitten unter Ergötzlichkeiten, die Kriegeskunst bis in ihre geheimste Tiefen studirte. Er hatte beständig gelesen, er schrieb auch, und muß verschiedene Handschriften hinterlassen haben, welche man dem Publikum nicht vorenthalten sollte. Wir kehren nun zu unsrer Geschichte zurück.

Ehe sich Ludewig der XV. gegen die Holländer erklärte, hatte derselbe die Schonung so weit getrieben, daß er den Generalstaaten erklärte, er würde die eroberten Plätze bloß als ein Unterpfand betrachten, welches er wieder herausgeben wollte, sobald sie aufhörten, durch Bewilligung freyer Durchmärsche, und durch den Beystand an Geld und Truppen, welche sie seine Feinden leisteten, den Krieg zu verlängern.

Die Holländer hatten kein Gefühl für diese Nachsicht; sie sahen nichts als den Einmarsch in ihr Land, und dieser Einmarsch gab dem Statthalter das Daseyn, so wie im Jahr 1672. Die Statthalterwürde ward so gar erblich gemacht, und nicht bloß für die männliche, sondern auch für die weiblichen Nachkommen des Statthalters.

In diesem Kriege, sagt Voltaire, geschah nichts von dem, was man anfänglich vermuthet hatte, sondern das Gegentheil von dem, was alle Nationen erwarteten. Das Unternehmen, die Fortschritte und das endliche Unglück des Prätendenten in England,

land, waren vielleicht das Sonderbarste von allem, was Europa in Erstaunen setzte.

Der unter dem Namen des Prätendenten bekannte Prinz Karl Eduard war ein Sohn Jakob der III. und ein Enkel Jakob des II. Königs von England, welchen sein Eidam, Wilhelm, Prinz von Oranien, und Statthalter von Holland, vom Thron gestossen hatte. Sein Aeltervater Karl der I. ward von seinen eignen Unterthanen, und seine Urältermutter von dem Parlamente, zum Tode verurtheilt. Dieser durchlauchtige Zweig des durchlauchtigen und unglücklichen Hauses Stuart brachte seine Jugend bey seinem Vater zu Rom in der Einsamkeit hin, wo er mehr als einmal das Verlangen hatte blicken lassen, sein Leben daran zu wagen, um den Thron seiner Väter wieder zu besteigen.

Als er sich eines Tages mit dem Kardinal von Tencin unterhielt, welcher, auf die Ernennung seines Vaters, zum Purpur gelangt war, sagte derselbe zu ihm: „Warum versuchen Sie nicht, „nach der nordischen Küste von Schottland zu segeln? Ihre Gegenwart allein kann Ihnen dort „einen Anhang und eine Armee verschaffen, und „alsdann muß Ihnen Frankreich wohl Beystand „leisten.“

Auf diesen Rath schift sich Karl Eduard, welcher seit 1742. nach Frankreich berufen war, mit sieben Officieren, theils Irländern, theils Schottländern, welche sein Schicksal mit ihm theilen wollten, auf einer Fregatte von achtzehn Kanonen ein, welche ein königliches Schiff von sechszig Kanonen zur Begleitung hatte. Zu seiner Expedition, wobey es um nichts Geringers zu thun war, als um die Krone von Großbritannien, hatte er nichts bey sich, als diese sieben Officiere, ohngefehr achtzehnhundert Säbel, zwölfhundert Flinten und acht

und

und vierzig tausend Franken. Voltaire versichert, daß das französische Ministerium, und der König selbst, von dieser Unternehmung nichts wußten.

Der Prinz landete zuerst auf einer kleinen beynahe wüsten Insel jenseits Irland. Von da segelte er nach dem vesten Lande von Schottland, wo sich ihm einige Einwohner, denen er sich zu erkennen gab, zu Füßen warfen. Was können wir aber thun, sagten sie, wir haben keine Waffen, und sind arme Leute; wir essen nichts als Haferbrod, und bauen ein unfruchtbares Erdreich. — Ich will euch dieses Erdreich bauen helfen, versetzte der Prinz: will von diesem Brodte essen, Eure Armuth mit Euch theilen, und bringe Euch Waffen mit.

Man kann denken, daß diese Leute von solchen Reden und Gesinnungen gerührt wurden. Einige schottländische Häupter stiessen zu dem Prinzen. An dreyhundert Mann versammeln sich um ihn, und machen sich eine Fahne. Der Haufe wird größer, und der Prinz sieht sich an der Spitze von funfzehnhundert Mann, welche er mit seinen vorräthigen Flinten und Säbeln bewafnet.

Er schickt darauf die Fregatte, auf welcher er gekommen war, nach Frankreich zurück, und meldet den Königen von Frankreich und Spanien seine Landung. Diese beyde Monarchen nennen ihn in ihren Antwortschreiben Bruder, und schicken ihm zu verschiedenenmalen einige Beyhülfe an Geld, Waffen und Kriegsbedürfnisse.

Zuerst marschiren einige Kompagnieen englischer Truppen, von Edimburg aus, gegen das kleine Häuflein des Prinzen, werden aber aufs Haupt geschlagen. Dreyßig Bergschotten nehmen achtzig Engländer, mit ihren Officieren und dem Gepäcke gefangen.

Dieses

Dieses erste Glück vermehrt den Muth, und zieht dem Prinzen von allen Seiten neue Soldaten zu. Der Prinz immer zu Fuß an der Spitze seiner Bergschotten, eben so gekleidet, und von einerley Nahrung lebend, bemächtigte sich der ansehnlichen schottischen Stadt Perth, und wird daselbst feyerlich, im Namen seines Vaters Jakob des III. zum Regenten von England, Frankreich, Schottland und Irland, ausgerufen.

Verschiedene der angesehensten schottischen Herren hatten schon dem Prinzen gehuldigt, und neue Truppen zugeführt. Eine ganze Kompagnie eines in englischen Diensten stehenden schottischen Regiments ging zu ihm über. Man hielt einen Kriegsrath; die Stimmen waren getheilt. Der Prinz hielt dafür, daß er gerade auf Edimburg losgehn müßte. Er hatte nur wenig Mannschaft und gar keine Kanonen. Er hatte zwar Anhänger in der Stadt, aber alle Einwohner waren nicht auf seiner Seite. Ich muß mich zeigen, sagte er: damit sie alle sich erklären. Er geht also, ohne Zeitverlust, auf die Hauptstadt los, und bemächtigt sich des Thors. Die Stadt geräth in Gährung; einige wollen den Erben ihrer alten Könige anerkennen, andre halten es mit der Regierung. Der englische Gouverneur wirft sich mit vierhundert Mann von der Besatzung in das Schloß.

Der Lord-Provost von Edimburg frägt denselben in voller Bestürzung, was man thun solle? Ihm zu Füßen fallen, ruft ihm ein Einwohner zu: und ihn anerkennen! Den Augenblick ward Prinz Eduard, durch öffentlichen Ausruf, in der Hauptstadt anerkannt.

Der König George war damals nicht im Königreiche, und es waren nicht sechstausend Mann regulirter Truppen in England. Indessen setzte man

man in London einen Preis von 30000. Pf. Sterl. auf den Kopf des Prätendenten. Auf diesen blutdürstigen Entschluß antwortete der Prinz Eduard durch Manifeste, worin er seinen Anhängern verbot, ihre Hände an die Person des regierenden Königs, oder irgend eines Prinzen aus dem Hause Hannover, zu legen.

Sobald er Herr von Edimburg war, lieferte er eine Schlacht. Er verläßt die Hauptstadt von Schottland, ohne einen Soldaten darin zu lassen, und geht mit ohngefähr dreytausend Bergschotten auf die Engländer los, welche über viertausend Mann stark waren. Sie hatten zwey Dragonerregimenter, und der General Cope kommandirte die brittische Armee. Die Kavallerie des Prinzen Eduard bestand aus einigen Packpferden. Sieben Meilen von Edimburg stößt er auf den Feind, stellt sein Häuflein in Schlachtordnung, und fängt das Gefecht an. Der Prinz Eduard war so voll von dem Gedanken, daß der Sieg auf seine Seite treten müßte, daß er den Degen zog, die Scheide weit von sich warf, und sagte: Ich will ihn nicht ehr wieder einstecken, meine Freunde! bis daß ihr frey und glücklich seyd.

Darauf rennt man, ohne Reyh und Glied zu halten, auf die Engländer los; Sackpfeifen vertreten die Stelle der Trompeten; auf zwanzig Schritt wird Feuer gegeben; dann werden die Flinten weggeworfen, und Mann und Pferd mit Dolch und Säbel angegriffen. Die Engländer weichen von allen Seiten ohne Widerstand; achthundert bleiben auf dem Platze; die übrigen fliehn, und vierzehnhundert werden gefangen. Alles fällt dem Sieger in die Hände, welcher sich aus den feindlichen Dragonerpferden eine Kavallerie macht, und der engli-

sche General sieht sich genöthigt, mit vierzehn Mann Begleitung die Flucht zu ergreifen.

Der Prätendent verlohr nicht sechszig Mann in diesem Treffen. Wenige Tage nachher landen ein französisches und ein spanisches Schiff glücklich an den Küsten, und bringen Geld und neue Hofnungen mit, auch einen geheimen Gesandten des Königs von Frankreich, welcher Geld und Waffen ans Land bringen läßt. Die Sachen des Prätendenten nahmen den besten Gang; aber er hatte Mangel an schweren Kanonen.

Der Hof zu London fürchtete den Prinzen Eduard, und suchte denselben bey dem Volke verhaßt zu machen. Er warf demselben vor, daß er römischkatholisch wäre, und die Religion nebst den Gesetzen des Landes, umstürzen wollte. Der Prinz erklärte dagegen, einmal über das andre, daß er die Religion sowohl, als die Gesetze in Ehren halten würde.

Der König von England war eiligst zurückgekommen, um sich den weitern Fortschritten der Unruhen zu widersetzen. Er ließ sich die Miliz der Stadt London von neuem huldigen. Alle katholische Geistliche mußten die Hauptstadt räumen. Ueberdies hielt der König für rathsam, sechstausend Mann Truppen aus Flandern zurück zu berufen, und noch sechstausend Mann von Holland zu fordern, wie solches den Traktaten mit dieser Republik gemäß war.

Um die Person des Prinzen Karl Eduard in London verhaßt zu machen, bediente man sich eines sonderbaren Kunstgriffes. Man ließ nehmlich ein erdichtetes Tagebuch drucken, worin man die unter der Regierung des Königs George in den Zeitungen angezeigte Begebenheiten mit denenjenigen verglich,

glich, welche man als möglich unter einem katholischen Fürsten voraussetzte.

„Jetzt, hieß es: lesen wir in unsern Zeitungen, bald, daß man die den französchen und spanischen Schiffen abgenommene Schätze in die Bank geliefert hat; bald, daß wir Porto-Bello geschleift haben; bald, daß Ludewigsburg in unsern Händen, und die Nation Meister des Handels ist.“

„Unter der Regierung des Prätendenten aber werden unsre Zeitungen anders lauten: Heut, wird es heissen: ward derselbe auf den Plätzen von London, durch Bergschotten und Mönche, zum König ausgerufen; Verschiedene Häuser wurden dabey abgebrannt, und viele Bürger ermordet.“

„Den 4ten wurden die Gebäude der Südkompagnie und der Kompagnie von Indien in Klöster verwandelt.“

„Den 20ten wurden sechs Parlamentsglieder in Verhaft genommen.“

„Den 26ten wurden dem Franzosen drey Seehäfen abgetreten.“

„Den 28 wurde das Gesetz: habeas corpus abgeschaft, und eine neue Akte, daß alle Ketzer lebendig verbrannt werden sollen, paßirte das Parlament.“

„Den 29ten ward der italienische Jesuit, Prignardini, zum Großsiegelbewahrer von England ernannt.“

Die geheimen Anhänger des Prinzen Eduard begnügten sich damit, Schriften drucken zu lassen, deren Ausdrücke so abgemessen waren, daß die Parthey dieselben wohl verstehn, die Regierung sie aber nicht tadeln konnte. Dergleichen wurden viele ausgestreut, eine unter andern, worin man bekannt machte, daß ein junger Mensch von großer Hoffnung im Begriff stände, ein beträchtliches

Glück zu machen; daß derselbe sich, binnen kurzer Zeit, ein Einkommen von mehr als zwanzigtausend Pfund verschaft habe, daß es ihm aber an Freunden fehle, um sich in London niederzulassen.

Schon fing die Gährung an, in London merklich zu werden, als man erfuhr„ daß der Prätendent anrückte, daß seine Macht sich verstärkte, und daß er in England bey Derby, dreyßig (englische) Meilen von der Hauptstadt stände. Damals hatte der Prinz Eduard zum erstenmal Nationalengländer unter seinen Truppen. Dreyhundert Mann aus der Grafschaft Lankaster hatten unter ihm Dienste genommen. Man beschrieb seine Armee dreyßigtausend Mann stark, und behauptete, die ganze Grafschaft Lankaster hätte sich für denselben erklärt. Die Kaufläden und die Bank zu London waren einen ganzen Tag über geschlossen.

Der Prinz und seine Anhänger baten Frankreich auf das dringendste um Beystand. Sie stellten die Staatsveränderug als leicht, plötzlich und vollständig vor. Sie verlangten Mannschaft und Kanonen, und den Herzog von Richelien zum Oberbefehlshaber. Der Hof zu Versailles zweifelte an den weitern Fortschritten eines Helden, welcher keine andre Hülfsquellen hatte, als seinen Muth und seine Verwegenheit, und schlug daher einen Mittelweg ein, nehmlich, die Unternehmung des Prätendenten nur in so fern zu begünstigen, als die Klugheit es erlaubte, und ihn selbst zu hintergehn, um seine Feinde zu täuschen.

Zu dem Ende wurden zu Calais alle Anstalten zu einer verstellten Landung gemacht. Der Herzog von Richelieu mußte sich daselbst an der Spitze vor dreyßigtauseud Mann aufhalten, und in Bereitschaft seyn, auf den ersten Wink unter Segel

zu

zu gehn. Die Truppen gingen so gar an Bord, und es ward das bekannte Manifest zum Besten des Prätendenten aufgesetzt. Alle diese große Anstalten endigten sich mit einigen geringen Beyhülfen an Geld und Mannschaft, welche dem Prinzen zugeschickt wurden.

Der Prätendent ließ in England neue Manifeste ausgehn, welche die Regierung durch Henkers Hand verbrennen ließ. Der Prinz hatte eine Armee von ohngefehr achttausend Mann, welche aber schlecht bezahlt ward. Er hat immer behauptet, wenn er nur dreytausend Mann regulirter Truppen gehabt hätte, so wäre er Meister von England geworden. Er gewinnt zwo Schlachten in einem Tage; die Engländer liessen Zelte und Gepäcke im Stich, und flohen nach Edimburg.

Darauf marschirt der Herzog von Cumberland nach Schottland. Es mußte nun zu einem entscheidenden Treffen kommen. Die Engländer hatten immer den Vortheil der überlegenen Anzahl, hatten Kavallerie und eine gut bediente Artillerie. Bey Culloden stossen beyde Haufen auf einander. Der Prinz Eduard wird aufs Haupt geschlagen, leicht verwundet und zur eiligsten Flucht mit fortgerissen. Es wirft sich in einen Fluß, und schwimmt hinüber. Er geht fünf Tage und fünf Nächte, ohne fast einen Augenblick zu ruhen, und bey öfterem Mangel an Nahrung. Seine Feinde folgen ihm auf dem Fuße, und sein Schicksal gleicht in allen Stücken dem Schicksale seines großen Oheims Karl des II. Man weis, daß dieser älteste Sohn Karl des I. welcher auf dem Schavott starb, anfänglich in Irland als König von England anerkannt, hernach bey Dunbar und Worcester geschlagen ward, und endlich, bald als Holz-

 hacker,

hacker, bald als Bedienter verkleidet, zu seiner Mutter nach Frankreich flüchtete.

Das Gefolge von eben so sonderbaren, als schrecklichen Unglücksfällen, welche das ganze Haus dieses Prinzen verfolgt haben, ist auf Erden ohne Beyspiel. Er war in der Verbannung gebohren, die er bloß verlassen hatte, um, nach erfochtnem Siegen, seine Anhänger auf die Henkersbühne zu liefern, und zwischen Bergen umher zu irren. Sein Vater, welcher schon in der Wiege aus dem königlichen Pallast, und aus seinen Vaterlande vertrieben worden, für dessen rechtmäßigen Erben man ihn erkannte, hatte, so wie er, Versuche gemacht, welche seine Anhänger auf das Blutgerüst gebracht hatten. Diese lange Kette von Unglücksfällen stellte sich dem Gemüthe des Prinzen Eduard ohne Unterlaß dar, und er verlohr die Hofnung noch nicht. Er ging mit unverbundner Wunde, und ohne die geringste Unterstützung, zu Fuß mitten durch seine Feinde.

Verfolgt von einem Detaschement der Armee des Herzogs von Cumberland, muß der Prinz mit seinen Freunden die Nacht in einem Moraste zubringen. Er erreicht endlich eine Fischerbarke. Kaum hat er zwo Meilen auf der Fluth geschwebt, als er sich von feindlichen Schiffen umgeben sieht. Er verbirgt seine Barka hinter einen Felsen, und wartet in dieser Einöde, bis sich die englischen Schiffe entfernen, oder der Tod seinen zahlreichen Widerwärtigkeiten ein Ende machen soll. Dem Prinzen, seinen Freunden, und den Matrosen, war nichts übrig geblieben, als ein wenig Brantwein, ihr unglückliches Leben hinzuhalten. Der Zufall entdeckt ihnen einige trockene Fische, welche vom Sturm vertriebene Fischer auf dem Ufer zurückgelassen hatten. Als die feindlichen Schiffe verschwunden waren,

rudert

rudert er von Insel zu Insel, und tritt auf der Insel Wist ans Land. Nach drey Tagen erscheint die Miliz an diesem Zufluchtsorte. Er verbirgt sich mit zween seiner Gefährten, drey Tage und drey Nächte in einer Höhle. Es war noch Glück genug für ihm, daß er wieder Bord kam, und nach einer andern wüsten Insel flüchten konnte, wo er mit einem kleinen Vorrath von Branntwein, Gerstenbrod und gesalznem Fisch, acht Tage blieb.

Der Prinz war in Gefahr, alle Augenblicke von den Feinden aufgehoben zu werden. Er geht wieder in See, und landet bey Nacht in Schottland. Hier muß er sich von neuem mit seinen getreuen Gefährten in eine Höhle verkriechen. Ein Bergbauer verschaft ihnen ein wenig Gerstenmehl in Wasser geweicht. In diesem abscheulichen Aufenthalte bringt er zween Tage zu, und geht dann wieder nach einer kleinen Insel, von wo er allein, und zwar in Mägdekleidung, entwischen muß. Mit Thränen hatte er sich den getreuen Gefährten seines Unglücks und Elends getrennt, und irrt, seinem Schicksal allein überlassen, von Berg zu Berg, wo ihn der Hunger verfolgt, und wo er alle Augenblick unterzuliegen befürchten muß.

Unterdessen daß von allen Seiten für die Anhänger des Prinzen Eduard Blutgerüste erbaut wurden, suchte man die Person desselben in den Augen des Pöbels verächtlich zu machen. Man ließ die bey Culloden genommene Fahnen öffentlich in Edimburg hereintragen. Des Prinzen Fahne trug der Henker, die übrigen wurden von Schornsteinfegern getragen, und der Henker verbrannte sie alle auf öffentlichem Markte. Diesem Possenspiele folgten die blutigsten Auftritte. Eine beträchtliche Anzahl von Officieren, und den vornehmsten Herren des Reichs, fiel unter dem Beile des Henkers.

Die Soldaten und Unterofficiere mußten losen, der zwanzigste Mann verlohr das Leben, die übrigen wurden in die Kolonien geschickt. Ein Priester der englischen Kirche, welcher die Unbedachtsamkeit begangen hatte, den Prinzen Eduard um das Bisthum zu Carlisle zu bitten, als der Prinz im Besitze dieser Stadt war, ward daselbst in Pontificalibus zum Galgen geführt. Er hielt eine nachdrückliche Rede an das Volk, zum Besten der Familie des Königs Jakob, und betete für alle, welche wie er, in diesen Händeln das Leben verlohren.

Die Unruhe, worin man in Frankreich wegen des Schicksals des Prinzen Eduard war, hatte den Entschluß zu Wege gebracht, zwo Fregatten abzusenden, welche glücklich an der westlichen Küste von Schottland landeten. Nach langem vergeblichen Suchen fand man den Prinzen, welcher mitten durch tausend neue Gefahren an den Ort hinkam, wo man seiner wartete. Er kam auf die Höhe von Brest, findet aber eine Eskader im Angesichte des Hafens. Man sticht wieder in See, und wendet sich nach Morlaix an den Küsten von Bretagne. Auch da liegt eine englische Flotte. Man wagt es, mitten durch die feindlichen Schiffe zu segeln, und endlich tritt der Prinz, nach so vielen Widerwärtigkeiten und Gefahren, mit einigen seiAnhänger, welche gleich ihm, dem Nachsuchen der Ueberwinder entgangen waren, im Hafen Saint-Paul-de-Leon, ans Land.

Paris war über die Zurückkunft dieses unglücklichen Helden gerührt. Seine Unglücksfälle hatten ihr Ende noch nicht erreicht. Er sah sich genöthigt, Frankreich zu verlassen, weil die Engländer beym Friedensschlusse darauf bestanden. Sein durch so viele Erschütterungen störrig gewordener Muth wollte der Nothwendigkeit nicht nachgeben. Er hörte weder

der auf Vorstellungen, noch auf Bitten, noch auf Befehle, und behauptete, man müßte ihm das Versprechen halten, ihn nicht zu verlassen. Man hielt sich also für genöthigt, sich seiner Person zu versichern. Er ward vestgenommen, ins Gefängniß gesetzt, und endlich über die Gränze gebracht.

Dies war, wie Voltaire sagt: der letzte Schlag, womit das Schicksal eine Familie niederschlug, welche dreyhundert Jahre lang, lauter Könige hervorgebracht hatte. Karl Eduard verbarg sich seitdem vor dem Antlitz der Menschen. Hierher mögen die Privatpersonen ihre Augen richten, welche über ihre kleine Unglücksfälle jammern, und sich mit dem Schicksale dieses Prinzen und seiner Väter trösten!

Vierzehntes Kapitel.

Bey allem seinen Waffenglück trug Ludewig der XV. ohne Unterlaß auf den Frieden an, welcher allen Partheyen so nothwendig war. Bey jedem Siege, bey jeder neuen Eroberung, wiederholte er immer die nehmlichen Anerbietungen, ohne das jemand darauf achten wollte. Der Groll gegen den französischen Hof ging so weit, das alte Mistrauen war so eingewurzelt, daß ein Deputirter der Generalstaaten, am Tage der Einführung des Statthalters, in seiner Rede gesagt hatte, die Republik bedürfte eines Oberhaupts gegen einen ehrgeizigen und treulosen Nachbar, welcher mit Treu und Glauben ein Gespötte triebe.

Diese Bitterkeit ward in allen Gemüthern von dem Wiener Hofe unterhalten, welcher nicht vergessen konnte, daß man wider den Inhalt der Traktaten, die Maria Theresia ihrer väterlichen Erbschaft hatte berauben wollen. England setzte von

der andern Seite Europa in Bewegung, um Ludewig dem XV. neue Feinde zu erwecken.

Von Norden her zeigte sich ein furchtbarer Beystand. Die Kayserin von Rußland ließ funfzigtausend Mann nach Liefland marschiren, und versprach gegen eine mäßige Subsidie von hunderttausend Pfund Sterling, funfzig Galeeren auszurüsten. Aber während daß man auf diese Weise die äussersten Ende der Erde aufwiegelte, schritt der König von Frankreich in seinen Eroberungen fort. Das holländische Flandern ward eben so schnell weggenommen, als vorher die andern Plätze. Als die Schlacht bey Lawfeld gewonnen, und Bergen-op-Zoom eingenommen war, ging das große Vorhaben des Marschals de Saxe dahin, Mastricht wegzunehmen. **In Mastricht wohnt der Friede!** sagte dieser General.

Mit dieser wichtigen Belagerung ward der Feldzug eröfnet. Man täuscht den Feind durch verstellte Märsche, und macht demselben zu gleicher Zeit für Mastricht, Lützelburg und Breda, bange. Durch das geschickteste Kriegsmanöver findet sich die erste dieser drey Vestungen, von beyden Seiten des Flusses berennt, so daß keine Unterstützung mehr hinein kommen kann. Die Feinde, beynahe achtzigtausend Mann stark, können weiter nichts thun, als der Eroberung zusehn.

Unterdessen brachten die Alliirten ganz Europa in Bewegung. Der Krieg war im Begriff, in Italien mit vieler Lebhaftigkeit von neuen anzufangen, und die Engländer hatten schon die französischen Besitzungen in Amerika und Indien angegriffen. Sie hatten die Stadt Ludewigsburg auf der Königsinsel, nach einer funfzigtägigen Belagerung, genommen und Cap Breton war ihnen gleichfalls in die Hände gefallen.

Die

Die Engländer hatten zweyhundert und drey und sechszig Kriegesschiffe, die Kaper- und Transportschiffe ungerechnet. Bey dieser Seemacht dienten vierzigtausend Matrosen. Frankreich hatte in allen nicht mehr als fünf und dreyßig Linienschiffe einer so furchtbaren Macht entgegen zu setzen. England hatte zu gleicher Zeit eine Flotte in den Gewässern von Schottland und Irland, eine zu Spithead, eine in Ostindien, eine zu Antigoa, und war im Stande, erforderlichenfalls noch neue Flotten auszurüsten. Die Schwierigkeit der Transporte, die Gefahr, worin dieselben waren, nebst ihren Bedeckungen genommen zu werden, setzte die französische Kolonieen der Willkühr der englischen Flotte bloß. Die Franzosen hatten schreckliche Verluste gelitten, und die Engländer hatten ohngefehr drey Millionen Pfund Sterling gewonnen.

Der Eskadre des Herzogs von Anville war eine Unternehmung gegen die englische Kolonie zu Annapolis in Neuschottland fehlgeschlagen. Die französische Seemacht war durch zwey ungleiche Seegefechte sehr geschwächt worden. In dem Seetreffen bey Finisterrä hatten die Engländer sechs große königliche, und sieben bewaffnete Schiffe der indischen Kompagnie weggenommen. Der Schade ward über zwanzig Millionen geschätzt. In Amerika blieben den Franzosen nur sieben Kriegsschiffe zur Bedeckung der Kauffahrteyflotten übrig. Diese stiessen auf vierzehn englische Schiffe. Die Menge gab den Ausschlag, und der brittische Admiral brachte sechs davon in der Themse auf. Madras war indessen unter französische Bothmäßigkeit gekommen, und die trefliche Vertheidigung des Herrn Dupleix hatte die Engländer genöthigt, die Belagerung von Pondichery aufzuheben. Dies war zwar nur ein schwacher Ersatz für so viel Unglücksfälle;

fälle; aber das immer fortschreitende Waffenglück des Königs in den Niederlanden hielt die Feinde in Ehrfurcht.

Die Alliirten hatten alle Friedensanträge, welche Ludewig der XV. an sie gelangen ließ, so oft er einen neuen Sieg davon trug, beständig verworfen. Als sie aber sahen, daß Mastricht das Schicksal von Bergen-op-Zoom haben würde; daß man Anstalt machte, von da nach Nimwegen zu rücken; und endlich, daß Holland selbst in Gefahr war; So forderten nun die Feinde selber den für alle Welt so nothwendig gewordenen Frieden.

Zu Aachen ward ein Kongreß eröfnet. Der Markis de Saint-Severin, einer der bevollmächtigten französischen Minister, erklärte zum Eingang, daß sein Herr, nicht wie ein Kaufmann, sondern wie ein König, Friede machen wollte.

Ludewig der XV. wollte nichts für sich haben, that aber alles für seine Alliirten. Durch diesen Frieden ward dem Dom Carlos das Königreich beyder Sicilien versichert; Dom Philipp ward in seine Herzogthümer Parma und Quastalla eingesetzt; der Herzog von Modena gelangte wieder zum Besitz seiner Staaten; Genua bekam alle seine Rechte wieder. England, welches bey diesem Kriege kein anderes Privatinteresse gehabt hatte, als die Angelegenheit eines einzigen Schiffs, verlohr dabey viel Geld und Blut, und der Zwist wegen des Schiffes blieb in seiner alten Lage. Der König von Preußen behielt das eroberte Schlesien, und dem Könige von Sardinien ward seine Allianz mit einem Theile von Mayland bezahlt.

Alle bey diesem Aachener Generalfrieden interessirte Mächte garantirten die pragmatische Sanktion über die ganze Erbschaft Karl des VI. zum Besten seiner Tochter, der Kayserinkönigin, und ihrer Nachkom-

kommen zu ewigen Zeiten, jedoch mit Ausnahme der Abtretungen, welche der Kayser Karl der VI. und die Kayserin seine Tochter schon gemacht hatten, wie auch derjenigen, welche in dem Traktat selbst, im Artikel XXI. namentlich verzeichnet waren.

Wenn jemals ein streitiger Punkt vollständig erörtert und entschieden worden, so ist es gewiß der Punkt der pragmatischen Sanktion. Alle Fürsten, welche Anforderungen an die Verlassenschaft Karl des VI. gemacht, und ihre Rechte dagegen angeführt hatten, entsagten denselben nicht allein, sondern garantirten auch die neue Erbfolge. Wenn Treue der Traktaten nicht ein Spiel ist, so kann diese Angelegenheit ewig nicht wieder in Europa Streit erregen. Alle Ansprüche, welche nicht in dem Kriege von 1741. ausgeführt worden, sind als verjährt zu betrachten. Hätte auch einer oder der andre Fürst eine Ursach, sich der pragmatischen Sanktion zu widersetzen, so würde doch keine von den Mächten, welche den Traktat zu Aachen geschlossen haben, demselben beystehn können, weil ihre allerseitige Garantie alles hat, was eine öffentliche Akte bindend machen kann.

Nach der Bekanntmachung des Aachener Traktats bemerkten die Leute, welche wünschten, daß der Friede auf einen sichern und vesten Grund gebaut seyn mögte, daß die bevollmächtigten Minister, aus einer nicht zu erklärenden Uebereilung, verschiedene Angelegenheiten unabgemacht gelassen hatten, welche eine Quelle neuer Streitigkeiten werden könnten.

Man irrte sich auch nicht. Der französische Hof erhob schon im Junius 1649. Klage bey dem englischen, und um täglichen Neckereyen Einhalt zu thun, welche ein neues Kriegsfeuer anblasen konnten

ten, schlug man vor, Kommissarien zu ernennen, welche die Gränzen der englischen und französischen Kolonieen vestsetzen sollten.

Von den Protestationen, welche bey dem Kongreß zu Aachen einliefen, wollen wir hier des Pro Memoria erwehnen, welches die Korsen einreichten, um die bevollmächtigten Minister zu vermögen, von ihrer Streitigkeit mit der Republik Genua Notiz zu nehmen. Allein dieser Schritt war vergeblich, obgleich die Höfe von Wien und Turin ihnen versprochen hatten, sich ihrer anzunehmen. Man hielt es nicht einmal der Mühe wehrt, auf die Klagen der Korsen zu achten. Der hartnäckigte Krieg, den dieselben nachher ausgehalten haben, und der in Europa ein Wunder ist, macht dies Volk so merkwürdig, daß wir unsern Lesern ein Vergnügen zu machen glauben, wenn wir denselben einige Stellen aus dem Pro Memoria vorlegen, worin diese Nation den Anlaß zu ihrer Empörung, und ihre Forderungen, vorträgt.

„Wir haben unter uns viele Herren, welche „die Streitigkeiten ihrer Unterthanen entschieden, „ohne daß eine Appellation Statt fand; welche ih„re Fahnen versammelten, sich mit der Republik „in Bündnisse einliessen, die Würden und Ehren„stellen in ihrem Vaterlande bekleideten, und end„lich in aller Absicht dem übrigen Adel in Italien „gleich waren. Heut zu Tage ist Adel und Pöbel „unter den Korsen, durch die Staatskunst der Ge„nueser unter einander geworfen. Alle ohne Unter„schied sind, seit hundert und siebzig Jahren, fey„erlich von der Bekleidung irgend einer Ehrenstelle „in ihrem Vaterlande ausgeschlossen, ja sogar für „unfähig erklärt, daselbst unter den Truppen zu „dienen. Alle unsere Bisthümer sind für die Ge„nueser,

„nueser, und es fehlte nicht viel, so hätte man uns „auch unsre Pfarreyen genommen.“

„Die Ungerechtigkeit der obrigkeitlichen Perso„nen, welche Genua uns alle zwey Jahre schickt, „ist ein noch schrecklicheres Uebel. Das einzige, was „diese arme, und in höchsten Grad unwissende Rich„ter wußten, war, daß es ihnen freystand, alle „mögliche Ungerechtigkeiten gegen die Korsen zu be„gehn, um sich zu bereichern. Sie verkauften im „Voraus den Einwohnern die Begnadigung für die „Mordthaten, welche sie im Sinne hatten. Höch„stens bestand die Strafe des korsischen Mörders „darin, nach Genua geschickt zu werden, um dort „unter den Truppen zu dienen, und nach einiger „Zeit ward derselbe wieder in sein Vaterland zu„rück geschickt. Die Verwandten des Ermordeten „rächten sich nun selbst, da sie sahen, daß die Republik „das Verbrechen ungestraft ließ. Jede Nation des „Erdbodens würde sich durch Mordthaten auszeich„nen, wenn der Mord nicht anders bestraft würde, „als durch eine Spatzierreise, die nicht sonderlich „lästig, und oft gar nützlich ist.“

„Eben so nachtheilig sind die Gesetze, wodurch Ge„nua uns allen auswärtigen Handel, er sey von „welcher Art er wolle, entrissen, und den innern „Handel unsrer Insel auf tausend Arten beschwert, „und eingeschränkt hat. Dadurch sind natürlicher„weise die Korsen träge geworden, weil sie ihre „Erzeugnisse nicht verkaufen konnten, und so wür„de es den arbeitsamsten Nationen ergehn, wenn „sie unter gleichem Zwange lebten.“

„Die Genueser ehren und belohnen keine einzi„ge Tugend, bestrafen kein einziges Laster, und „sind gegen keine Art von Diensten erkenntlich. „Der unwandelbare Endzweck der Republik ist, uns„re Insel zu schwächen, und arm zu machen, weil

„die-

„dieselbe zu reich und zu mächtig ist, um sie so oh„ne Widerrede unter das Joch der Genueser beu„gen zu können. — Es ist ausgemacht, daß nichts „auf Erden die Korsen vermögen oder zwingen wird, „sich dem Joche der Genueser zu unterwerfen. Es „wäre daher selbst für die Republik Genua zu wün„schen, daß man dieselbe zur Vernunft bringen, „und sie bewegen könnte, die Insel Korsika fahren „zu lassen."

Als die Korsen im Jahr 1748. diese Vorstellungen bey dem Kongreß einreichten, waren sie weit davon entfernt, zu glauben, daß zwanzig Jahre später, eine Macht von einem andern Range, als Genua, ihnen Gesetze vorschreiben würde. Dieses stolze Volk, welches seit beynahe einem halben Jahrhundert, das tyrannische Joch der Genueser abgeworfen hatte, dachte wohl nicht, daß der allerchristlichste König, nachdem er dasselbe, auf eine ganz besondere Weise für frey und unabhängig anerkannt, und auf diesem Fuß an einem Vergleich zwischen demselben und der Republik Genua gearbeitet hatte, sich selbst die angeblichen Ansprüche und Rechte dieses Freystaats anmaßen würde, deren Ungültigkeit er selber eingestanden hatte. Noch weniger ließ es sich träumen, daß dieser christliche Monarch seinen Fuß auf den Nacken einer für frey und unabhängig anerkannten Nation pflanzen, und den Beweis von der Rechtmäßigkeit seines Verfahrens, durch Galgen Rad und Henkersknechte führen würde.

Funfzehntes Kapitel.

Frankreich genoß durch diesen Traktat zwar Frieden von aussen, war aber innerlich nicht glücklich. **Ludewig der XV.** hatte die Liebe seines Volks verloren,

loren, und war bey diesem Verluste leider! unempfindlich. Das Volk murrte über die Fortdauer unerschwinglicher Auflagen, welche es nach Endigung des Krieges los zu werden gehoft hatte. Es schrieb diese Plagen auf Rechnung der Markise de Pompadour. Die Streitigkeiten zwischen der Geistlichkeit und dem Parlament, welche nichts Geringers, als einen bürgerlichen Krieg drohten, verursachten eine traurige Zerrüttung, welche unter einem so schwachen Regenten nothwendig immer trauriger werden mußte. Zu allen diesen Unglücksfällen kam noch der größte, welcher Frankriech betreffen konnte, der Tod des Marschals de Saxe, eines Helden, welcher dem Staate bisher zum Schilde gedient hatte, und wohl verdient, daß wir einige Lebensumstände von ihm anführen.

Moritz Graf von Sachsen war ein Sohn Friedrich August des II., Churfürstens von Sachsen, und König von Pohlen, und der Gräfin von Königsmark aus Schweden, welche eben so berühmt wegen ihres Verstandes, als wegen ihrer Schönheit ist. Er ward mit dem Churprinzen, nachmals Friedrich August dem III., erzogen. In dem Kinde schon offenbarte sich der Krieger. Zum Studieren hatte er wenig Lust, und man konnte ihn nicht anders dazu bringen, als wenn man ihm versprach, ihn reiten oder fechten zu lassen. Zuerst diente derselbe in Flandern unter der alliirten Armee, welche der Prinz Eugen und Marlborough kommandirten. Er wohnte 1709. der Einnahme von Ryssel bey, und that sich bey der Belagerung von Doornyk, und von Bergen, und bey der Schlacht bey Malplaquet, hervor. Am Abend nach dieser dieser denkwürdigen Schlacht sagte er: er wäre mit seinem heutigen Tage zufrieden.

Der Feldzug von 1710. brachte diesem jungen Helden neuen Ruhm. Der Prinz Eugen und Marlborough machten demselben öffentliche Lobeserhebungen. Im folgenden Jahre belagerte der König von Pohlen Stralsund, den vestesten Platz in Pommern. Der junge Graf von Sachsen diente bey dieser Belagerung, und bewies dabey die größte Unerschrockenheit. Mit der Pistole in der Hand schwamm er, im Angesicht der Feinde, über den Fluß. Nicht minder strahlte sein Muth in der blutigen Schlacht bey Gadebusch, wo ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen ward, nachdem er ein Kuvallerieregiment, welches er damals kommandirte, dreymal ins Feuer geführt hatte.

Im Jahr 1717. war der Graf von Sachsen nach Ungarn gegangen. Der Kayser hatte damals daselbst eine Armee von funfzehntausend Mann unter dem Prinzen Eugen, diesem Schrecken der Osmanen. Der sächsische Held wohnte der Belagerung von Belgrad, und einer Schlacht bey, welche dieser Prinz gegen die Türken gewann. In Jahr 1718. bey seiner Zurückkunft nach Pohlen gab ihm der König den weißen Adlerorden.

Da das durch den utrechter und passarowitzer Frieden beruhigte Europa dem Grafen von Sachsen keine Gelegenheit mehr darbot, sich hervorzuthun, so beschloß er im Jahr 1710. nach Frankreich zu gehen, um daselbst gesellschaftliche Vergnügungen zu schmecken. Er hatte immer viel Vorliebe für Frankreich gehabt, und das Französische war die einzige fremde Sprache, welche er in seiner Jugend lernen wollte. Der Herzog von Orleans, welcher die Verdienste desselben kennen gelernt hatte, hielt ihn in Frankreich vest, und gab ihm das Patent als Marschal de Camp. Der Graf von Sachsen wandte die ganze Zeit, da es

Frie-

Friede war, auf die Erlernung der Mathematik, der Ingenieurkunst, der Bedestigungswissenschaft, und der Mechanik, für welche Wissenschaften er ein entschiedenes Talent besaß. Seine Erhohlungen von diesen mühsamen Anstrengungen waren kriegerische Vergnügungen. Das Exerciren der Truppen hatte schon in der frühesten Jugend seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. In seinem sechszehnten Jahre hatte er eine neue Art zu exerciren erfunden, und mit großen Erfolg in Sachsen eingeführt. Als er im Jahr 1722. in Frankreich ein Regiment bekommen hatte, so formirte und exercirte er dasselbe nach seiner neuen Methode. Der Chevalier de Folard, dieser richtige Beurtheiler kriegrischer Talente, prophezeyte gleich, daß **Moritz** ein großer Mann werden würde.

In der Zeit, da Frankreich diesen Helden bildete, lief es Gefahr, denselben zu verlieren. Die Stände von Curland erwählten ihn 1726. zum Regenten ihres Landes. Pohlen und Rußland standen gegen ihn auf. Die Czaarin wollte dieses Herzogthum dem glücklichen Abentheurer **Menzikof** zuschanzen, welcher aus einem Pastetenbäckerjungen General und Fürst geworden war. Dieser Nebenbuhler des Grafen von Sachsen, schickte achthundert Russen nach Mitau, welche den Pallast des Grafen berennten, und ihn in demselben belagerten. **Moritz**, welcher nur sechszig Mann hatte, wehrte sich darin aufs tapferste. Die Belagerung ward aufgehoben, und die Russen mußten abziehn. Auch Pohlen rüstete sich. **Moritz** zog sich mit seinen Truppen auf eine kleine Insel. Er hatte nur dreyhundert Mann. Viertausend Russen wollten sich daselbst seiner bemächtigen. Der russische General, welcher zu seiner Ueberlegenheit noch Treulosigkeit hinzufügte, wollte ihn bey einer Unterredung mit

List nehmen. Der Graf, welcher davon Nachricht bekam, beschämte den General dieser Niederträchtigkeit wegen, und hob die Unterredung auf. Da er indessen nicht stark genug war, sich gegen Rußland und Pohlen zu vertheidigen, so mußte er sich im Jahr 1729. wegbegeben, um glücklichere Umstände abzuwarten. Man sagt, daß die verwittwete Herzogin von Curland, Anna Iwanowna, zwote Tochter des Czaars Iwan Alexiewitz, Bruders von Peter dem I. welche ihn anfänglich unterstützt hatte, in der Hofnung ihn zu heyrathen, ihn hernach verließ, weil sie nicht hofte, ihm seine Unbeständigkeit abzugewöhnen. Diese Unbeständigkeit verursachte, daß ihm nicht allein Curland, sondern auch der russische Thron entging, welchen diese Prinzessin in der Folge bestieg.

Der Graf ging wieder nach Frankreich, und legte sich ganz auf die Mathematik. Er schrieb daselbst in dreyzehn Nächten, unter den Anfällen eines Fiebers, seine Reverieen. Dieses Werk ist eines Cäsar und Conde würdig, in einem unkorrekten, aber männlichen und raschen Styl geschrieben, voll tiefer Einsichten, kühn und neu, und eben so lehrreich für einem General, als für einem Soldaten.

Der Tod des Königs von Pohlen, seines Vaters, zündete die Kriegsfackel in Europa an. Der Churfürst von Sachsen bot dem Grafen, seinem Bruder, das Generalkommando aller seiner Truppen an. Moritz wollte aber lieber als Marschal de Camp in Frankreich dienen, und begab sich zu der Armee des Marschals von Berwik am Rhein. Dieser General war im Begriff, die Feinde bey Ettingen anzugreifen, und sagte: als er den Grafen von Sachsen in seinem Lager ankommen sah, Mein lieber Graf! eben wollt ich noch drey-

tau-

tausend Mann kommen lassen, aber Sie allein sind mir soviel wehrt, als diese Verstärkung.

An demselben Tage drang der Graf, an der Spitze eines Grenadiererdetaschements, in die feindlichen Linien ein, richtete daselbst eine große Niederlage an, und entschied den Sieg durch seine Tapferkeit.

Mit eben der Unerschrockenheit führte er die bey der Belagerung von Philippsburg ihm aufgetragene zahlreiche Angriffe aus, und war dabey eben so glücklich. Seine geleistete Dienste wurden 1734. mit dem Generallieutenantsposten belohnt.

Der Tod Karl des VI. stürzte Europa von neuem in die durch den Frieden von 1736. beygelegten Streitigkeiten. Gegen Ende des Novembers 1741. ward Prag belagert, und in demselben Monate von dem Grafen von Sachsen erstiegen und eingenommen. Die Eroberung von Eger folgte der Einnahme von Prag; es ward einige Tage nach der Eröfnung der Laufgräben, erobert. Die Einnahme dieser Stadt machte viel Lärm in Europa, und verursachte dem Kayser Karl dem VII. eine große Freude, welcher dem Sieger in einem eigenhändigen Schreiben Glück wünschte. Der Graf führte nachher die Armee des Marschals von Broglio an den Rhein zurück, besetzte daselbst verschiedene Posten, und bemächtigte sich der Linien bey Lauterburg. Als derselbe 1744. Marschal von Frankreich geworden war, führte er das Oberkommando über eine detaschirte Armee in Flandern. Dieser Feldzug, das Meisterstück der Kriegskunst, setzte den Marschal de Saxe einem Turenne an die Seite. Er beobachtete die ihm an Zahl überlegne Feinde so genau, daß er sie in völliger Unthätigkeit erhielt. Das Jahr 1745. war noch glorreicher. Im Januar ward ein Vereinigungstraktat

zwischen der Königin von Ungarn, dem Könige von England, und den Holländern, zu Warschau geschlossen. Der Gesandte der Generalstaaten begegnete dem Marschal de Saxe in der Gallerie zu Versailles, und fragte denselben, was er von diesem Traktate dächte? **Wenn der König mir Vollmacht geben will**, war die Antwort: **so denk ich, die Urschrift dieses Traktats im Haag selbst zu lesen, ehe das Jahr zu Ende geht.**

Diese Antwort war keine Aufschneiderey; der Marschal de Saxe war der Mann, sie wahr zu machen. Er übernahm, einer heftigen Krankheit ungeachtet, das Kommando der französischen Armee in den Niederlanden. Kurz darauf fiel die Schlacht bey Fontenoy vor. Der General, welcher fast mit dem Tode rang, ließ sich in einer Sänfte von Weidenzweigen umherschleppen, um alle Posten zu visitiren. Währen der Schlacht setzte er sich zu Pferde, aber seine große Schwachheit ließ alle Augenblicke für sein Leben fürchten. Daher sagt auch der König von Preußen, in einem Briefe, welchen er demselben lange nachher schrieb: „Vor einigen Tagen ward die Frage aufgeworfen, welche Schlacht „in diesem Jahrhunderte ihrem General die meiste „Ehre machte? und jedermann gestand, daß diese „Ehre unwidersprechlich der Schlacht gebührte, deren kommandirender General in den letzten Zügen „lag, als sie geliefert ward.“

Dem Siege bey Fontenoy, welchen man der Wachsamkeit und Geschicklichkeit des Marschals de Saxe hauptsächlich zu danken hatte, folgte die Einnahme von Doornyk, Brügge, Gent, Oudenarde, Ostende, Ath und Brüssel. Im Monat April 1746. gab der König dem Sieger bey Fontenoy ein in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaßtes Naturalisationspatent. Die folgenden Feldzüge erwarben

ben ihm neue Ehrenbezeigungen. Nach dem Siege bey Raucoux schenkte ihm der König sechs Stück Kanonen, und ernannte ihn zum obersten Feldmarschal aller seiner Armeen, im Jahr 1748. aber zum Generalkommandanten der neueroberten Niederlande.

Dieses Jahr zeichnete sich durch glänzende Fortschritte, und vornehmlich durch die Einnahme von Mastricht aus, so wie das vorhergehende durch den Sieg bey Lawfeld, und durch die Eroberung von Bergen-op-Zoom. Das bestürzte Holland zitterte für seine Staaten, und verlangte den vorher ausgeschlagenen Frieden. Er ward den 18ten Oktober 1748. geschlossen, und man kann sagen, daß Europa der Tapferkeit des Marschals de Saxe seine Ruhe zu danken hatte.

Dieser große Mann hatte sich auf Schloß Chambord, welches ihm der König auf Lebenslang zum Eigenthum gegeben hatte, in die Einsamkeit begeben. Er verließ dieselbe bloß um eine Reise nach Berlin zu thun, wo der König von Preußen ihn empfing, wie Alexander den Cäsar empfangen haben würde. Bey seiner Zurückkunft ruhte er in dem Umgange mit Gelehrten, Künstlern und Philosophen aus, und starb 1750. in einem Alter von vier und funfzig Jahren. Dieser Mann, dessen Name ganz Europa erfüllt und zum Theil zittern gemacht hatte, verglich bey seinem Sterben sein Leben mit einem Traume. Herr Senac! sagte er zu seinem Arzt: ich habe einen schönen Traum geträumt!

Er war in der lutherischen Religion gebohren, und erzogen. Es ist verdrießlich, sagte eine große Prinzessin, als sie seinem Tod erfuhr, daß man für einem Mann, der so viel Te Deum hat sin-

gen lassen, nicht einmal ein De profundis beten kann.

Der sächsische Held hatte verlangt, daß sein Körper in ungelöschtem Kalk verbrannt werden sollte, damit auf Erden nichts von ihm übrig bliebe, als sein Andenken in dem Herzen seiner Freunde. Gerechtigkeit und Rührung hielten den König ab, diesem Verlangen zu willfahren, und da er demselben der Religion wegen, nicht so, wie dem Turenne, einen Platz zu Saint-Denis unter den königlichen Gräbern bewilligen konnte, ließ er die Leiche mit dem größten Pomp nach Straßburg bringen, und daselbst in der lutherischen Sankt Thomaskirche beysetzen, wo ihm ein herrliches Denkmal von Marmor gesetzt worden, welches der berühmte Pigalle verfertigt hat. Die Akademie setzte 1759. einen Preis auf eine Lobrede dieses Helden, welcher dem Herrn Thomas zu Theil ward, einem sehr beredten Manne, welcher dem Marschal de Saxe mit dem Griffel schilderte, womit Tacitus einem Agricola die Unsterblichkeit schenkte.

Sechszehntes Kapitel.

Frankreich hatte zwar Frieden, war aber nicht glücklich. Ludewig der XV. überließ sich zwar den Freuden eines müßigen und äusserst wollüstigen Privatlebens, war aber eben so wenig glücklich. Er sah seine Unterthanen leiden, und hatte nicht Herz genug, ihrem Leiden ein Ende zu machen. Die innern Angelegenheiten des Landes quälten ihn, und von aussen zogen sich neue Stürme zusammen. Eine unbedeutende Streitigkeit zwischen Frankreich und England, um etliche wüste Landstriche in Akadien, gab das Signal zu einem neuen Kriege, und das Feuer ergriff alle vier Theile der Welt.

Um

Um nicht alles zu wiederholen, was schon mehrere Schriftsteller über den sonderbaren siebenjährigen Krieg geschrieben haben, welcher über fünfmalhunderttausend Mann zugleich unters Gewehr brachte, und dem politischem System fast aller europäischen Höfe eine ganz neue Wendung gab, wollen wir bloß der Beendigung desselben kürzlich erwehnen.

Frankreich hatte den Verlust aller seiner Besitzungen in Indien erfahren, und hatte auch Martinique, seine beste und reichste Kolonie, nicht retten können. Alle seine Hülfsquellen waren erschöpft. Fast alle Einwohner hatten, nach dem Beyspiele des Königs, ihr Silbergeschirr in die Münze geliefert. Die vornehmsten Städte wollten für ihr Geld Kriegsschiffe geben; aber diese Schiffe waren noch nicht gebaut, und wenn das auch gewesen wäre, so hatte man zu wenig geübte Seeleute. Der Brodmangel herrschte in allen südlichen Provinzen. Im ganzen Königreich war keine Hülfe, kein Geld, kein Kredit mehr. In dieser mißlichen Lage mußten sich wohl die Höfe von Versailles und Madrid entschliessen, den Krieg zu endigen, es mögte kosten was es wollte,

Schon im Jahr 1758. hatte Frankreich dem englischen Hofe seine friedfertige Gesinnungen durch das dänische Ministerium eröfnen lässen. Dieser Hof aber schmeichelte sich, seine ehrgeizige Entwürfe noch besser durchsetzen zu können, und wollte von keiner Unterhandlung hören. Erst im folgenden Jahre ließ derselbe, im Einverständniß mit dem Könige von Preußen, den französischen, österreichischen und russischen Ministern im Haag eine Erklärung zustellen, worin er die Eröfnung eines Kongresses zur Bewerkstelligung eines allgemeinen Friedens zu verlangen schien; man konnte aber bald sehn, daß sein Vorgeben nicht aufrichtig war, und daß

er den gehässigen Vorwurf, den Krieg fortsetzen zu wollen, dadurch nur auf seine Gegner zu wälzen gedachte.

Es ward nicht ehr, als im Jahre 1761. an den Frieden gedacht. Frankreich gab, nebst seinen Alliirten, eine Erklärung von sich, welche dem englischen Hofe eingehändigt, und worinnen demselben und dem Könige von Preußen Augsburg, oder eine andre schickliche teutsche Stadt, zu einem Kongreß vorgeschlagen ward, um an dem Frieden von Europa zu arbeiten. Zur Beschleunigung dieses großen Werks hatte das französische Ministerium dem englischen ein Promemoria zugeschickt, um eine besondre Unterhandlung zur Abmachung der Gegenstände einzuleiten, welche den Krieg zwischen Frankreich und England veranlaßt hatten, und mit den Streitigkeiten in keiner Verbindung standen, welche in Teutschland zwischen dem Könige von Preußen eines Theils, und der Königin von Ungarn, der Kron Schweden, dem Könige von Pohlen und dem teutschen Reiche andern Theils, obwalteten.

Die Antwort des englischen Hofes fiel nach Wunsch aus. Er nahm nicht allein den zum Kongreß vorgeschlagenen Ort, sondern auch das Anerbieten einer besondern Unterhandlung, an, mit dem beygefügten Wunsch, daß bald eine mit hinlänglicher Vollmacht von dem allerchristlichsten Könige versehene Person, nach London kommen mögte, um Hand an das Werk zu legen.

Unglücklicherweise für diese beyde Mächte, welche die Hauptpartheyen in diesem Kriege waren, war der Friede für ihre Alliirte noch nicht so reif, als für sie. Der König von Preußen wünschte denselben, wollte aber nur in so fern darein willigen, als alles, nach den Traktaten von Berlin

und Dresden, wieder in den vorigen Stand gesetzt würde; und Oesterreich, Rußland und Pohlen, welche immer einig, und von Schweden und dem teutschen Reich unterstützt waren, konnten sich unmöglich entschliessen, die Vortheile fahren zu lassen, welche sie sich versprochen hatten, und mit deren Erlangung sie sich noch immer schmeichelten.

England selbst konnte, wegen seiner ungeheuren Ueberlegenheit zur See, nicht bezwungen werden, man mußte dasselbe in seinen Alliirten besiegen; aber alle verdoppelte Anstrengungen der Oesterreicher, Russen, u. s. w. gegen den König von Preußen waren ohnmächtig. Glücklicherweise trug sich eine Begebenheit zu, welche den Sachen eine ganz andre Gestalt gab, unterdessen daß der König von Preußen, gegen das Ende des Jahres 1761., sich, durch den Verlust von Schweidnitz und Colberg, in der mißlichsten Lage befand, und sich der Krieg zwischen Spanien, England und Portugall, entzündete.

Die Kayserin von Rußland nehmlich, diese getreue Alliirte von Oesterreich und Pohlen, starb den 5ten Januar 1762. und der Großfürst, ihr Nachfolger, ward unter dem Namen Peter der III., zum Kayser ausgerufen. Die Gesinnungen dieses Prinzen waren den Gesinnungen der verstorbenen Kayserin gerade entgegengesetzt, und er hatte schon in verschiedenen wichtigen Gelegenheiten den Engländern, und besonders dem Könige von Preußen, heimliche Deinste geleistet. Er regierte noch nicht zween Monate, als sein Kanzler den Gesandten von Wien, Stockholm und Warschau, erklärte, daß der Kayser bey seiner Gelangung auf den Thron seinem Reiche den Frieden wiedergeben, und zu dem Frieden von Europa beytragen wollte; er wollte zu dem Ende seine Eroberungen mit Vergnügen

fahren

fahren lassen, und ermahnte seine Alliirten, alle ihre Kräfte dahin anzustrengen, daß der Krieg beendigt, und die allgemeine Ruhe bevestigt würde.

Der Friede zwischen Rußland und Preußen ward auch würklich den 5ten May zu Petersburg geschlossen, und veränderte nichts an den ehemaligen Umständen beyder Mächte. Schweden, welches seit dem Frieden von Abo, sich nach dem russischen Hofe zu richten gewohnt ist, folgte diesem Beyspiel, und schloß den 22ten desselben Monats, zu Hamburg einen beständigen Frieden mit dem Berliner Hofe, wodurch alles auf den Fuß gesetzt ward, wie es vor dem Kriege gewesen war, und den alten Traktaten ihre erste Kraft wieder beygelegt ward.

Anstatt daß sich der König von Preußen, vier Feldzüge hindurch gegen die Russen hatte vertheidigen müssen, hatte er nunmehro würklich zwanzigtausend Mann derselben als Hülfstruppen bey seiner Armee, und Europa fürchtete, daß dieser Zuwachs seiner Macht auch seine Absichten weitaussehender machen mögten.

Indessen entspann sich eine Staatsveränderung in Rußland. Peter der III. machte seine Regierung dadurch verhaßt, daß er sich die Stände des Staats, und besonders die Geistlichkeit zu Feinden machte, ohne sich der Zuneigung der Truppen zu vergewissern, in deren Händen die Entscheidung seines Schicksals stand. Er wollte seine Gemahlin verstossen, und zog sich den Haß der Nation zu. Er hatte eines Tages, als er sich im Trunk übernommen, auf der Parade zu dem preobraschenskischen Garderegiment gesagt: er wolle dasselbe mit funfzig Preußen in die Flucht schlagen. Dies Regiment vereitelte alle seine Absichten, und stieß ihn vom Throne. Die Soldaten sowohl, als das Volk erklärten

sich

sich wider ihn. Er ward verfolgt, vestgenommen, und in ein Gefängniß gesetzt. Er ward den 6ten Julius 1762. vom Thron gestossen, und seine Gemahlin, die jetzt regierende Kayserin Katharine die II., als Selbstherrscherin anerkannt. Peter der III. starb sieben Tage nachher.

Einige Zeit lang war man ungewiß, was diese Begebenheit, in Rücksicht auf Krieg und Frieden für Einfluß haben würde. Man wußte nicht, ob die neue Kayserin den König von Preußen als Feind, oder als Alliirten, behandeln würde. Sie rief die zur preußischen Armee gestossene Russen zurück, erklärte aber bald nachher, daß sie den letzten petersburger Traktat gewissenhaft beobachten würde, und diese Erklärung sahe man für das Signal zur Rückkehr des Friedens für Europa an.

Der Wiener Hof, welcher nun von Rußland und Schweden verlassen war, und im Begriff stand, auch die Beyhülfe der Reichskraise zu verlieren, hatte würklich keine Hofnung mehr, Schlesien wieder zu erobern. Er befand sich in der nehmlichen Lage, welche ihn in dem vorigen Kriege genöthigt hatte, den dreßdner Frieden zu schliessen, weil die Preußen ganz Sachsen inne hatten, die einzige Hauptstadt ausgenommen, und der König von Preußen sich einen Ruhm erworben hatte, welcher demselben neue Vortheile versprach. Die hauptsächlichsten Hindernisse des Friedens, welche die Unterhandlungen des vorigen Jahres vereitelt hatten, waren also nicht mehr vorhanden, und die Höfe von Wien und Berlin setzten, mehr aus einem dunkeln Gefühl von Haß und Groll, als aus Staatsursachen, den Krieg fort. Der König von Preußen war von nun an seinen Feinden so sehr überlegen, daß England ohne Schande seinen besondern Frieden schliessen, und seine Macht aus Teutschland

zurück

zurückzuziehn, und der französische Hof bequemte sich zu allen mit der Kayserinkönigin getroffenen Verbindungen, so bald die Engländer dem Könige von Preußen mit ihrer Macht nicht mehr beystanden.

Die Minister von Versailles und London benutzten diese glückliche Stimmungen, um sich einander zu nähern. Es war nichts dazwischen gekommen, weshalb die ersten nicht eben so eifrig, als im vorigen Jahre, den Frieden verlangen sollten. Frankreich hatte vielmehr neue Einbussen erlitten, und die Spanier machten so langsame Fortschritte in Portugal, daß es der Klugheit gemäß war, auf diese Eroberung gar nicht mehr zu rechnen.

Pitt war nicht mehr an der Spitze der englischen Regierung. Der Name dieses Mannes wird lange bey seiner Nation, und in ganz Europa berühmt und geehrt bleiben, und man würde ihm unumschränkte Lobeserhebungen beylegen, wenn seine Liebe zum Frieden eben so groß gewesen wäre als seine Talente. Sein Nachfolger, der Graf Bute, wollte den Krieg beendigen; und ob es gleich schien, als wenn die Engländer mit seinem Friedensschlusse nicht zufrieden wären, so muß man doch gestehn, daß dieser Minister sich nach den Vorschriften der feinsten Staatskunst betragen hat. In ruhigern Zeiten wird ihm seine Nation gewiß Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Die Artikel, über welche man im Jahre 1761. beynahe schon einig geworden war, diente der neuen Unterhandlung zur Grundlage. Der Herzog von Nivernois ging den 4ten September 1762. von Paris nach Calais, um sich daselbst auf dem Paketboot einzuschiffen, welches den Herzog von Bedford überbringen sollte. Den 3ten November wurden die vorläufigen Friedensartikel zu Fontainebleau

von dem Herzoge von Praslin, dem Herzoge von Bedford, und dem Markis von Grimaldi, unterzeichnet. Diese Artikel umfassen und entscheiden alle zwischen den kriegführenden Mächte streitige Punkte so genau, daß dieselben ohne Zweifel gleich damals einen Definitivfrieden hätten schliessen können, wenn Frankreich und England sich nicht noch ein Gewissen daraus gemacht hätten, ihre Alliirten zu verlassen, oder vielmehr nicht Willens gewesen wären, denselben noch zurückzuhalten, um den Frieden zwischen den Höfen von Wien und Berlin dadurch zu beschleunigen.

Frankreich und England wandten alles mögliche an, um dem Kriege in Teutschland ein Ende zu machen. Sie boten ihre Vermittelung an, traten mit den mächtigsten Fürsten des teutschen Reichs in Unterhandlungen, und die Minister der Höfe von Berlin, Wien und Dreßden, kamen in Hubertsburg zusammen. Die Traktaten von Berlin und Dreßden dienten dieser Unterhandlung gewissermaßen zu Präliminairartikeln. Die bevollmächtigten französischen, spanischen und englischen Minister unterzeichneten ihren Definitivtraktat nicht eher, als bis sie gewiß wußten, daß die Feindseligkeiten in Teutschland aufhörten. Der pariser Friede ward den 10ten Februar 1764., und der Hubertsburger den 15ten desselben Monats, unterzeichnet.

Frankreich gab den Engländern Minorka heraus, und bekam dagegen Belle-isle wieder; aber Canada und Louisburg, welches so viel Geld, Blut, Arbeit und Sorge gekostet hatte, um so oft den Engländern zur Beute zu werden, ging vermuthlich auf immer verlohren. Alle Ländereyen am linken Ufer des Missisippi wurden denselben abgetreten. Spanien gab ihnen noch Florida dazu. Es gehörte also nun alles den Engländern, vom 25ten Grad

bis

bis an den Pol; sie theilten die amerikanische Halbkugel mit den Spaniern. Diese hatten die Länder, welche die Reichthümer hervorbringen, die nur durch Verabredung Reichthümer sind; jene hingegen besassen die wesentlichen Reichthümer, welche mit Geld und Silber bezahlt werden, nehmlich alle nöthige Erzeugnisse, und alles, was zu Manufakturen erforderlich ist. Der Krieg hatte sich um zwee bis drey elende Wohnplätze entsponnen, und England hatte dabey zweytausend Meilen Landes gewonnen.

Auch behielten sie die eroberten kleinen Inseln Saint-Vincent, Tabago, Grenada und Dominique. Nur mit großer Mühe erhielt Frankreich das Recht, bey Terreneuve zu fischen, und die kleine unbebaute Insel Miquelon, wo die Fischer aussteigen und ihren Stockfisch trocknen konnten, ohne daselbst das geringste Etablissement anzulegen, oder irgend einige Vestungswerke errichten zu dürfen. Nichts ward ihnen erlaubt, als eine Polizeywacht von funfzig Mann daselbst zu halten.

In Indien ward Frankreich von seinen Besitzungen am Ganges ausgeschlossen. Seine Besitzungen am Senegal in Afrika trat es mit allem Zubehör ab, wie auch die Anlagen von Saint-Louis, Podor und Galam; auch mußten alle Vestungswerke von Dünkerken an der Seeseite niedergerissen werden.

Frankreich verlor in diesem traurigen Kriege die blühendste Jugend, über die Helfte des im Königreiche umlaufenden baaren Geldes, seine Seemacht, seine Handlung und seinen Kredit. So vielem Unglück hätte leicht dadurch vorgebeugt werden können, wenn man sich um einen kleinen streitigen Strich Landes bey Canada mit den Engländern abgefunden hätte; aber einige ehrgeizige Personen stürzten Frank-

Frankreich in diesen verderblichen Krieg, um sich ein Ansehn zu geben, und sich nothwendig zu machen. Dieser Friede war für Frankreich so nothwendig geworden, daß es diejenigen für Wohlthäter des Vaterlands ansah, welche denselben schlossen. Die Schulden, welche dem Staate zur Last blieben, waren noch größer, als die Schulden Ludewig des XIV. Die ausserordentlichen Kriegsausgaben hatten sich in einem Jahre auf vierhundert Millionen belaufen. Frankreich hätte immer viel verloren, wenn es auch siegreich gewesen wäre.

Siebenzehntes Kapitel.

Nach Endigung dieses Krieges versank Ludewig der XV. immer mehr und mehr in Unthätigkeit, Ueberdruß und Langeweile. Die Markisin von Pompadour sah sich genöthigt, die Zügel der Regierung in die Hand zu nehmen, damit sie nicht in andre Hände geriethen. Ihre kleine Seele war aber der Last nicht gewachsen. Sie ließ sich wieder von andern regieren, und dies war Frankreichs Unglück.

Unter denen, welche die Schwäche dieser Markisin benutzten, ist der Abbe de Bernis einer der vornehmsten. Er war aus einem vornehmen Hause, aber arm. Er hatte frühzeitig eine Stelle in der Akademie bekommen, konnte aber zu keiner Pfründe gelangen. Er war angenehm, höflich und beliebt bey dem schönen Geschlechte. Mit der Markisin lebte er auf einem sehr guten, und, der Sage nach, gar zu guten Fuß. Die Favoritin verhalf ihm zu verschiedenen Gesandschaftsaufträgen, brachte ihn ins Conseil, und ließ ihn zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernennen;

hatte aber bald Ursach, diese Dienstfertigkeit zu bereuen.

Da sie denselben so schnell aus dem mittelmäßigsten Zustande zum Gipfel der Ehre erhoben, und ihm den Purpur verschaft hatte, so rechnete sie auf eine unbeschränkte Dankbarkeit. Sie glaubte, daß ihre für dem Monarchen schon stumpf gewordene Reize, über diese Eminenz noch immer ihre Herrschaft behaupten sollten. Sie merkte das Gegentheil, und wütete vor Zorn. Ehe sie aber den Kardinal stürzte, wollte sie doch, in einer letzten Unterredung, demselben nochmals ihre ganze Zärtlichkeit zeigen, und das letzte Hülfsmittel versuchen. Sie fand ihn kalt und unbeweglich. Nun kannte ihr Zorn keine Gränzen mehr; sie brach in die beißendsten Vorwürfe aus, und erklärte, daß sie den Kardinal in das Nichts zurückstürzen wollte, aus welchem sie ihn gezogen hatte. Sie hielt bald ihr Wort. Des Abends vor seinem Falle speiste der Kardinal nichts desto weniger bey dem Könige.

Des folgenden Tages ward derselbe nach seiner Abtey Sant-Medard verbannt. Da er kaum sechszehn Monate dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten vorgestanden, so hatte er nicht Zeit gehabt, sich hervorzuthun, und es ist nichts von ihm zu bemerken, als der Traktat von Versailles, welcher damals so unangenehm war, wovon aber die Früchte erst in der Folge genossen werden sollten.

In seiner Einsamkeit hatte der Gefallene Muße, die Nichtigkeit des Ehrgeizes, die Veränderlichkeit der Hofgunst, und die Verrätthereyen des Hofes, kennen zu lernen. Nach dem Tode der Favoritin ward er Erzbischof von Alby, wo er sich ganz den Pflichten seines Amtes widmete, und als er wieder in Gunst kam, gab er sich nur in so fern mit

mit politischen Angelegenheiten ab, als es seine Würde zuließ.

Dem Kardinal de Bernis gab die Markisin den Grafen von Stainville zum Nachfolger, welcher nachher zum Herzoge von Choiseul erhoben ward. Man kennt die große Rolle, welche dieser letztere, während seiner Ministerschaft, gespielt, und den ausgebreiteten Ruhm, welchen er sich in der politischen Welt erworben hat. Seine Talente und seine Fehler fallen gleich stark in die Augen.

Er war so, wie sein Vorgänger, in dürftigen Umständen gebohren, sein Ehrgeiz war aber schon frühzeitig weit thätiger. Anfänglich wählte er die Kriegsdienste, um seinem schon berühmten Namen einen neuen Glanz zu erwerben, weil er aber merkte, daß sein Genie mehr zur Politik, als zum Kriege geneigt war, so widmete er sich bald den Staatsgeschäften.

Er fing mit einer Gesandschaft nach Rom an, wo er den dasigen Hof studirte, und dadurch sein angebohrnes Talent zu Intriguen zur Vollkommenheit brachte. Alsdann ging er nach Wien, und das Haus Oesterreich, mit welchem derselbe, wegen des lothringischen Hauses, verwandt war, glaubte in ihm einen eifrigen Diener des Hauses Frankreich zu entdecken, und verschafte ihm einen mächtigen Anhang.

So legte der Herzog den Grund zu seinem Glück, und zu seiner Erhebung. Es hätte ihm indessen vor der Hand wohl noch fehlschlagen können, wenn er nicht durch die bekannte Verrätherey gegen eine seiner Verwandtinnen, welche er der Markisin de Pompadour aufopferte, sich des ganzen Zutrauens dieser Favoritin bemächtigt, und dadurch seine Erhebung beschleunigt hätte.

Der Herzog von Choiseul war jung, feurig und dreist; er ersetzte die Fehler des Kardinals von Bernis, und feyerte seine Verknüpfung mit der Markisin auf solche Art, daß sie glauben konnte, ihre Reize müßten noch nichts von ihrer Kraft verloren haben. Dadurch bahnte er sich den Weg zur höchsten Gewalt, welche ihm nach ihrem Tode anheimfiel. Man weis, was dieser Minister für Frankreich gethan hat, und was er noch hätte thun können, wenn sich seine Herrschaft bis auf unsre Tage erstreckt hätte.

Ungnade, Unthätigkeit und Verbannung, schienen diesen stolzen Herrn im geringsten nicht gedemüthigt zu haben. Seine Gestalt ist häßlich, aber er gefällt immer durch sein geistreiches und offenes Wesen. Die Dreistigkeit, welche immer sein ganzes Betragen bezeichnet hat, läßt sich noch beständig auf seinem Gesichte lesen.

Als derselbe zur Salbungsceremonie **Ludewig** des XVI. eingeladen ward, ward sein zuversichtlicher Ton, in Gegenwart seiner Durchlauchtigen Beschützerin,*) und an einem Orte, wo sein gedemüthigter Nebenbuhler**) nicht erscheinen durfte, noch größer. Weil er sich aber mit diesem Anschein der wiederkehrenden Gunst viel wußte, und sich seinem zu Intriguen geneigten Genie zu sehr überließ, so machte er den **Mentor** des Königs eifersüchtig, und dieser schwärzte ihn bey dem Monarchen an, welcher nun dergestalt gegen ihn eingenom-

*) Der Königin, deren Heyrath er gemacht hatte.

**) Der Herzog von Aiguillon hatte die größten Anstalten gemacht, um nach Rheims zu gehn, und daselbst als Kapitainlieutenant und Kommandeur der Leibdragonerkompagnie zu glänzen. Er hatte schon alle Officiere von diesem Korps eingeladen, ihr Quartier bey ihm zu nehmen.

nommen ist, daß man schwerlich auf eine Wiederkehr hoffen darf. *) Bald nach der Salbung ward ihm zu verstehn gegeben, er mögte sich wieder vom Hofe entfernen. Seit seiner Ungnade haben ihn die Wünsche der Nation mehr als einmal ans Ruder zurückgerufen, aber immer vergeblich, weil Bosheit und Kabale den König gegen ihn eingenommen haben.

Von allen Kreaturen der berüchtigten Markisin blieb der Herzog von Choiseul ihr beständigster Anhänger. Dadurch unterschied er sich von vielen andern, besonders von ihrem königlichen Liebhaber, der seine Maitresse nur gezwungen behielt, und ohne Zweifel derselben los zu seyn wünschte; daher er sie auch so zu sagen, den Augenblick nach ihrem Abscheiden, vergaß. Doch, was hätte wohl Ludewig der XV. nicht vergessen? Vergaß er doch seinen einzigen Sohn, den muthmaßlichen Erben seines Thrones, den Dauphin, dessen Tod ganz Frankreich in so schmerzliche Tauer versetzte. Dieser Prinz, von welchem man zu gleicher Zeit so viel Gutes, und so viel Böses gesagt hat, verdient wohl, daß wir ihn unsern Lesern in einem eigenen Kapitel bekannter machen.

Acht-

*) Der schwärmerische Herzog de la Vauguyon soll seinen königlichen Zögling frühzeitig und ohn Unterlaß in dem Kopf gesetzt haben, daß der Herzog von Choiseul an dem Tode des Dauphins, seines Vaters, schuld wäre, entweder durch dem Verdrüß, den er demselbeu durch Ausrottung der Jesuiten verursachte, oder dadurch, daß er sich zum Werkzeuge einer Staatsrache brauchen lassen, deren Ursach und Würkungen Schauer erregen, und sich nicht schreiben lassen.

Achtzehntes Kapitel.

Man findet in dem Lebenslaufe des verstorbenen Dauphins, des Vaters des jetzt regierenden Königs Ludewig des XVI., eben nicht viel glänzende Thaten, welche in Erstaunen setzen, aber man erblickt darinnen ein wahres Kettengefolge von Tugenden, welche in Entzückung hinreissen. Wenn man nur bey großen Gelegenheiten groß ist, so ist man es die wenigste Zeit seines Lebens; wenn man aber, wie der Dauphin, seinem ganzen Betragen den Stempel der Vollkommenheit aufzudrücken weis, so ist man wahrhaft und wesentlich groß, und läßt in großen Gelegenheiten wahre Erhabenheit von sich hoffen.

Man mag den Dauphin betrachten, unter welchem Gesichtspunkte man will, in der Gesellschaft, und in seinem Zimmer, bey gesunden Tagen, und auf seinem Sterbebette, so wird jeder unpartheyische Richter, der ihn so sieht, wie er würklich war, ihn, seiner moralischen Tugenden wegen, Ludewig dem Heiligen, und, in Absicht auf die Eigenschaften seines Geistes und Herzens, dem besten Prinzen und den größten Helden seines Geschlechts, an die Seite setzen.

Von seiner Kindheit an hatte sich der Dauphin gänzlich auf die tiefsinnigsten Wissenschaften gelegt, und besonders darauf studirt, die Höflinge in ihrem Urtheil über seine Einsichten, und über die Art seiner Beschäftigungen, irre zu führen. Und das war ihm vollkommen gelungen.

In seiner Kindheit sprach man nichts, als von seinem Verstande. Nach der Vollendung seiner Erziehung aber schien er in Unthätigkeit zu bleiben, und man sprach gar nicht mehr von ihm. Die noch am vortheilhaftesten von ihm urtheilten, sagten:

„Es

„Es ist ein guter Prinz.“ Zuweilen erhob man sein gutes Herz, aber von seinem Verstande war ein tiefes Stillschweigen.

Da die Hofränke, das Spiel, die Vergnügungen der Tafel, und alle die unbedeutenden Zeitvertreibe, welche den Müßigang der meisten Großen beschäftigen, keinen Augenblick von seiner Zeit wegnahmen, so konnten viele Leute gar nicht begreifen, wie derselbe seine Zeit hinbrächte. Nichts hörte man öfter, als die Frage: Aber was macht denn unser Dauphin? Einige antworteten darauf in dem Tone des Mitleids: Lieber Gott! das weis kein Mensch! Andere antworteten mit zuversichtlichem Ton, und als Leute, die genau davon unterrichtet waren: Es bringt seine Zeit damit zu, die Musik zu lernen; man hört ihn oft mit der Dauphine singen.

Der Prinz, anstatt sich zu zeigen, um diesem unschicklichen Gerüchten ein Ende zu machen, verbarg sich vielmehr mit doppelter Sorgfalt, als wenn er seine Freude daran hätte, sie fortdauern zu sehn. Ob er gleich alle Angelegenheiten genauer wußte, als irgend jemand, so betrug er sich doch öffentlich, als wenn er nicht den geringsten Antheil daran genommen hätte. Seine Gespräche handelten nur immer von gleichgültigen und ganz unwichtigen Gegenständen.

So sehr sich indessen der Dauphin bestrebte, die Eigenschaften seines Verstandes zu verbergen, so strahlten dieselben doch von selbst so helle, daß es ihm schwerlich gelungen wäre, wenn der Neid ihm nicht dazu geholfen hätte. Er war zu tugendhaft, als daß nicht mancher auf das eifrigste die Leichtigkeit hätte benutzen sollen, welche der Prinz selber darbot, wenig Einsicht bey ihm vorauszusetzen. Die neuen Philosophen besonders legten ihm immer

nur einen sehr eingeschränkten Verstand bey. Sie sahen wohl, daß ihre Philosophie aufhören würde zu herrschen, sobald dieser Prinz zu herrschen anfinge, und es schien, daß sie ihre Irreligion dadurch im Voraus eine Art von Trost zubereiten wollten, daß sie den Ruhm desjenigen zu verdunkeln suchten, der ihrer Philosophie ein Ende machen würde.

Der Dauphin wußte vollkommen, wie diese Sekte gegen ihn gesinnt war, und lachte darüber. Als einst ein Herr, der sein Vertrauen besaß, nach einigem Aufenthalte in Paris, zu ihm kam, sagte der Prinz im Scherz: „Nun! was sagen unsre „große Geister und unsere Philosophen zu Paris? „Nicht wahr? sie sagen daß sie viel Verstand ha„ben, und der Dauphin herzlich wenig?“ Weil er die Wahrheit über alles liebte, so gestand ihm der Herr, daß er gerathen hätte. „Wahrhaftig! sag„te der Prinz: das könnte mich eigenliebig machen; „ich habe immer darfür gehalten, ein Dauphin „müsse auch nicht den leichtesten Verdacht auf sich „ziehn, als wenn er auf den Beyfall der schönen „Geister Anspruch machte, und ich sollte fast glau„ben, daß mir dieses gelungen wäre.“

Der Dauphin war nur noch ein Kind, als er schon vor dem bloßen Gedanken der Unwissenheit erschrack, welche er, sein ganzes Leben hindurch, für einen Hauptfehler an einem Prinzen ansah. „Sehr selten, sagte er: nimmt sich ein König bey „kaltem Blute vor, seine Unterthanen zu Sklaven „zu machen; die Menschlichkeit empört sich, und „sein eigenes Interesse streitet dawider; aber Un„wissenheit ist der Weg zu diesem Staatsfehler; „von ihr kommen alle Uebel her.“

Der Dauphin erlernte die Sprachen mit so vieler Leichtigkeit, daß, als er sich vorgenommen hatte, die englische Sprache ohne Lehrmeister zu erlernen,

lernen, er dieselbe in sehr kurzer Zeit vollkommen verstand. Dabey sagte er: „Ein Prinz muß die „Sprache der Völker verstehn, mit welchen er oft „und über die wichtigsten Gegenstände zu unterhan„deln hat.“

Mit dieser großen Leichtigkeit in Erlernung der Sprachen, verband dieser Prinz ein glückliches Gedächtniß, dessen er sich hauptsächlich bediente, um die schönsten Stellen, und oft ganze Abhandlungen und Reden aus den besten alten und neuen Schriftstellern, auswendig zu lernen. Den Kanzler D'Ageusseau fragte er einst, als ihm derselbe die Aufwartung machte, ob er wohl die Rede wiederhohlen könnte, die er bey einer gewissen Gelegenheit gehalten hätte? Der Kanzler versicherte, daß er bloß davon sagen könnte, daß er mit dieser Rede, unter allen seinen Ausarbeitungen, am besten zufrieden gewesen wäre. „Ich freue mich, versetz„te der Dauphin, daß mein Urtheil mit dem Ihri„gen übereinstimmt; ich habe die Rede so schön ge„funden, daß ich sie auswendig gelernt habe, und „kann sie Ihnen vordeklamiren.“ Dies that er auf der Stelle mit so vielem Feuer und Nachdruck, daß der Kanzler bis zu Thränen gerührt ward, und nachher gestand, er hätte seine Ausarbeitungen nie so nachdrücklich gefunden, als in dem Munde des Dauphins.

Der Dauphin hatte sich frühzeitig auf die Philosophie *) gelegt, und dieselbe in ihren Quellen studirt

*) Hier wird der Widerspruch sehr sichtbar, in welchen sich unser Schriftsteller verwickelt, wenn er es hier dem Dauphin zum Lobe anrechnet, daß derselbe die Philosophie studirte, nachdem er weiter oben gesagt hat, daß der Prinz die Philosophen, und die Philosophie abgeschaft haben würde, wenn er zur Regierung gekommen wäre. Der Widerspruch ist indessen leicht zu

studirt. Die Mathematik gefiel ihm vorzüglich, und er machte in kurzer Zeit große Fortschritte in derselben. Die Ingenieur- und Baukunst hatte er vollkommen inne. Die Breite eines Grabens, die Höhe einer Mauer, alle Maaße eines Gebäudes wußte er nach dem Augenmaaß anzugeben. Sein Vergnügen war, sich mit den geschicktesten Feldmessern zu unterhalten. Er untersuchte mit denselben den Plan einer Vestung, die Bevestigungen eines Gränzplatzes, und fand sich in allen Theilen ihrer Kenntniß mit der größten Leichtigkeit. Er war's, welcher einige Monate vor seinem Tode das Lager anwies, welches auf königlichen Befehl, bey Compiegne aufgeschlagen ward.

Zuweilen belustigte sich der Dauphin damit, daß er den Plan einer Vestung, oder eines königlichen Pallastes zeichnete, und überall leuchtete sein guter Geschmack hervor. Diejenigen, welche ihm nahe genug waren, um seine Neigungen zu beobachten, befürchteten, daß er in den geldfressenden Hang zum Bauen verfallen würde; allein er zeigte ihnen einst deutlich genung, daß die Liebe zu seinen Unterthanen über seinen persönlichen Geschmack immer eine vollkommene Herrschaft behaupten würde. Er zeigte nehmlich dem Bischofe von Verdun den Riß eines königlichen Pallastes, welchen er mit großer Sorgfalt gezeichnet hatte. Der Prälat lobte die weise Eintheilung des Gebäudes, die geschmackvollen Zierrathen, und daß alles ein so edles Ganze aus-

zu heben, oder würde vielmehr gar nicht vorhanden seyn, wenn unsre Schriftsteller seine Begriffe richtiger bestimmten. Er würde alsdann die sogenannte Starkgeisterey, an der erwehnten Stelle, nicht mit dem ehrwürdigen Namen der Philosophie belegt haben. Es ist doch eine schöne Sache um die richtige Bestimmung der Begriffe! Anmerk. des Uebers.

ausmachte. Als er seine Anmerkung geendigt hatte, sagte der Prinz: „Sie scheinen Geschmack zu „haben, ich glaube aber doch, daß sie das Beste an „meinem Schlosse noch nicht bemerkt haben.“ Der Bischof untersuchte den Riß von neuem, und da er nichts fand, was ihm zu neuen Bemerkungen Stoff geben konnte, so bat er den Prinzen, ihm anzuzeigen, was er selbst nicht zu entdecken vermögte. „Dies besteht darin, versetzte der Prinz „mit Lachen: daß dieses schöne Schloß nie anders, „als auf dem Papier vorhanden seyn, und die Na„tion nichts kosten wird.“

Der Dauphin hatte verschiedene Jahre lang, sehr ernstlich die Geschichte studirt, welche er den Unterricht der Fürsten, und die Schule der Staatsklugheit nannte. „Die Geschichte, sagte „er, ist die Zuflucht des Volks gegen die Fehler der „Prinzen. Sie giebt dem Kindern die Lehren, „welche sie dem Vater nicht geben durfte; einen „König auf der Bahre fürchtet sie weniger, als ei„nen Bauer in seiner Hütte.“ Wenn man den Danphin über die Geschichte reden hörte, so mußte man glauben, daß er sich einzig und allein auf diese Wissenschaft gelegt hatte. Er wußte die Geschichte fremder Völker, und die Geschichte seiner Nation, die alte und die neue, die heilige und die Profangeschichte.

Der Dauphin hatte sich nicht begnügt, die Menschen in der Geschichte zu studiren, sondern er hatte sich auch darauf gelegt, die Menschen, unter welchen er zu leben hatte, ganz besonders kennen zu lernen. Diese Kenntniß hielt er einem Menschen für wesentlich nöthig. „Menschen zu kennen, sag„te er: ist die wahre Wissenschaft für die Könige; „die Talente derselben richtig zu schätzen, und sie

„zu

„zu den schicklichsten Posten zu gebrauchen, ist ih-
„re größte Kunst.“

„Ich halte Sie für glücklich, sagte er einst zu „seinem Vorleser: dem Abbe de Marboeuf, weil „Sie oft Menschen sehn.“ — „Mich deucht, ant-„wortete der Abbe: daß Ew. Hoheit eben so viele „Menschen sehn, als ich.“ — „Sie irren Sich, „erwiederte der Dauphin: die Personen, welche „in Ihrer Gegenwart Menschen sind, sind in der „unsrigen nichts, als Tapetenfiguren, oder beweg-„liche Maschinen, die sich von uns an Faden ziehn „lassen.“

Nach des Dauphins Urtheil ist der Höfling, welcher am aller offenherzigsten scheint, der verstell-teste von allen. Er erforscht die Neigung des Prin-zen, um zu berechnen, was für Tugenden er zei-gen, und was für Laster er verbergen muß. „Die „Höflinge, sagte der Prinz: werden vom Ehrgeiz „gelenkt, und zeigen sich dem Prinzen bloß von der „vortheilhaften Seite, um durch erdichtete Tugen-„den, nach seiner Achtung zu streben, und glau-„ben zu machen, daß sie tüchtig sind, großen Aem-„tern vorzustehn. Auch suchen sie durch Schmei-„cheley, und übertriebene Willfährigkeit gegen alles, „was die Prinzen wollen, die Gunst derselben zu „gewinnen. Sobald sie sehn, daß sich in des Prin-„zen Herz eine Leidenschaft einschleicht, so warnen „sie denselben nicht, gegen die Leidenschaft auf sei-„ner Hut zu seyn, sondern suchen vielmehr diesel-„be zu nähren, und sich zu Werkzeugen dazu zu „erbieten, um in Gunst zu bleiben. Aus Furcht „zu misfallen sagen sie nie unangenehme Wahrhei-„ten, welche beleidigen könnten. Und doch ist den „Königen nichts wesentlicher nothwendig, als die „Wahrheit zu hören.“

Diese treflichen Grundsätze waren bey dem Dauphin auch nicht müßig. Er ließ kein Mittel unversucht, die Wahrheit kennen zu lernen. Er nahm dieselbe willig an, wenn sie ihm aufstieß, und munterte sie auf, wenn sie zu blöde war, sich zu zeigen. Als der President d'Aubert zum erstenmal mit dem Dauphin sprach, schien derselbe etwas bestürzt zu seyn, woauf der Prinz mit dem leutseligsten Ton zu ihm sagte: „Warum sind Sie bestürzt? „Sollte meine Gegenwart Sie blöde machen?“ Mit dem Worte nahm er denselben bey der Hand, ließ ihn neben sich in einen Lehnstuhl sitzen, und sagte: „Erinnern Sie Sich, daß ich jetzt nichts „weiter bin, als Ihr Freund.“

Der Dauphin kannte den ganzen Wehrt der Klugheit, und wußte davon Gebrauch zu machen. „Verstellung und Mißtrauen, sagte er: sind häßliche Laster; die Klugheit trägt nützlichere und „gewissere Früchte; sie ist die eigentliche Tugend „großer Prinzen.“

Sein Betragen stimmte mit seinen Grundsätzen überein. Als einer der größten Herren des Hofes ihn bat, in einer sehr kützlichen und wichtigen Sache mit dem Könige zu sprechen, lehnte es der Prinz von sich ab. Der Herr wiederholte aber sein dringendes Bitten, der Dauphin hörte ihn mit vieler Gütigkeit an, und begnügte sich, ihm mit Lächeln zur Antwort zu geben: „Ich sehe wohl, „mein Herr, daß Sie niemals Dauphin gewesen „sind.“

Ausser der Herzhaftigkeit, welche man in der Schlacht bey Fontenoy an ihm wahrgenommen hatte, und einer genauen Kenntniß aller Theile der Kriegskunst, besaß der Prinz auch noch den sogenannten Befehlshabergeist (l'esprit de commandement) im höchsten Grade, und was an einem

General ein hohes Verdienst ist, auch eine bewundernswürdige Gabe, sich die Liebe der Truppen zu erwerben. Der Marschal von Broglio sagte deshalb: „Dem Dauphin hat nichts gefehlt, als die „Gelegenheit, um sich als einen der größten Helden „seines Stammes zu zeigen.“

In dem letzten Lager bey Compiegne, als er schon längst den Keim der Krankheit im Busen trug, an welcher er sterben sollte, leitete er die Arbeiten, wie der geschickteste Ingenieur, und kommandirte bey den Mannövren mit der Würde eines Königs, und mit dem Ton und der Leichtigkeit des allererfahrensten Generals. Besonders war er so thätig, daß er bey allen Operationen, der erste auf dem Platze war; so freygebig, daß er oft seine Einkünfte voraus hob, um den Soldaten Geschenke zu machen; so leutselig, daß er jede Gelegenheit ergriff, einen Officier anzureden, einem andern seinem Beyfall durch Minen zu erkennen zu geben, allen aber durch irgend ein Zeichen seine Achtsamkeit zu beweisen.

Eines Tages nach Tische, begab er sich in Uniform dahin, wo sein Dragonerregiment stand, welches ziemlich weit von der Stadt war. Die Officiere, welche davon vorher keine Nachricht hatten, waren abwesend. Einige Dragoner aber, welche den Prinzen an seiner Mondirung, und dem Ordensbande erkannten, fingen an zu rufen: „Da ist „unser Oberster!“ Den Augenblick versammelten sich alle um ihn herum, und erhoben ein Freudengeschrey. Da sie ihm keinen Stuhl geben konnten, legten sie ihm ein Bund Stroh hin, auf welchem er sich, mitten unter ihnen, niedersetzte. Die Officiere, als sie seine Anwesenheit erfuhren, eilten zu ihm, wie man leicht denken kann. Er unterhielt sich ganz vertraulich mit denselben, und bat

für

für einige Draganer, welche im Arrest sassen, mit dem Zusatz: „Er wollte nicht gern, daß an einem „Tage, welcher ihm so viel Freude machte, irgend „jemand unglücklich seyn sollte.“

Kurz vor seiner Abreise von Compiegne sagte er zu den Soldaten, nachdem er beym Exercieren kommandirt hatte: „Kinder! ich bin desto mehr „mit euch zufrieden, daß ihr es so gut gemacht habt, „da ich selbst euch so schlecht kommandirt habe.“

Die Dauphine, welche neugierig war, eine Armee in Schlachtordnung zu sehn, kam eines Tages ins Lager. Der Dauphin ging ihr entgegen, gab ihr den Arm, führte sie zu den Soldaten, und sagte: „Kommt her, Kinder! da ist meine Frau.“ Kaum hatte er diese, in dem Munde eines Dauphins so viel sagende Worte ausgesprochen, als das ganze Lager von dem wiederhohlten Freudengeschrey erscholl: Es leben Ihro Hoheiten der Dauphin, und die Dauphine!

Obgleich dieser Prinz aus Neigung kriegerisch war, so konnte man doch darauf rechnen, daß er bey seiner Gelangung auf den Thron, aus Liebe für seine Unterthanen den Frieden, und das Vergnügen sein Volk glücklich zu machen, dem Ruhme seine Nachbarn zu demüthigen, gewiß vorgezogen haben würde.

„Die größten Eroberer, sagte er: sind den „friedfertigen, gerechten und menschlichen Königen „weit nachzusetzen. Es ist weit schöner, das Vergnügen der Welt, als ihr Schrecken zu seyn. „Ein Fürst, welcher bloß seines persönlichen Ruhms „wegen einen Krieg unternimmt, ist Gott und „Menschen gleich verhaßt; aber ein König, welcher König zu seyn wehrt ist, vermeidet den Krieg „ohne ihn zu fürchten, und besteht ihn mit Muth, „wenn er unvermeidlich ist. Wenn die Gelegenheit

„es

„es erfordert, so zeigt er, daß er sein Blut nicht „achtet, mit dem Blute seiner Unterthanen aber „äußerst sparsam Haus hält.“

Die Schlacht bey Fontenoy hatte dem Dauphin besser als alle mündliche Lehren zu erkennen gegeben, was es auf sich habe, König zu seyn. Jemehr ihm die Nation, bey dieser Gelegenheit, für dem Dienst ihres Herrn eifrig, und ihrem Winke folgsam geschienen hatte, um desto mehr glaubte er, sich darauf legen zu müssen, sie, bloß der Klugheit gemäß, anzustrengen. Seit diesem Augenblicke hatte die Aussicht auf dem Thron, welche dem großen Haufen, der die Last nicht berechnen kann, ein so schmeichelhaftes Bild vormalt, für ihm etwas Abschreckendes. Die Krone war in seinen Augen eine niederdrückende Bürde; und wenn er darüber sprach, oder schrieb, was er zu thun gedächte, wenn ihn Gott zur Herrschaft der Völker beriefe, pflegte er sich des Ausdrucks zu bedienen: **Wenn ich das Unglück habe den Thron zu besteigen.**

In diesen Gesinnungen, welche beständig die Richtschnuren seines Betragens gewesen waren, sagte er auf dem Sterbebette zu seinem Beichtvater: „Der Glanz des Throns, zu welchem meine Geburt mich berief, hat mich nie geblendet, weil „ich denselben nur immer von Seiten der fürchterlichen Pflichten, welche denselben begleiten, und „der Gefahren, womit er umgeben ist, angesehen „habe.“

Diese Gesinnungen flossen nicht aus einer kleinmüthigen Seele. Der Prinz, anstatt beym Anblick der Krone, vor welcher er sich fürchtete, den Muth sinken zu lassen, bereitete sich durch Arbeiten, welche nur mit seinem Leben aufhörten, vielmehr dazu vor, die ganze Last derselben tragen zu können,

nen, wenn es der Vorsehung gefällig seyn sollte, dieselbe einst auf seine Schultern zu legen.

Als man dem Dauphin vorstellte, daß seine Einkünfte zu geringe wären, und daß der ehemahliche Dauphin, der Sohn Ludewig des XIV. monatlich funfzigtausend Livern Schatullengelder gehabt hätte, antwortete derselbe: „Es würde mir „nicht schwer werden, die nehmliche Summe von „dem Könige zu erhalten; da ich sie aber doch nur „annehmen würde, um sie wieder wegzugeben, so „will ich lieber, daß der arme Landmann dabey „gewinne, nnd einen Erlaß an den Steuern ge„nieße.“

Die Landleute nannte der Dauphin eine nützliche, und für die menschliche Gesellschaft schätzbare Klasse von Menschen. „Die Bauern müs„sen, sagte er: ohne eben Reichthümer zu besitzen, „doch wohlhabend und von der Furcht befreyt seyn, „bey ihrer Nachhausekunft aus dem Felde, den „Presser in ihren Hütten vorzufinden. Wer sich „dadurch bereichern will, daß er die Bauern aus„saugt, der schlachtet die Henne, die ihm goldne „Eyer legt.“

Bey allen Gelegenheiten war der Dauphin bey immer gleicher Laune. Wenn er Jemanden einen Verweis gab, so geschah es immer mit dem gütigen Gesicht, welches bessert ohne niederzuschlagen. Zuweilen nahm er sich die Mühe, die Leute, welche er in Dienst nahm, selbst von ihren Obliegenheiten zu unterrichten; und wenn sie einen Fehler machten, so begnügte er sich damit, darüber zu lachen. Oft barbierte er sich selbst, um die Zeit zu ersparen, mit welcher er bis zum Geize sparsam war, „Ich „bin eher mit dem ganzen Barbieren fertig, sagte „er: als meine Kammerdiener mit den Anstalten „dazu.“ Einer derselben, welcher den Prinzen zum

erstenmal barbierte, fing an zu zittern. „Fürch„tet euch nicht, sagte der Prinz: wenn ihr mir ei„nem Schnitt gebt, so wird die Schuld nicht auf „euch fallen, sondern man wird glauben, daß ich „dem Feinde unter die Augen getreten bin.“

Dieser Prinz erstreckte seine Gütigkeit bis auf den geringsten seiner Leute. Ein Jägerbursche stürzte in seinem Gefolge, und that sich Schaden, gleich befahl der Prinz, daß sein Arzt und sein Wundarzt denselben besuchen sollten. Des folgenden Tages ging der Prinz spatzieren, und kam, als wenn es durch einen Zufall geschähe, an die Wohnung des Kranken. Im Vorbeygehn sagte er zu einem seiner Hausofficiere: „Ich glaube, hier ist die Woh„nung des armen Philipp, geht doch hin, und „fragt ihn in meinem Namen, wie er sich be„findet.“

Im Monat August des Jahrs 1757. begegnete dem Dauphin etwas, welches er seitdem immer sein größtes Unglück nannte, wie es denn auch für ein empfindliches Herz würklich ist, nehmlich einen Menschen zu tödten. Er kam von der Jagd bey Versailles zurück, wo er mit der Dauphine geblieben war, unterdessen daß sich der Hof zu Compiegne aufhielt. Er wollte sein Gewehr abschiessen, und schoß einem seiner Stallmeister, Namens Chambord, in die linke Schulter, welchen er einiger zwischenstehender Hindernisse wegen nicht sehen konnte. Bey dem kläglichen Geschrey, welches der Edelmann erhob, argwöhnte der Prinz das geschehene Unglück, warf sein Gewehr weg, und lief an den Ort, wo er hingeschossen hatte. Welch ein Anblick! Er sieht einen Menschen auf der Erde liegen, und sich im Staube wälzen. Er kömmt näher, und sieht daß es sein geliebter Chambord ist. Der Anblick des blutenden Körpers durchdringt sein Herz,

er wirft sich auf ihn, und bittet ihn, mit einem Strome von Thränen, um Vergebung.

Chambord, welchen der Zustand rührte, worin er den Dauphin erblickte, sagte demselben was er vermogte, um ihn zu trösten. Der Prinz ließ ihn nach Versailles bringen, und den geschicktesten Wundärzten übergeben. Er selbst ging mit zerrissenem Herzen, mit niedergeschlagenem Gesichte, und ganz voll von dem ihm zugestossenen Unglück, mit entblößtem Haute und zerrauftem Haare, bis ans Schloß, ohne gewahr zu werden, daß er nichts anhatte als eine Weste. Er war so niedergeschlagen, daß man nicht einmal das Herz hatte, ihn zur Besinnung zurück zu bringen.

Einer von seinem Gefolge glaubte, daß ein so untröstlicher Schmerz nur aus der Einbildung entstehn könnte, daß der Stallmeister todt wäre. Er wollte also den Prinzen damit trösten, daß Chambord von seiner Wunde wohl wieder geheilt werden könnte. „Wie? rief der Prinz: muß ich denn „einem Menschen durchaus das Leben genommen „haben, um mich zu grämen?“

Chambord starb erst nach sieben Tagen. Der Dauphin dachte während dieser Zeit an nichts anders, als an ihn, beschäftigte sich mit nichts, als mit ihm. Nicht zufrieden, die gemessensten Befehle gegeben zu haben, daß derselbe mit aller möglichen Sorgfalt behandelt werden sollte, wollte er auch noch, durch verschiedene Besuche, die er bey demselben ablegte, sich davon selbst überzeugen, obgleich der bloße Anblick desselben ihm, nach seinem eigenen Geständniß, das Herz zerriß. Der Tod des Verwundeten war ein neuer noch erschrecklicherer Schlag für ihm. Als man ihm die Nachricht brachte, rief er aus: „Ach! so ist es denn wahr,

„daß ich einen Menschen umgebracht habe? O „Gott! welch ein Unglück!“

Dieser niederschlagende Gedanke verließ den Dauphin weder bey Tage noch bey Nacht; nichts war vermögend, ihn zu zerstreuen. Er war von dem Gefühl seines Schmerzens so innig durchdrungen, daß er selbst diejenigen damit ansteckte, welche zu ihm kamen, um dem Uebermaße desselben Einhalt zu thun.

Eines Tages, als man ihm vorstellte, daß er sich einen Unglücksfall, wovon er die unschuldige Ursach wäre, nicht beymessen sollte, gab er zur Antwort: „Ihr könnt sagen was ihr wollt; aber „dieser arme Mensch ist doch todt, und zwar ge„tödtet durch einen Schuß von meinen Händen; „nein! niemals kann ich es mir vergeben.“ Bey einer andern Gelegenheit rief er aus: „Ja! ich sehe „noch den Ort vor mir, wo dieser grausame Auf„tritt vorgefallen ist. Ich höre noch das Geschrey „dieses armen Unglücklichen. Er ist mir noch be„ständig gegenwärtig, wie er seine blutigen Arme „gegen mich ausstreckt, und mir zuruft: Was that „ich Ihnen zu leide, daß Sie mich umbringen? „Mich deucht, ich sehe seine Gattin in Thränen „schwimmen, und mich fragen: Warum machen „Sie mich zur Wittwe? Ich höre das Rufen seiner „Kinder: Warum haben Sie uns zu Waisen ge„macht? Diese lästigen Gedanken verfolgen mich „überall, und meine Vernunft dient bloß dazu, mich „zu überzeugen, daß alles dieses kein Hirnge„spinnst ist.“

Das Andenken dieses widrigen Zufalls kam dem Dauphin niemals aus dem Gedächtniß, und gleichsam, als wenn er würklich eines Verbrechens schuldig wäre, bestrafte er sich damit, daß er sich auf Lebens-

Lebenslang des Vergnügens der Jagd beraubte. Noch auf dem Todbette machte er sich Vorwürfe darüber.

Der Dauphin war sechs und dreyßig Jahr alt, und man schöpfte aus den seltnen Eigenschaften seines Geistes, und aus seiner vollkommenen Tugend die schmeichelhaftesten Hofnungen, als man anfing, die Abnahme seiner Gesundheit zu spüren. Er ward merklich mager, seine frische Gesichtsfarbe verbleichte, und Todtenblässe trat an ihre Stelle. Man sah mit Erstaunen ein so starkes Temperament, als das seinige war, sich langsam abzehren. Man forschte nach der Ursach, und jeder hatte seine Muthmaßungen darüber. Viele glaubten, daß die Religionsstreitigkeiten sein Herz gebrochen hätten. Andere behaupteten, daß er seine Brust durch zu vieles Arbeiten erhitzt, und zu wenig Zeit auf den Schlaf und andere Erhohlungen gewandt hätte. Vielleicht kamen alle diese Ursachen zusammen, um einerley Würkung hervorzubringen.

Dem sey wie ihm wolle; zwey Jahre waren schon verflossen, seitdem er die ersten Anfälle seiner Krankheit gespürt hatte, und er befand sich in einem Zustande der Erschöpfung, welcher ihm sehr lästig war. Jede Nahrung ward ihm unschmackhaft, bloß für den Kaffee behielt er noch Geschmack. Er bekam einst Lust Weintrauben zu essen, er befand sich wohl darnach, und fuhr damit fort. Die Aerzte erlaubten ihm, so viel davon zu geniessen, als er nur immer wollte; er genoß fast nichts anders. Seine Eßlust fand sich wieder ein, und nach und nach nahm er wieder seine gewöhnliche Speisen zu sich. Man hofte, daß seine gute Natur endlich die Oberhand behalten würde. Die Hofnung war von kurzer Dauer.

Während dem Aufenthalte zu Compiegne mattete sich der Dauphin, durch das Exerciren der Truppen, welche daselbst im Lager standen, ungemein ab. Er begnügte sich nicht damit, den Operationen zuzusehn, sondern er ordnete sie selber an. Es geschah nichts als auf seine Befehle, und er war überall gegenwärtig, um diese Befehle zu geben. Alle Tage in den kühlesten Morgenstunden, sah man denselben beym Aufgange der Sonne, die Truppen selbst in Schlachtordnung stellen. Weil er an diesen Uebungen Vergnügen fand, und die Ermüdung gern übernahm, so hielt man dieselben seiner Gesundheit mehr zuträglich, als schädlich. Ein starker Schnupfen, welcher ihn befiel, als derselbe von einem, bey feuchtem Wetter unternommenen Spatzierritt nach der Abtey Royal-Lieu, zurückkam, gab seiner schon sehr geschwächten Brust den tödtlichen Stoß.

Die Besorgniß, die Rückkehr des Hofes nach Versailles zu verzögern, welche in einigen Tagen angesetzt war, bewog ihn, die stärksten Mittel zu nehmen, um seinen Schnupfen zu vertreiben. Er blieb in seinem Zimmer, und brauchte allerhand Palliativmittel. Er wollte zu dem Tage der Abreise hergestellt scheinen; und er schien es. Kaum war er aber zu Versailles angekommen, als sein Uebel sich merklich verschlimmerte. Er fing an Blut zu spucken, wobey sich üble Zufälle äusserten. Ein Aderlaß verschafte ihm Erleichterung. Einige Tage nachher schien er in der Besserung zu seyn, ob er gleich einen trocknen Husten behielt.

Eben die gefällige Höflichkeit, welche den Prinzen abhielt, die Rückreise von Compiegne zu verzögern, bewog ihn auch, dem Könige zu bezeigen, daß er sich sehr gern in Fontainebleau aufhalten würde, und daß er wünschte, die Reise dahin mögte,

te, wie gewöhnlich, unternommen werden. Den 4ten Oktober ging er mit dem Hofe dahin. In den ersten Tagen glaubte man an dem Prinzen eine merkliche Besserung zu spüren. Sein bisher äußerst abgefallenes Gesicht war aufgedunsen, und man hielt dies für ein Zeichen des Fettwerdens. Die Bewegungen, welche er sich machte, bekam ihm gut. Man fing an Hofnung zu schöpfen.

Indessen britete sich das Uebel in geheim immer weiter aus, und in einem Augenblicke, da man sich dessen am wenigsten versahe, erschienen alle Zufälle, die sich sonst schon angekündigt hatten, unter den bedenklichsten Umständen. Der Husten ward heftiger, das Fieber stärker, der Schlaf unruhiger, und ein eitriger Auswurf zeigte bald deutlich genug, daß sich ein Geschwür in der Lunge angesetzt hatte.

Vom Hofe aus breitete sich die Bestürzung bald bis an die äußersten Gränzen von Frankreich aus. Ein jeder schickte Gelübde zum Himmel für die Erhaltung eines der Religion und dem Staate so schätzbaren Lebens. Da die Gefahr mit jedem Tage zunahm, wurden durch das ganze Reich öffentliche Gebete angestellt, und dies war gleichsam das Signal zu einer eben so großen Trostlosigkeit, als bey der Krankheit Ludewig der XV. zu Metz. Die Betrübniß aller Rechtschaffenen war so groß, daß sie alle, auch die unempfindlichsten Herzen hinriß. Selbst Fremde nahmen Antheil an dem Jammer der Nation.

Die damaligen öffentlichen Gebete waren nicht, wie wohl zuweilen der Fall ist, bloße Cerimoniengebete. Sie geschahen mehr auf Antrieb des Herzens, als auf Befehl der Bischöfe, und man sah bey dieser Gelegenheit den Unterschied, welchen das Volk zwischen Prinzen und Prinzen macht. Ein jeder betrachtete den Verlust des Dauphins wie ein

persönliches Unglück, und wandte die Mittel an, welche er für die kräftigsten hielt, um dasselbe abzuwenden. Man sah damals, was man kaum bey öffentlichen Unfällen, wo jeder für sein eigen Leben fürchten muß, zu sehn bekömmt, alle Lustbarkeiten gehemmt, und ein tiefes Stillschweigen an den Belustigungsorten selbst, welche sonst beständig von Lust und Jubelfreude ertönten.

Zween ganze Monate ward ohn Unterlaß gebetet, und die Andacht schien mit der Gefahr zuzunehmen. Ueberall, in der Hauptstadt, wie in den Provinzen, am Hofe wie in der Stadt, übte man alle Arten von guten Werken, um den Himmel zu entwafnen, und den Schlag abzuwenden, von welchem Frankreich bedroht ward. Aber er war unvermeidlich, und das Uebel ohne Hülfe. Die Aerzte erklärten, daß jedes Hülfsmittel ihrer Kunst von nun an unnütz wäre, und nur ein Wunderwerk die Genesung des Dauphins bewürken könnte.

Ganz Frankreich versank in Herzeleid und Betrübniß; nur der Dauphin genoß tiefen Seelenfrieden. Er sah der Annäherung seiner Auflösung mit allen den Gesinnungen von Ergebung und Vertrauen entgegen, welche nur große Heiligen aus einem tugendhaft geführten Leben mitnehmen.

Mitten in seinen Leiden hatte der Dauphin seine ganze natürliche Munterkeit des Geistes beybehalten. Der König sprach eines Tages von einem Prinzen von England, welcher dem Tode nahe war, und eine der königlichen Prinzessinnen las im Kalender den Artikel von gestorbenen Prinzen. „Wahrlich! rief der Dauphin, diesen Artikel dacht ich „neulich schon zu vermehren; es hätte alsdann geheißen: Ludewig, Dauphin, gestorben zu Fontainebleau, den 25ten November." — Ein andermal, als der König sagte: daß um einen andern Prin-

Prinzen bald Hoftrauer angelegt werden würde, sagte der Dauphin: „Ich glaube, daß man an „andern Höfen auch davon spricht, um mich zu „trauern.“

Kurz vor seinem Tode schickte ihm die Vorsehung eine Prüfung zu, welche vermögend gewesen wäre, eine minder starke Seele niederzuschlagen, ihm aber im geringsten nicht beunruhigte. Er mußte nehnlich eines Tages sehn, daß auf einem Schloßhofe, welchen er aus seinem Bette übersehn konnte, ein Packwagen aufs eiligste beladen ward. Er konnte leicht denken, daß man in der Ueberzeugung von seinem nahen Tode, diesen Wagen vorausschickten wollte. Auf die Frage, warum man diesen Wagen abschickte, bekam er zur Antwart, daß die Quartiere verändert würden. In dem Augenblick sah er eine Kutsche in den Hof fahren, welche eben so eilig besorgt ward. „Das ist gewiß die Kutsche, „sagte der Dauphin: für die Hofbedienten welche „ihr Gepäck mit dem eben abgefahrnen Wagen weggeschickt haben.“ Niemand fühlte diese Ironie, und aus der Ruhe, womit der Prinz sprach, schloß man, daß er weit von der Wahrheit entfernt wäre. Er würde es vermuthlich haben dabey bewenden lassen, und man hätte die Prüfung nicht erfahren, welche diese Unbesonnenheit ihm verursachte, wenn ihn seine immer fröliche Laune nicht dazu angetrieben hätte, sich gelegentlich deutlicher herauszulassen.

Sein Arzt brachte ihm nehmlich eine Brühe, und zwar in reichlichem Maaße. Als der Prinz dieselbe nahm, sah er diejenigen an, welche ihn getäuscht zu haben glaubten, und sagte mit Lächeln: „Wenn ich das alles geniessen soll, so kann man „den Leuten wohl sagen, daß sie ausspannen sollen, „sie würden sonst zu lange auf mich warten müssen.“

Der Dauphin rang nun mit dem Tode. Er fragte den Kardinal von Luines, ob in dem Chor seiner Domkirche Begräbnißgewölbe vorhanden wären? Auf die Antwort, daß nur eins unter dem Altare für die Erzbischöfe da wäre, sagte der Dauphin: „Es wird also eins gemacht werden müssen, „denn mir steht eine Reise nach Sens bevor.“ Den Sinn dieser Worte entdeckte man, als man bey Eröfnung seines Testaments sahe, daß er in dieser Stadt begraben seyn wollte.

Unterdessen kam der Dauphin dem Tode sichtbar näher. Seine Augen erloschen allgemach. Keine heftige Bewegung, kein krampfhaftes Zucken verkündigte den letzten Athemzug. Er entschlief sanft und süß nach einem zwey und zwanzigstündigen Todeskampfe. Dies geschah den 20ten December 1765. um acht Uhr des Morgens.

Der Herzog von Orleans, welchem die Ruhe, womit der Dauphin dem Tode entgegen gesehen hatte, bis zum Erstaunen auffiel, sagte zu Ludewig dem XV.: „Ist es möglich, Sire! daß man „an den Pforten des Todes eine solche Heiterkeit, „einen so tiefen Frieden beybehalten kann? — Das „kann nicht fehlen, antwortete der König: wenn „man so wie mein Sohn, ein ganzes Leben ohne „Vorwurf zugebracht hat.“

Die ausnehmende Bestürzung, worin der Tod des Dauphins die ganze Nation versetzte, läßt sich nicht leicht beschreiben. Wo der Leichenzug durchging: liefen die Landleute von vielen Meilen umher zusammen, und weinten, als wenn sie ihren gemeinschaftlichen Vater eingebüßt hätten. „Ach! „riefen sie einander zu: er hätte unsre Abgaben ge„mindert, und uns glücklich gemacht. Sein Tod „ist eine Strafe Gottes; wir verdienten nicht ei„nen so guten König zu haben.“

In

In dem kleinen Dorfe Saint Denis bey Sens betrachtete eine arme Frau den Leichenwagen, und brach in Thränen aus. „Weine nicht, rief ihr „Mann zu, die Kinder eines so braven Prinzen „werden nicht aus der Art schlagen; sie werden ih„rem Vater gleichen,“

Als der König Stanislaus dem Trauerbrief bekam, welcher ihm den Todesfall verkündigte, rief er mit Seufzen aus: „Der zweymalige Verlust ei„ner Krone ist mir nicht ans Herz gegangen; der „Verlust des Dauphins zerreißt es völlig.“

Ludewig der XV. ertrug diesen Todesfall, so wie die bald darauf folgenden Todesfälle der Königin, und der Dauphine, eben so als den Verlust der Markisin de Pompadour, das heißt: mit seiner gewöhnlichen Unempfindlichkeit.

Neunzehntes Kapitel.

Diese Unempfindlichkeit Ludewig des XV. war allgemach in gänzlichen Ueberdruß ausgeartet. Alles war ihm zur Last. Er wünschte nichts, als sich über die Lage seines Landes zu blenden, und fühllos zu machen. Er schien für nichts, als für die Ausschweifungen der Liebe, Sinn zu haben. Seiner unersättlichen Geilheit war jeder Gegenstand seiner Lüste willkommen, aber er war auch eines jeden bald wieder überdrüßig. Sein erster Kammerdiener le Bel hatte den ehrenvollen Auftrag, immer neue Gegenstände für die Lüste seines Herrn aufzusuchen. Dieser begegnete eines Tages einem gewissen Grafen du Barry, einem Pflastertreter, der für viele Herren des Hofes kuppelte, und klagte demselben die Verlegenheit, worin er wäre, eine frische Waare für dem König aufzufinden. Der Graf führte denselben gleich zu einer

Demoi-

Demoiselle l'Ange, welche sonst seine Buhlerin gewesen war, und die er nun für andre hielt.

Die Herkunft dieser Schönheit ist nicht völlig ausgemacht. Ihre ersten Buhlereyen sind bekannter. Einige geben ihr dem Pater Ange, einen Franziskanermönch aus Pique-puce, zum Vater; andere einen gewissen Gomart de Vaubernier, Steuerschreiber zu Vaucouleurs. Ein gewisser Proviantkommissarius, Billard du Monceau, soll ihr Pathe gewesen seyn. Nach dem Tode des Vaubernier soll die Wittwe desselben, aus Armuth, mit ihrer Tochter nach Paris gekommen seyn, um sich als Köchin oder Ausgeberin zu vermiethen. Ihr erster Gang war zu dem Herrn du Monceau, welchem sie seine Pathe vorstellte. Dieser unterstützte die Mutter mit Gelde, und brachte die Tochter in eine Klosterschule, welche unter der Aufsicht des heiligen Abtes Grisel stand. Dies war der würdige Beichtvater des frommen Postkassierers Billard, eines Neffen des du Monceau. Es scheint, daß die Aufführung der Nymphe daselbst nicht die beste gewesen, weil man oft bey ihrem Pathen über sie klagte. Man warf ihr vor, daß sie schlechte Bücher läse, und solche auch den übrigen Kostgängerinen zu lesen gäbe.

Manon Vaubernier, (so hieß damals Madame du Barry,) verließ diese heilige Kostschule bald wieder. Sie folgte ihrer Mutter nach Vitri, wo dieselbe sich als Köchin vermiethet hatte. Du Monceau fuhr fort, Mutter und Tochter zu unterstützen, und gab monatlich einen Louis d'or.

Der Pater Ange ward für dem Schwager der Mutter ausgegeben. Alle Sonn- und Festtage las derselbe Messe auf dem Landgute der alten Madame la Garde, der Wittwe eines überaus reichen Generalpächters. Der Pater fand Gelegenheit, seine

ne angebliche Nichte der alten Dame vorzustellen, welche dieselbe als Gesellschaftsjungfer zu sich nahm.

Die alte Dame hatte zween Söhne, wovon der eine Neketenmeister, und der andre Generalpächter war. Beyde machten der Manon den Hof, und sie wies keinen von beyden ab. Sie liebte den Neketenmeister, aber der Pächter war reicher; inzwischen konnte sie es doch nicht dahin bringen, daß sich einer von beyden in eine ernstliche Verbindung eingelassen hätte. Der Neketenmeister schlich sich einst bey Nacht in ihre Kammer, und sie nahm ihn in ihr Bette. Diese kleine Intrigue kam der alten Dame zu Ohren, welche ihrer Gesellschaftsjungfer dem Abschied gab.

Manon kam nun zu einem Modenhändler, Namens Labille, wo sie gleich den Namen Lançon annahm. Bey diesem Labille gingen den ganzen Tag stattliche Leute aus und ein. Einstens kam auch eine große Dame dahin. Dies war Madame Gourdan, Oberaufseherin der Ergötzlichkeiten des Hofes und der Stadt. Manon säumte nicht lange, das Haus der kleinen Gräfin zu besuchen, (so nannte man die schändliche Kupplerin;) ihre Schönheit zog ihr bald Anbeter zu. Ein Abbé de Bonnac*) trug ihr zuerst seine Liebe an. Manon hatte denselben dem Obersten de Marcieu vorgezogen, und der Undankbare, welcher sie nicht anders, als: mein kleiner Engel, mein kleines Herz, zu nennen pflegte, verweigerte derselben ein elendes Kleid von Taffent zur Belohnung dessen, was sie ihm erlaubt hatte. Auf diesen Abbé folgte bey unsrer Manon der schöne Abbé de Gonzier.**) Der schmutzige Knicker! Als er einst in der

*) Nunmehriger Bischof von Agen.

**) Nachmaliger Bischof von Arras. Man hat viel anstößige Geschichten von diesem armen Gonzier. Er hätte

der Nacht die Manon sehr übel zugerichtet hatte,*) gab er derselben den folgenden Morgen nichts, als eine Uhr von zehn Louis d'or. Ein kleiner Auftritt, welcher der Manon begegnete, machte, daß sie das Haus der kleinen Gräfin ferner nicht besuchte.

Du Monceau kam oft zu dieser Kupplerin, um sich ein Vergnügen zu machen. Diese versprach ihm einst ein junges unschuldiges, und sehr reizendes Mädgen. Er versäumte die Zusammenkunft nicht, und fand seine Pathe Manon. Voll Schaam, vor diesem Kinde an einem solchen Ort zu erscheinen, schalt er dieselbe, und überhäufte sie mit Vorwürfen. „Aber lieber Pathe! versetzte die kleine „sehr witzig: ist es denn was Böses, an einen Ort „zu kommen, wo Sie sind?" Der Pathe, den diese Antwort in Wuth bringt, schlägt sie mit dem Stocke. Die Kupplerin kommt dazu, und bringt sie

hätte einst zwölftausend Franken ersparen können, wenn er weniger wollüstig gewesen wäre, und mit einer Bergera vorlieb genommen hätte. Herr Despinchal traf denselben einstens bey seiner Maitresse im Bette, und zwang ihn, ihm fünfhundert Louis d'or zu erstatten, welche diese Maitresse ihm seit zween Monaten gekostet hatte. Alsdann trat er ihm alle seine Eigenthumsrechte auf dieselbe ab. Herr Despinchal hatte sich also würklich zween Monate lang, auf Kosten der Kirche lustig gemacht; ein Fall, welcher wohl noch nicht oft vorgekommen seyn wird! Herr de Gonzier wird uns diese Schwatzhaftigkeit in Ewigkeit nicht vergeben, allein die Geschichte ist zu lustig, um sie auf dem Herzen zu behalten. Ihro bischöfliche Gnaden können doch nicht läugnen, daß ein Bischof, welcher in Unterhosen und Schlafmütze einen Schuldschein ausstellt, das drolligste Geschöpf ist, welches man auf Erden sehn kann.

*) S. die Originalbeylage zur Geschichte der Madame du Barry.

sie auseinander. Man muß der Manon die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie seit diesem Vorfall, mit keinem Fuß zu Madame Gourdan gekommen. Sie blieb bey Labille, und führte sich ganz ordentlich auf.

Ein sonderbarer Umstand machte einen Strich durch ihre Tugend. Es wohnte in dem labillischen Hause eine gewisser Duval, jung, hübsch, und reich genug, um sich zierlich zu kleiden. Die kleine Manon fand denselben nach ihrem Geschmacke, und konnte nicht unterlassen, ihm ihre Zuneigung zu erkennen zu geben. Dies that sie auf folgende Weise. Madame Labille konnte malen, und gab ihren Arbeiterinnen zuweilen Unterricht im Zeichnen. Manon, welche diesen Unterricht auch genossen hatte, zeichnete den Herrn Duval auf einen Bogen Papier, und heftete diesen an seine Stubenthüre. Als der junge Mensch nach Hause kömmt, erkennt er sich in der Zeichnung, und merkt, daß er einer von den Schülerinnen der Madame Labille gefallen haben müsse. Dies schmeichelt seiner Eigenliebe; er wird gleich selbst verliebt, ohne zu wissen, in wen. Er heftet also sein Bildniß wieder an, wo er es gefunden, nachdem er die Worte darunter geschrieben: Ich mögte wohl den Verfasser kennen.

Des Abends findet er sein Bildniß mit Bildnisse eines Frauenzimmers bedeckt, unter welchem die Worte stehn: Ich bins. Nun ist er über sein gutes Glück entzückt. Des folgenden Morgens geht er in den Laden, und betrachtet alle Kostgängerinnen eine nach der andern. Die kleine Manon lächelt, und von dem Augenblick an seufzt er für dieselbe. Sie kömmt ihm nicht aus den Gedanken, und des Abends schreibt er an seine Thür: Wann

wird mein Mahler zu mir kommen können, um sein Werk in der Nähe zu vollenden?

Manon liest die Frage, da sie nach ihrem Schlafzimmer geht, und setzt die Antwort darunter: Ihr Mahler wird den Sonntag um neun Uhr zum Frühstück zu Ihnen kommen; lassen Sie nur die Thür offen. Herr Duval läßt zur bestimmten Stunde ein artiges Frühstück zurecht machen, schickt seinen Bedienten weg, hält die Thür offen, und die kleine Manon erscheint. Er schließt die Thür zu; sie frühstücken; der junge Mensch erlaubt sich Freyheiten bey seiner Geliebten, und sie stößt ihn nicht zurück. Er will zum Genuß eilen, sie lehnt es aber ab; er frägt nach der Ursach, und bekömmt zur Antwort, daß er sie in der Folge erfahren soll. Unterdessen gewährt ihm Manon alle kleine Vergnügungen, die der junge Mensch verlangen kann, den einzigen wichtigsten Punkt ausgenommen, welchen ihm die Kleine beständig mit immer gleicher Grausamkeit verweigert.

Die Ursach dieser Weigerung war, daß die kleine Gaunerin nicht länger Ladenjungfer bleiben, sondern auch einigermaaßen ihr eigner Herr, und unterhalten seyn wollte. Indessen war Manon noch ziemlich billig; sie verlangte nicht mehr, als monatlich hundert Franken Nadelgeld, übrigens hätte sie mit dem Tische, und dem Bette des Herrn Duval vorlieb genommen. Unglücklicherweise aber hatte der junge Mensch die Eroberung einer Person gemacht, deren Rang seiner Eitelkeit ungemein schmeichelte. Er hatte das Anerbieten dieser neuen Hebe angenommen, zu derselben ins Haus zu ziehn; er zog also aus dem Hause des Labille aus.

Nachher schreibt er an Manon: „die Hartnäckigkeit, womit sie sich geweigert hätte, sein Glück „vollständig zu machen, wäre Schuld daran, daß

„er

„er ihr eine Frau vorzöge, welche er ihr aufgeo„pfert haben würde, wenn sie etwas gefälliger ge„wesen wäre."

Manon antwortet ihm: „ein junges Mädgen „von sechszehn Jahren wäre zu allen Zeiten bes„ser, als eine dicke Sau von vierzig Jahren, und „wenn dieselbe auch von den Bourbonen her„stammte." Sie läßt ihm nicht länger, als vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit, und setzt hinzu: „sie wäre gar nicht verlegen, weil sie einen andern „Liebhaber, der besser gewachsen, jünger und ra„scher wäre, als er, und schön wie Adonis." Dieser Liebhaber war kein andrer, als — ihr Friseur. Manon macht in dem Briefe an Duval noch die Anmerkung: „daß Kennerseelen oft ihren Laquayen „den Vorzug vor ihren Männern geben."

Der Friseur bot unsrer Manon die Ehe an. Sie lehnte es unter dem Vorwande ab, weil sie doch in Versuchung gerathen würde, ihn den zweeten Tag zum Hahnrey zu machen. Sie will lieber in möblirten Zimmern unterhalten seyn, mit dem Friseur dasjenige verzehren, was er gesammelt hat, und in die Gelegenheit sehn.

Vier Monate lebt sie mit dem Friseur, welcher dabey verarmt, und nach London geht. Manon geht nun des Abends in den Hallen bey den Thuillerien und dem Schlosse auf Verdienst aus. Sie erwirbt zuweilen ihre siebzehn bis achtzehn Livern, zuweilen auch weniger, aber sie bringt doch ihr Leben durch. Ihre Mutter hatte sich wieder mit einem gewissen Rançon verheyrathet, welcher auf die Vorsprache der Familie la Garde, Thorschreiber an einer Landwehre vor Paris geworden war. Eilf Monate lebte Manon bey diesem Stiefvater ziemlich bürgerlich, einige kleine Intriguen ausgenommen, welche nicht viel Aufsehen machten.

Nicht weit von ihrer Mutter wohnte eine gewisse Markisin Duquesnoi, welche zweymal wöchentlich Spielgesellschaft hielt. Um mehr Zulauf zu haben, nahm die Markisin die junge Manon zu sich, wodurch die Gesellschaft bald angenehmer und zahlreicher ward. Nachdem Manon achtzehn Monate bey dieser Gaunermarkisin zugebracht hatte, schlug sie ihre Herberge bey dem Grafen du Barry auf, welcher ihr viel reizende Aussichten vormalte. Sie sollte die Beherrscherin seines Herzens, und folglich auch seines Pallastes seyn, wo sie allen seinen Leuten, welche nun auch die ihrigen seyn würden, zu befehlen haben sollte. Er wäre mit dem besten (das heißt: den lüderlichsten und verderbtesten) Gesellschaften des Hofes und der Stadt in Verbindung; Manon würde also bey ihm, oder vielmehr bey sich, Markise, Herzoge, und selbst Prinzen, (aber vermuthlich keine Hohheiten) ankommen sehn, um ihre Aufwartung zu machen. — Sie würde Kleider, Juweelen, und alles haben, was sie den Damen vom höchsten Range gleich machte.] — Er hielte wöchentlich einmal eine sehr glänzende Gesellschaft, welche Manon regieren, und die Wirthin vorstellen, auch den Weyrauch aller Anwesenden entgegen nehmen würde. — Manon nahm die gnädigen Anerbietungen des Herrn Grafen an, welches ihr aber bald leid ward. Der Eigensinn, der Jähzorn, und selbst die Grobheit des Grafen wurden ihr zuwider, und sie beschloß, sich von ihm loszumachen, und mit ihm zu brechen. Sie entdeckte ihren Kummer dem Herrn Radix de Sainte-Foix, aber dieser Rentmeister von der Marine hatte ein Herz von Stahl und Eisen.

Ein für Manon eben so glücklicher, als unerwarteter Zufall führt den le Bel, des Königs Kammerdiener, und vertrauten Diener seiner Lüste, zu

ihr

ihr hin. Alles wird abgeredet und veranstaltet, und Manon in das Bette des Monarchen eingeführt. Der König genießt, und wird so bezaubert, daß er nicht ohne sie leben kann. Manon mußte nach Compiegne und Fontainebleau mitgeführt werden, wo sie die Dienste einer Favoritsultane in ihrem ganzen Umfange verrichtete.

Als der Markis de Chabrillant zu Montelinart, wohin er verbannt war, die Erhebung der Manon (nun bald Gräfin du Barry) erfuhr, rief er in Gegenwart von zwanzig Officieren seines Regiments aus: „Was das für ein glücklicher Tr... „ist, den ich gehabt habe!“ Auf die Frage: Weswegen? gab er zur Antwort: „Von ihr hab ich „ihn bekommen, und sie wird mich nun gewiß dafür schadlos halten.“ Seine Prophezeyhung traf nicht ein.

Man erzählt von der Erhebung der Gräfin du Barry noch eine ziemlich sonderbare Anekdote. Der Herzog von Coigny hatte mit derselben Umgang gehabt, als sie noch mit dem Grafen du Barry lebte. Er ging darauf nach Corsika, und kam, einige Zeit nach der Verheyrathung der Gräfin, zurück. Er wußte nicht, daß sie nun die Maitresse des Königs war, und suchte sie bey dem Grafen du Barry. Man sagte ihm: sie wohne jetzt in der kleinen Feldstraße (ruë des petits champs). Er eilt dahin, und trift sie zufälligerweise daselbst. Er dutzt sie, will sie küssen, und begegnet ihr wie einem Frauenzimmer aus dem galanten Orden. Sie macht ein ernsthaftes Gesicht, um sich seiner Zudringlichkeit zu erwehren, und sagt ihm endlich, sie wäre verheyrathet. „Desto besser! versetzt der Her„zog, es wird ein Vergnügen mehr für uns seyn, „wenn wir einen Hahnrey machen.“ Madame du Barry, welche wohl sahe, daß sie denselben nicht

mehr in Schranken halten konnte, mußte klingeln, und ihren Leuten sagen, daß des Herzogs Wagen vorfahren sollte. Voll Erstaunen eilt dieser zum Grafen du Barry, und erzählt denselben seine sonderbare Aufnahme. Wie groß war seine Verwunderung, als dieser ihm erzählte, daß Manon des Königs Maitresse geworden. Er entschuldigte sich bey der Gräfin, welche auch damit zufrieden war.

Eine andre eben so sonderbare Anekdote, welche aber die Favoritin sehr übel aufnahm, betrift den Herzog von Villeroi. Dieser aufschweifende Herr, welchem seine Gemahlin die eheliche Pflicht auf das standhafteste verweigerte, hatte sich in eine Kammerjungfer der du Barry, Namens Sophie, äußerst verliebt, und nachdem er dieselbe verführt und geschwängert, hatte er sie von ihrer Herrschaft weggenommen, und ihr ein eigenes Quartier gegeben. Herr von Choiseul, welcher erfahren hatte, daß der Herzog oft zur du Barry kam, verwies demselben die schimpfliche und knechtische Aufwartung, welche er derselben machte. „Sie irren „sich, erwiederte der Herzog von Villeroi: ich ha„be nie einen Fuß bey diese Kreatur hingesetzt um „ihrentwillen, sondern ihrer Kammerjungfer So„phie zu gefallen, welcher ich nunmehro ein Quar„tier gegeben, und sie zu meiner erklärten Mai„tresse gemacht habe.“ Die Gräfin, welcher man diese Antwort hinterbracht hatte, wies den Herzog bey dem ersten Besuch ab, den er ihr machte, und verbot ihm, ihr jemals wieder unter die Augen zu kommen. Der Herzog dachte niedrig genug, sich schriftlich bey ihr zu entschuldigen. Sein Schreiben, anstatt die Favoritin zu besänftigen, brachte sie nur noch mehr auf.

Le Bel hatte dem Könige vorgeredet, Manon wäre an einen vornehmen Mann verheyrathet. Dieser

ser königliche Kuppler dachte nicht, daß sich der König so ernstlich an dieselbe hängen würde, als er nun würklich that. Aus Furcht, daß sein Herr durch andre die Wahrheit erfahren, und er darüber in Ungnade fallen würde, warf er sich demselben zu Füssen, und sagte: „er wäre selbst zuerst „betrogen worden, und Manon wäre weder verhey„rathet, noch von guter Familie.“ — „Desto schlim„mer! rief der König: man verheyrate sie also so „geschwind als möglich, damit ich in die Unmög„lichkeit gesetzt werde, eine Thorheit zu begehn.“ Und in acht Tagen war die Heyrath geschehn.*)

Zwanzigstes Kapitel.

Ludewig der XV. war nun nicht mehr sein eigner Herr. Die Majestät war nicht mehr auf seiner Stirn zu lesen. Seine Galle war übergelaufen. Ueberdruß und Langeweile verfolgten ihn. Er war in unaufhörlicher Bewegung. Er irrte in dem engen Zirkel von zehn bis zwölf Luftschlössern umher, welche er eins nach dem andern durchlief. Auch zeigte sein Gesicht nicht Langeweile allein; es schien auch umwölkt, und zeigte Spuren nagender Sorgen.

Unter den gütigsten Fürsten, den leutseligsten Herren, dem ehrlichsten Manne seines Königreichs, hörte man nichts als Tadel der Regierung, Klagen gegen die Staatsverwaltung, und gegen den Mißbrauch der höchsten Gewalt; sprach man von nichts als von Ungerechtigkeiten, Unterdrückungen und

*) Den 1ten September 1768. ward Marie Johanne, genannt Gomart de Vaubernier, an Wilhelm, genannt du Barry, verheyrathet, den Bruder dessen, welcher dieselbe als Maitresse unterhielt.

und Plackereyen. Der König wußte es, aber er wußte kein Mittel dagegen. Schwindelmacher hatten das Unterste dergestalt zu oberst gekehrt, daß Ludewig keinen Ausweg aus dem Labyrinth vor sich sahe, in welches man ihn gestürzt hatte.

Man hat behaupten wollen, daß Ludewig der XV. gegen das Ende seiner Regierung, aus Ueberdruß der grausamen Unruhe und des Elends seiner Lande, Willens gewesen, abzudanken. Er hätte es gewiß gern gethan, wenn er nur bey Abwälzung der ganzen Regierungslast auf die Schultern seines Nachfolgers, alle die Ehrenbezeigungen, und alles dasjenige hätte beybehalten können, was zu seiner Sicherheit, und zu seiner persönlichen Behaglichkeit beytragen konnte. Der Monarch hatte eigentlich schon lange abgedankt. Er war zu dem Grad der Unempfindlichkeit herabgesunken, daß er sein Volk, und selbst seine Familie, als gänzlich fremde, betrachtete.

Man kann Ludewig dem XV. ein gutes Herz nicht absprechen, eben so wenig als eine gesunde Beurtheilungskraft, aber er unterhielt sich gemeiniglich von unbedeutenden Dingen. Er that sehr viel Fragen, welche alle nichtsbedeutend, leer und unnütz waren. Und doch konnt er recht gut sprechen; er war sogar angenehm im Umgange, wenn er unter seinen vertrautesten Höflingen war. Es fehlte ihm selbst nicht an raschen, feinen und witzigen Einfällen, wozu auch folgender gehört.

Der gelehrte und witzige Graf von Lauraguais, dessen Philosophie ihn nicht hinderte, manche Narrheit zu begehn, kam von einer Reise aus England zurück. Er kömmt an den Hof, um dem Könige seine Aufwartung zu machen, welcher über sein beständiges Herumstreifen unzufrieden ist, und ihn mit finstrer Mine frägt, was er in England

hat lernen wollen? Der Graf, welchen der Ton der Frage verdrießt, antwortet höchst unschicklich: Denken, Sire! — Von Pferden! versetzt rasch der Monarch, und kehrt ihm den Rücken zu. Ein treffender Einfall, herrlich, erhaben sogar in dem Munde des Oberhaupts der Nation, wodurch dieselbe an einer für sie so beleidigenden Antwort gerächet wird. Der Einfall war um so viel besser, weil er auch richtig und gerecht war, denn der Graf suchte eine Ehre darin, Pferderennen anzustellen, kaufte zu dem Ende Pferde in England, und ließ sie daselbst abrichten, um sich in der Reitkunst, ihrem ganzen Umfange nach, vollkommen zu machen.

Dabey war dieser König ganz unfähig, eine veste und unwiderrufliche Entschließung zu fassen. Sein Gutachten im Conseil war gemeiniglich das beste, ward aber niemals befolgt. Er traute seinem eignen Einsichten so wenig, daß er dieselben immer den Einsichten der anwesenden Minister unterwarf, wenn ihn diese auch gleich nicht überzeugten. „Nehmt Euch in Acht, pflegte er zu sagen: Ihr „seyd im Begriffe eine Thorheit zu begehn; Ihr „werdet sehn, daß es so und so kommen wird, und „dann werden wir einlenken und wiederrufen müs„sen.“ So sagte er, und unterschrieb doch. An diese Bescheidenheit war man schon so gewöhnt, daß man seiner Meinung so widersprach, als wenn es die Meinung irgend eines Privatmannes wäre.

Ludewig der XV. liebte die ehrlichen Leute, und wenn er sie gefunden hatte, vernachläßigte er dieselben. Er wollte die Wahrheit hören, und entfernte die einzigen Kollegien, welche ihm dieselbe sagen konnten und durften. Er war gerecht, und wußte doch, daß unter seinem Namen alle Arten von Ungerechtigkeiten ausgeübt wurden. Er war gut, und wollte doch nichts auf sich nehmen.

Der große Umsturz der Magistratur ward wider die innerliche Meynung des Königs bewürkt, welcher völlig überzeugt war, daß derselbe nicht von Dauer seyn. Das Verlangen, sich die ewigen Gegenvorstellungen des Parlaments vom Halse zu schaffen, sich nicht beständig von schwarzen Röcken verfolgt zu sehn, nicht mehr von dem Elende des Landes reden zu hören, wogegen er kein Mittel wußte, und wovon die Schilderung seinen Augen weh that, bewog ihn, sich die Mittel gefallen zu lassen, welche man ihm an die Hand gab, und wovon man ihm die Unbequemlichkeiten und die traurigen Folgen verheelte. Dies war für das Herz Ludewig des XV. zuverläßig kränkend, und man muß glauben, daß dieses die wahre Quelle der Sorgen war, welche ihn bis an sein Ende quälten. Ausgemacht ist es wenigstens, daß der Monarch, von der Zeit an niemals wieder in seiner vorigen Gemüthslage war.

Die Gräfin du Barry befand sich indessen auf dem höchsten Gipfel der Erhebung, den ein Frauenzimmer ihrer Art hoffen konnte. Ihre Zufriedenheit würde vollkommen gewesen seyn, wenn sich ihr nicht ein Frauenzimmer in den Weg gestellt hätte, welches nicht auf das Herz des Königs, sondern auf die Regierung eifersüchtig war, die es gern mit demselben getheilt hätte. Dies war die Herzogin von Grammont, die Schwester des französischen Großwessirs, Herzogs von Choiseul. Diese hochfahrende, gebieterische und äußerst herrschsüchtige Herzogin wollte unumschränkt regieren. Ihren Bruder hatte sie schon unterjocht, und znm unbedingten Sklaven ihres Willens gemacht, so daß man beyde im Verdacht einer verbotenen Zuneigung hatte. Sie glaubte, dem Monarchen gefallen zu können, ob sie gleich schon vierzig Jahr alt war. Un-

ter

ter dem Schutz ihres Ranges, und der Hofgunst ihres Bruders, hatte sie sich bey den Abendfesten in den kleinen Zimmern, und bey den geheimen Lustbarkeiten des Monarchen eingeschlichen. Sie hatte des Königs gütige und willfährige Gemüthsart, seine Schwachheit für das schöne Geschlecht, und seinen Hang zu den Vergnügungen des Augenblicks gemißbraucht, und zuweilen, fast wider seinem Willen, sein Bette bestiegen. Weil dieser Umgang aber nur gleichsam die Würkung ihrer Belagerungsanstalten war, und sie jedesmal dem Monarchen, so zu sagen, Gewalt anthat, so mußte sie nothwendig gänzlich verworfen werden, sobald die du Barry auftrat. Daher ihr Groll!

Die Gräfin du Barry hatte alle ersinnliche Mittel versucht, den Herzog von Choiseul, als den allmächtigen Minister, auf ihre Seite zu bringen. Man versichert sogar, daß die Gräfin demselben kleine galante Neckereyen machte, welche wohl hätten weiter führen können, wenn er dieselben hätte benutzen wollen. Aber der Herzog bewies ihr immer die entschiedenste Verachtung, und die Herzogin, seine Schwester sahe sie nie anders an, als mit Augen voll Haß und Rache. Daher entstand der offenbare Krieg zwischen den beyden Partheyen der Choiseuls und der du Barrys, welcher sich mit dem Falle der erstern endigte.

Die du Barry fing nun an, eine glänzende Rolle zu spielen, und der Herzog von Choiseul ward bald gewahr, daß er sich gegen dieselbe nicht staatsklug genug betragen hatte. In der Verblendung aber, worein ihn der Groll seiner Schwester versetzt hatte, war er zu weit gegangen, um einzulenken. Er sah das Ungewitter aufsteigen, und machte sich bereit, dasselbe zu trotzen; aber vergebens! er mußte unterliegen.

Die Gräfin betrug sich anfänglich mit vieler Klugheit. Da sie sich die Choiseuls nicht zu Freunden machen konnte, so that sie wenigstens alles, um sich dieselben nicht auf den Hals zu ziehn. Unter vier Augen mit dem Könige war sie aufgeräumt, lustig, ausgelassen; in Gesellschaft nahm sie den sittsamsten, zurückhaltendsten, kurz, den Hofton, an. Sie bezeigte jedermann, und vorzüglich dem Frauenzimmer, die größte Höflichkeit und Leutseligkeit. Der König bewies ihr die größte Anhänglichkeit, sie war aber doch nicht außer Furcht, entlassen zu werden.

Der Herzog von Choiseul hatte nicht allein allen ärgerlichen Geschichten ihres bisherigen Lebenslaufs nachspüren lassen, und sie zum Gegenstand der Tageserzählungen und schmutziger Gassenhauer gemacht; sondern sie wußte auch, daß er und seine Schwester sich täglich mehr und mehr bey der königlichen Familie einschmeichelten, welche sie immer mehr gegen die Gräfin aufhetzten. Dies machte sie unruhig, und voll Zorn brach sie einst in die Worte aus: „Die Geduld reißt mir bey allen diesen Geschichten; und was kann das Schlimmste „seyn, das mir begegnet? Verläßt mich der König, „so verlaß ich den Hof, der mich ohnedies an„stinkt, und an dem, was er mir schon gegeben „hat, nebst dem Gnadengehalt, welches man mir „doch nothwendig geben muß, werde ich immer ge„nug haben, um mich in der Welt sehn zu lassen, „und ein eben so glückliches als angenehmes Leben „zu führen. Hohl der Teufel die Politik und die „Etikette!“

„Nein, liebe Schwester! rief ihr Schwager du „Barry: Sie erschrecken mich; Sie kennen den „Hof noch nicht. Sie können auf Lebenszeit in „ein Kloster gesperrt, und ihnen verboten werden,

„irgend jemanden zu sehn und zu sprechen. Dabey „können Sie Sich noch glücklich schätzen, wenn „man Sie nicht mit Gift aus dem Wege räumt."

Die Gräfin entschloß sich also, gegen die Kabalen ihrer Gegner Stand zu halten, und Choiseul unterlag. Da sie sich denselben nicht hatte zum Freunde machen können, so arbeitete sie in geheim an seinem Fall. Sie genoß dabey den Beystand zwo gleich niederträchtiger Seelen, des Kanzlers **Maupeou**, und des Herzogs von Aiguillon. Dieser wußte sich bey dem schönen Geschlechte beliebt zu machen, und machte dieses Talent bey der Gräfin so nachdrücklich geltend, daß der Kanzler, welcher ihn stürzen wollte, nicht allein nichts ausrichtete, sondern der Herzog auch, auf Vorsprache der Gräfin, das Kommando über die Dragonergarde davon trug.

Bey dem Tode des bisherigen Kommandeurs, Herzogs von Chaulnes, hatte der Herzog von Choiseul diesen Posten für seinem Verwandten, den Vicomte de Choiseul, erbeten. Als die Gräfin den Posten für dem Herzog von Aiguillon fordert, erklärkt ihr der König, daß der Herzog Minister schon sein Wort hat. „Schön! ruft die Gräfin: „das ist eine Ursach mehr, meine Bitte zu gewäh„ren, damit er für seinen Groll, und seine Bos„heit gegen mich, etwas gestraft werde." Der König lächelt und willigt ein.

Alle Mühe, welche die Anhänger des Herzogs von Choiseul anwandten, der Gräfin ein Bein unterzuschlagen, war vergebens, und man wollte also nun einen Versuch machen, dieselbe durch den Weg der Unterhandlung zu gewinnen. Die Herzozin von Grammont war von ihren Reisen zurück gekommen. Man führte derselben zu Gemüthe, daß sie sich durch ihren Stolz die Feindschaft der Gräfin zugezogen hätte. Man gab ihr zu verstehn,

daß

daß sie ihrem Betragen etwas Demuth beymischen müßte, wenn sie die Sultane aus dem königlichen Bette verdrängen wollte. Ihr Bruder, der Herzog von Choiseul, war nicht mehr recht sattelfest, und fürchtete mehr als jemals, herausgeworfen zu werden. Seine ganze Staatskunst wollte nicht anschlagen. Er schmälte mit seiner Schwester, und diese bequemte sich, auf einen Augenblick der Vernunft Gehör zu geben.

Man fing Unterhandlungen an, und wählte zum Unterhändler den Herzog von Noailles. Dieser hatte nicht das Herz, mündlich zu unterhandeln. Er wußte wohl, daß die Gräfin ihrer Gewohnheit nach, ihm ein Paar Flüche, und kräftige Zoten in den Bart werfen würde. Er schickte also ein Schreiben an die Gräfin ab, welche ihm, durch denselben Ueberbringer ihre Meynung zurück schrieb. Wir glauben unsern Lesern einen Gefallen zu thun, wenn wir ihnen diese beyde Urkunden mittheilen.

„Madam!“

„Ich habe einen Auftrag von der Frau Herzo„gin von Grammont an Sie auszurichten, wel„chem ich mit Vergnügen unterziehe, weil ich da„durch Gelegenheit bekomme, mich einen Augen„blick mit der Gottheit zu unterhalten, welche das „Vergnügen des Hofes ausmacht. Dieser Dame „thut es unbeschreiblich weh, bey Ihnen nicht in „Gunst zu stehn. Sie weis gar nicht, woraus „sie den Kaltsinn erklären soll, welcher immer zwi„schen ihr und Ihnen zu herrschen geschienen hat. „Sie achtet Sie persönlich hoch, und da sie von „ihren Reisen zurückgekommen ist, so wünscht sie „aufs angelegentlichste, daß der Friede zwischen „Ihnen beyden hergestellt werden mögte. Zu dem „Ende hat sie mich zum Mittler gewählt. Darf

„ich

„ich hoffen glücklich zu seyn? Ich sage Ihnen für „meine Person, daß sie untröstlich ist, Ihnen „bey einigen Gelegenheiten Anlaß zum Mißfallen „gegeben zu haben; aber ihr Geständniß, und „der Schritt, den sie thut, müssen ihr Verzei- „hung auswürken, vorzüglich bey Ihnen, Madame, „Deren Gütigkeit sich bey so vielen Gelegenheiten „hervorgethan hat. Ich ersuche Sie also, auf ih- „re Bitte zu achten, und mich mit einer kleinen „Antwort zu beehren."

Herzog von Noailles.

Antwort.

„Wie? mein Herr Herzog! Madame Gram- „mont weis nicht, woher die Feindschaft zwischen „ihr und mir entsteht? Hat sie ihren beleidigen- „den Stolz, ihre Verachtung, und ihre unan- „ständige Reden vergessen? Denkt sie nicht mehr „an die Gassenhauer, welche sie hat machen lassen, „theils auf den König, welcher sie mit Wohltha- „ten überhäuft hat, und theils auf mich? Hat sie „alle ihre versteckte Kniffe, ihre Intriguen, „ihre Kabale, mich bey dem Könige und der kö- „niglichen Familie schwarz zu machen, vergessen? „Wenn alle diese verhaßte Kunstgriffe aus ihrem „Gedächtnisse weggelöscht sind, so sind sie doch dem „meinigen tief eingegraben, wiewohl bloß um sie „zu verachten. Ich hege indessen keinen Groll ge- „gen dieselbe, Sie können ihr sagen, daß ich be- „reitwillig bin, gar nicht mehr an sie zu denken, „aber unter der Bedingung, daß ich sie nie zu sehn „bekomme; daß sie also nicht mehr bey Hofe er- „scheine, sondern in Paris still und ruhig lebe, „und dann verspreche ich Ihnen und ihr, sie auf „keine Weise zu belästigen. Wenn es noch ihrem

„Vermögen stände, mich zu stürzen, so bin ich „überzeugt, daß sie es nicht unterlassen würde. Ich, „großmüthiger als sie, begnüge mich damit, daß „ich sie bitte, mich mit ihrer Gleichgültigkeit zu „beehren, so wie ich ihr die meinige verwillige. „Wenn ihr das nicht ansteht, so kann sie — zum „Teufel gehn, der Schweinhund! ich bin ꝛc.“

Gräfin du Barry.

Die Unterhandlung ging nun nicht weiter. Die Ministerparthey war zwischen Thür und Angel. Der Minister suchte den Krieg mit den Engländern anzufachen, um durch dieses Mittel sich nothwendig zu machen, und seinen ganzen Einfluß wieder zu bekommen. Aber Unterhandlung, List, Staatsklugheit, alles war umsonst. Seine Herrschaft ging zu Ende. Der Tartuffe Maupeou war ihm in den Weg getreten.

Ohne uns in die schon gnug bekannten Abscheulichkeiten einzulassen, wodurch der schändliche Maupeou die Parlamenter stürzte, können wir nicht umhin, das Schreiben desselben an die Gräfin, welche er aus niederträchtiger Schmeicheley, seine Cousine nannte, öffentlich bekannt zu machen. Hier ist es.

„Sie haben eben so viel Einfluß auf die Geschäfte des Staats, als wenn Sie die Zügel desselben in Hände hätten. Da wir also ein gemeinschaftliches Interesse haben, so müssen wir auch „überaus einig seyn, und nichts vornehmen, als „zum allgemeinen Besten, worin wir als gute Unterthanen,*) auch das unsrige finden.**) Sie „wissen, daß ich das Parlament artig gegeißelt, „und demselben empfohlen habe, künftig vorsichti-

„ger

*) Der Heuchler!

**) Der Schurke!

„ger zu seyn; aber dieses hochfahrende gebieteri-
„sche Kollegium, dessen Ehrgeiz so weit geht, daß
„es einen Eingriff in die Gewalt des Souverains
„thun will, wird von seinem Beschützer, dem Her-
„zoge von Choiseul, aufgehetzt, sich gegen das
„neue Gesetz des Königs (les étrivieres, die Steig-
„riemen, oder Peitsche,) aufzulehnen, da doch
„dieses Gesetz nur die Erneuerung eines ältern ist,
„welches vor mehr als hundert Jahren regi-
„strirt,*) und immer beobachtet worden ist, Da
„der Herzog von Choiseul unser gemeinschaftli-
„cher Feind, und noch mehr der Ihrige als der
„meinige ist, da für Sie keine Sicherheit ist,
„so lange derselbe in seinem Posten bleibt, da end-
„lich der günstige Augenblick gekommen ist, uns den-
„selben auf immer vom Halse zu schaffen: so müs-
„sen wir beyde uns vereinigen.

„Sie müssen nur dem Könige unaufhörlich
„vorsagen, daß der Herzog von Choiseul das Par-
„lament ingeheim aufhetzt, seine Verrichtungen
„liegen zu lassen, und sich gegen ihn zu empö-
„ren. Was Sie dem Könige auf solche Weise wer-
„den vorgebracht haben, ohne sich merken zu las-
„sen, als wenn Sie besonders darauf achteten,
„davon will ich alsdann schon demselben die stärk-
„sten Beweise vorlegen,**) und durch Urkunden,
„welche ich in Hände habe,***) ihn überzeugen,
„daß die Herzogin von Grammont unter dem
„Vor-

*) Frankreich würde seinem Kanzler sehr verbunden ge-
wesen seyn, wenn er dieses Gesetz namhaft gemacht hätte.
Wäre nur ein solches Gesetz aufzufinden gewesen, er
würde nicht unterlassen haben, es mit Pauken und
Trompeten bekannt machen zu lassen.

**) Die schwächsten Beweise würden schon hingereicht
haben. Aber wo sind sie?

***) Wo sind die Urkunden? Wer hat sie jemals ge-
sehn?

„Vorwande, für ihr Vergnügen zu reisen, nichts „anders gethan hat, als die andern Parlamenter „aufzuwiegeln, um dieselben gegen seine Befehle „aufsätzig zu machen. Der Herzog von Aiguillon „endlich wird dem Könige mit Geschicklichkeit vor„bringen, daß der Herzog von Choiseul, um sei„nen ganzen Kredit aufrecht zu erhalten, auf krum„men Wegen den Krieg anzublasen sucht,*) ob er „sich gleich sehr emsig das Ansehn giebt, als wenn „er in die friedfertigen Absichten Seiner Majestät „einstimmt."

„Dies ist mehr als hinreichend, diesen ehrgei„zigen Minister bey unserm Monarchen schwarz zu „machen, welcher denselben schon nicht mehr liebt, „sich aber, so zu sagen, wider Willen an ihn ge„wöhnt hat, weil er denselben fürchtet, und für „nothwendig ansieht. Dies ist also der Weg, „welchen wir einschlagen müssen."

„Ihr neulicher witziger Scherz über den Her„zog von Choiseul **) hat mich entzückt. Derglei„chen Spaß pflegt einzudringen, und man muß so „viel Verstand haben, als Sie, um so zu gelegner „Zeit dergleichen anzubringen. Es ist nicht nöthig, „Ihnen bey unserm Vorhaben Verschwiegenheit „zu empfehlen; es liegt Ihnen so viel daran als „mir, alles geheim zu halten."

Dem Kanzler kam nun hierbey noch der Herzog von Aiguillon zu Hülfe, welcher eben so sehr, und noch mehr bey dem Falle des Ministers interessirt war. Der Marschall von Richelieu, naher Verwandter des Exkommandanten von Bretagne, und ein eben so ehrlicher Mann, trug alles bey,

*) Diese Beschuldigung mag wohl eher Grund haben.

**) S. Geschichte des Privatlebens Ludewig des XV. rc. Th. IV. S. 190. Uebers.

bey, was seine Kräfte vermogten. Wer konnte einem solchen Triumvirat widerstehn?

Der König ward ordentlich in die Enge getrieben. Man behauptet, daß er schon zween Kabinetsbefehle zur Verabschiedung seines Ministers verbrannt hatte, und daß er in der Nacht des Tages, an welchem er den Herzog von Choiseul verbannte, dreymal aus dem Bett' aufgestanden war. Endlich mußt er nachgeben, und überlieferte selbst die beyden fatalen Verbannungsbefehle für die Herzoge von Choiseul und von Praslin in die Hände seiner Maitresse, welche nichts angelegners hatte, als solche den Augenblick an die beyden gefallenen Minister abgeben zu lassen. Dies Amt verrichtete der Graf von Saint=Florentin, welcher für seine gute und ehrliche Dienste in Bretagne, Herzog de la Vrilliere geworden war.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Der Fall des Herzogs von Choiseul war ein wahrer Trinmph. Nie verließ ein Günstling seinen Posten mit mehrerem Ruhm. Der Prinz von Conti sogar, welcher sein Feind war, hatte Großmuth genug, zu seiner Maitresse, der Frau von Boufleurs zu sagen, als sie sich über den Fall des Ministers freute: „Sie haben Recht, Madame, „daß Sie so denken, wie die wenigsten; es werden „ihrer ohngefehr zehn Personen in Paris seyn, „welche Verstand genug haben, richtiger zu urthei„len, als ganz Frankreich.“

Der Herzog von Choiseul war seit einiger Zeit der Abgott der Großen, und selbst des großen Haufens geworden. Man kann leicht denken, daß sein Fall den Verfolgern desselben beißende Satiren

zuzog. Zur Probe mag folgender Auszug aus den geheimen Neuigkeiten genug seyn.

„Es sind beträchtliche Wetten gelegt worden, „daß in sechs Monaten keine Spur mehr von den „Verwandten, Kreaturen und Freunden des Her„zogs von Choiseul weder zu Versailles, noch in „wichtigen Aemtern, vorhanden seyn wird. Der „Kanzler hat schon den Herzog von Gontaut, den „Baron von Breteuil,*) den Baron von Bezen„val, den Neapolitanischen Gesandten, den Bi„schof von Orleans**) u. s. w. gestürzt, woraus „sich mit Wahrscheinlichkeit schliessen läßt, daß noch meh-

*) Der Baron von Breteuil war eine Kreatur der Herren von Choiseul, und ein Mann von überaus großem Verdienst in Staatsunterhandlungen. Man fürchtete sich aber, daß er die Kayserinkönigin dahin bringen mögte, sich des Herzogs von Choiseul schriftlich mit Nachdruck anzunehmen. Die du Barrys mußten durchaus an dem Wiener Hofe einen Menschen haben, der ihnen ergeben war, und deshalb gab man dem Prinzen Ludewig den Vorzug, unter dessen Augen, so zu sagen, die Theilung von Pohlen vor sich ging, ohne daß er darum wußte. Auch rief der König, als er die Nachricht bekam, mit Bitterkeit aus: Ach! wenn Choiseul geblieben wäre, so wäre das nicht geschehn! Er verfiel aber bald wieder in seine gewöhnliche Fühllosigkeit, und dachte nicht weiter an diese Begebenheit.

**) Herr von Jarente. Dieser Prälat hatte die Prinzessin Adelheit beredet, dem Könige einen Fußfall zu thun, und um die Zurückberufung des Minister zu bitten. Der König

„mehrere fallen werden, welche also klüglich han-
„deln würden, wenn sie dem Falle selbst zuvor-
„kämen.“

„Die Bande, welche jetzt die Regierung führt,
„würde binnen den nächsten sechs Monaten in die
„Luft gesprengt werden, wenn der König nicht von
„einem ganz neuen Hofe umgeben wäre, an dessen
„Ehrlichkeit man nicht zweifeln darf, weil der Kanz-
„ler und die schöne Gräfin denselben ausgesucht ha-
„ben. Diese haben dem Könige, ohne daß dersel-
„be das Geringste davon weis, eine neue Garde-
„kompagnie zugelegt, welche den Namen der **Man-**
„**telträger** *) führt. Die Verrichtung dieser neuen
„Garde besteht darin, alle rechtschaffene Leute vom
„Hofe entfernt zu halten.“

„Alle Sekretäre der französischen Gesandten an
„auswärtigen Höfen, welche Kreaturen des Her-
„zogs von Choiseul sind, haben auf Befehl des
„Kanzlers, mit dem Briefwechsel ihrer Principa-
„len, inkognito nach Versailles kommen müssen.
„Man versichert, daß es am französischen Hofe
„Leute giebt, welche besser verstehn, einen verwe-
„genen Spitzbubenstreich auszuführen, als die in
„dem Walde bey Senar.“

„Der

nig bestand darauf, zu wissen, wer sie geschickt hätte? Die Prinzessin gestand's, und eine halbe Stunde nachher erhielt der Prälat eine gesiegelte Kabinetsordre, worin ihm nur vier und zwanzig Stunden gegeben wurden, seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen.

*) Mantelträger (Officiers Gardes-Manteaux) nannte man diejenigen, welche die aus dem Hirschgarten abgedankten Mädgen heyratheten.

„Der Abbé de la Ville, und alle Ausferti„gungssekretäre des Departements des Herzogs von „Choiseul haben denselben, seit seiner Verbannung „mehr als einmal besuchen müssen, um lesen zu „lernen.“ *)

„Der Herzog von Choiseul soll zu Chanteloup „noch keinen Augenblick lange Weile gehabt haben, „weil seine gute Freunde ihm durch ihre dumme „Streiche so viel zu lachen geben.“ u. s. w.

Man glaubte damals, daß der Fall der Choiseuls dadurch beschleunigt worden, daß fast alle Tage satirische und drohende Schriften unter dem Tellertuche des Königs lagen, ohne daß man wußte, wie dieselben dahin kamen. Man nahm verschiedene Personen in Verhaft, und legte dieselben in Fesseln, ohne das Geringste entdecken zu können. Diese Art von Gegenvorstellungen beunruhigte den König mehr, als die Gegenvorstellungen seiner Parlamenter.

Eines Tages fand man eine auf beyden Seiten beschriebene Karte, welche am Ende folgende nachdrückliche und ausserordentliche Drohung **) enthielt:

*) Der Herzog von Choiseul hatte zu den wichtigen Angelegenheiten eine Schrift in Ziffern, welche niemand kannte, als er allein.

**) Diese Anekdote ist sehr wahr, und veranlaßte einen bekannten Streit zwischen dem Kanzler und dem Polizeylieutenant. Der Kanzler warf nehmlich dem Herrn von Sartine vor, daß er den Pflichten seines Amtes nicht Gnüge leistete, weil er nicht wüßte, wer die Schriften unter des Königs Tellertuch legte, worauf dieser antwortete: „Wenn ich die „Pflichten meines Amtes nicht beobachtete, „so

hielt: „Wenn der König sich nicht vorsieht, was „er thut, so wird man ihn nach Saint-Lazare, „und seine Maitresse ins Hospital schicken.“ Der Polizeylieutenant gab sich alle ersinnliche Mühe, den Urheber davon zu entdecken, aber vergebens.

Sobald sich der Kanzler Meister vom Kampfplatze sahe, beschäftigte er sich bloß mit seinem gemachten Zerstörungsplan. Blitz auf Blitz fuhr aus seinen Händen, um die Gerichthöfe bis zu den äußersten Gränzen des Königreichs in Staub und Asche zu verwandeln. Er gab dem Könige zu verstehn, daß dieses der rechte Zeitpunkt wäre, seine Krone aus der Parlamentsregistratur zu retten, und sein Ansehn, seine Ruhe, und seine Glückseligkeit auf immer zu sichern. Er müßte nur Stand halten, seine Gerechtigkeit in ihrer ganzen Strenge zeigen, und im Nothfall einige Köpfe der unbiegsamsten Widersprecher springen lassen. Kurz! diesem Maupeou fehlte nur ein Joseph,*) um

„so würde ich nicht wissen, daß Sie vor zween „Tagen mit drey verkleideten Jesuiten Abendbrod gespeist haben, daß zween von diesen „drey Jesuiten gestern früh bey Ihnen gewesen sind, und daß ein vierter, der vorher noch „nicht zum Vorschein gekommen war, heute „da gewesen ist.“ Der Kanzler schwieg, und bat den Polizeylieutenant, nichts von der Sache zu sagen.

*) Dieser verwegne und ehrgeizige Kapuziner ist der Urheber eines abscheulichen Projekts, wodurch ein Bürger seiner Freyheit, ein Sohn seines Vaters, eine Gattin ihres Mannes, beraubt wird. Dieser Elende gab dem Kardinal Richelieu, dessen Günstling er war, das

um eben so weit zu gehn, als Richelieu. *)

Der

das grausame Gewehr in die Hand, wovon zu unsern Zeiten, der nichtswürdige Herzog de la Vrilliere Gebrauch gemacht hat. Dieser vergiftete Dolch heißt in gemilderter Sprache: Lettre de cachet. (gesiegelte Kabinetsordre.)

*) Dieser Kardinal hatte zu Bagneux ein Haus, welches den Namen les Oubliettes (das Haus der Vergessenheit) beybehalten hat, und welches vor eben zwanzig Jahren, der Generalpächter Thoingrd in der Hofnung kaufte, daß er bey genauer Nachsuchung noch etwas finden würden, welches ihm die Kaufgelder ersetzte. Er fand auch würklich einen Brunnen, dessen Oefnung verschlossen war, und in demselben mehr als vierzig Menschengerippe mit den Ueberbleibseln, ihrer Kleidungen, Uhren, Juwelen, Geld, u. s. w. Der Kardinal, welcher gewohnt war, alles seinem Ehrgeiz aufzuopfern, schafte sich die Leute, welche er nicht öffentlich angreifen durfte, oder konnte, unter den größten Liebkosungen und Freundschaftsbezeigungen vom Halse. Die letzte Probe war alsdann, daß er sie durch eine geheime Treppe aus seinem Zimmer entließ, in deren Mitte eine Fallthüre angebracht war, welche der menschenfreundliche Minister mit eigner Hand losließ. Der Unglückliche fiel alsdann in einem Brunnen, welcher wenigstens hundert Fuß tief war. Den ersten Versuch machte er mit denen, welche den Brunnen gegraben hatten. Welch ein herrliches

Der Umsturz aller Gerichtshöfe, dessen Beschreibung wir als bekannt übergehn, erzeugte in einem der leichtsinnigsten Völker hundert Satiren, aber nicht einen einzigen Rächer. Ein Paar solcher satirischen Einfälle wollen wir doch hier aufbewahren.

* *
*

La Cour Roïale eſt accouchée
De ſix petits Parlamentaux
Tous composés de Maqueraux:
Le Diable emporte la couvée!

(Der königliche Hof ist von sechs kleinen Parlamenterchen entbunden, welche aus lauter Kupplern bestehn. Hohl der Teufel das ganze Gebrüte!

* *
*

„Die französische Akademie hat eine goldene „Medaille von zwölfhundert Livern, zum ausserordentlichem Preiß der Beredsamkeit, für denjenigen ausgesetzt, welcher den Beweis führen kann, „daß der Kanzler ein ehrlicher Mann, Madame „du Barry ein rechtschaffenes Weib, und der Herzog d'Aiguillon unschuldig ist, der Herzog de „la Vrilliere aber den Galgen nicht verdient. — „Wenn die Verfasser nicht wagen wollen, sich zu „nennen, so soll der Preis an die Addresse abgegeben werden, welche sie anzeigen."

liches Hülfsmittel für dem Herrn Kanzler von Maupeou, wenn er Muth genug gehabt hätte, von solcher Treppe, von solcher Fallthüre, und von solchen Brunnen Gebrauch zu machen!

* *
*

„Man hat die Zahl der Lustschlösser unsers „Königs aufgenommen. Wenn man Versailles, „die Bastille, Vincennes, Bicetre, Marly, die „Inseln Sainte Marguerite, Compiegne, Saint „Lazare, Fontainebleau, Saint Yon, Choisy, „Saint Michel, La Muette, Sainte Venant, Ar- „mentieres, Pontoison, u. s. w. mitrechnet, so „sind deren an neunhundert, ohne die Klöster mit- „zurechnen, welche zur Niederlage für die kleine „Lustbarkeiten der Minister dienen. In sehr vie- „len derselben findet man einen beträchtlichen Vor- „rath verkaufter oder hingeopferter Personen.“

* *
*

„Der Henker von Paris ist nach Bicetre gesetzt worden, weil er seine Dienste einem nichtswürdi- gen Mitgliede des sogenannten neuen Parlaments, unter dem Vorwande versagt hat, er könne keine Untreue an dem alten Kollegio begehn, ohne seine Ehre zu verletzen. Die Richter sollen über sein zartes Gefühl für die Ehre gelacht haben, an- statt daß sie sich hätten schämen sollen. Die Ge- schichte indessen ist wahr, und hat das Sprichwort wieder in Gang gebracht: Ehrlich, wie der Henker.“

Die bekannten satirischen Schriften: der Brief- wechsel, und der Burgrichter, (le Maire du Palais,) waren schon vergessen, als die Vorstel- lungen der Parlamentskanzley (la Basoche) die allgemeine Aufmerksamkeit wieder aufweckten. Man ließ darin die Basoche, nach einem Stillschweigen von drey Jahrhunderten ihren Mund aufthun, und stärker sprechen, als irgend jemand gethan hatte.

Das große Parlament von Trevoux schämte sich über den edlen Schritt, welchen die Basoche

gethan hatte, und wollte seine Würde nicht verläugnen. Es schrieb also an den König. Beyde Stücke sind des Aufbehaltens wehrt, und wir liefern hier dieselben Wort für Wort.

Gegenvorstellungen der Basoche.

Sire!

Die Basoche stand ehedem unter einem Könige, und flehte Dero Vorfahren unmittelbar um Gerechtigkeit an. Als man aber die Vorrechte derselben mit neidischen Augen ansah, veränderte der aufkeimde Despotismus den Zustand derselben, und das Haupt der Basoche mußte sich gefallen lassen, mit dem Namen eines Kanzlers zufrieden zu seyn.

Bey seiner Herabsetzung ließ man ihm das Recht, sich einen königlichen Kanzler zu nennen; seine Verrichtung ward aber bloß darauf eingeschränkt, daß er den weltlichen Gerichtsschreibern Ihres Königreichs vorstand.

Als Kanzler Eurer Majestät macht er von dem glücklichen Vorrecht Gebrauch, Ihnen Gegenvorstellungen zu machen. Lassen Sie Sich das Wort Gegenvorstellungen nicht im Voraus widerwillig machen.

Ihr Reichskanzler hat Ihnen ein Verhärtungssistem beybringen können, gegen die Vorstellungen Ihrer Parlamentgerichtshöfe, Ihrer Steuerkammer, Ihrer Rechenkammer, gegen die Protestationen der Prinzen und Paire, und gegen das Klaggeschrey der ganzen Nation.

Denn sein Bestreben geht wesentlich dahin, daß Sie nichts wissen, nicht anders als durch ihn sprechen, nicht anders als mit seinen Augen sehen sollen, damit er Sie betrüge, und die Rechte und den Zustand der Nation vernichte.

Es wer also der Basoche vorbehalten, zu dem Fuß Ihres Throns hindurchzudringen, und sich von dem Souverain Gehör zu verschaffen.

Hören Sie die Wahrheit, Sire! damit Ihre Basoche in ihre Jahrbücher einzeichnen könne, daß es einen König gegeben, der durch sie die Wahrheit erfahren hat. Sie kann Ihnen unmöglich verdächtig seyn, da diejenigen, welche sie Ihnen sagen, weder ein besonderes Interesse dabey haben, noch von persönlicher Rachsucht getrieben werden.

Sie sint unter einem wohlthätigen Gestirn gebohren, Sire! und haben den Eindruck desselben empfangen.

Schon in der Wiege waren Sie von denen verlassen, welche Ihnen das Leben gegeben hatten, und Ihre Erziehung ward dem Kardinal von Fleury anvertraut, welcher bloß gesucht hat, Premierminister zu werden.

Daß er Ihnen nicht die geringste Kenntniß Ihres Reichs, und Ihres Volks beygebracht hat, ist ein Verbrechen, welches seinem Andenken zum Vorwurf gereicht.

Ihre Vermählung, Sire! hatte einen politischen Endzweck, und zwang Sie, auf Abwege zu gerathen. Frankreich sah es und erröthete darüber. Ihr königliches Versprechen zu Metz erwarb Ihnen wieder Zutrauen. Sie wurden damals dem Leben und den Wünschen der Nation wiedergeschenkt, welche Ihnen den Namen der Vielgeliebte beylegte. Sie trugen diesen Namen, Sire! und Sie waren der erste, welcher denselben verdient hatte.

Das Zutrauen, welches Sie auf einen General*) setzten, gab Frankreich seinen Glanz wieder, welchen die letzten Jahre Ihres Aeltervaters getrübt hatten.

Dieser

*) Den Marschal de Saxe.

Dieser General starb als ein Opfer des Neides; Sie haben ihn bedauert. Was für ein Abfall! Sie schenkten Ihr Vertrauen einem Weibsbilde, *) welchem nichts zu wünschen übrig blieb, als der Titel einer Königin.

Diese Frau wird Ihr Hauptminister in allen Fächern. Die ersten Arbeiten derselben bewürken die Verbannung ihrer andern Minister. Es gehört in den Plan derselben, den Ruhm Ihres Königreichs zu verdunkeln; sie ist Schuld daran, daß Schlachten verloren, und Flotten eingebüßt werden. Ihre Besitzungen jenseit dem Meere haben die Würkungen von der Habsucht derselben empfunden.

England berühmt sich nunmehr, den Angriff derselben erkauft zu haben. Es brauchte Leute, welche in seine Absichten einstimmten. Richelieu ist für Hannover, Lally für Indien, und Conflans für das Seewesen, bestimmt. Broglio tritt in die Fußtapfen des Prinzen, **) welcher dem d'Estrees geholfen hatte. Aber das hieß schon zu viel für die Nation gethan; man theilt seine Gewalt, und setzt ihm den Soubise an die Seite, um seine Anschläge zu vereiteln, und die ganze Geschichte endigt sich mit einem auf immer schimpflichen Frieden, welcher zu eben der Zeit geschlossen ward, als man Ihnen eine Statüe errichtete.

Die Plackerey in Canada ist bewiesen. Die zur Beurtheilung derselben niedergesetzte Kommission findet kein Verbrechen, und das Ganze läuft auf eine Entschädigung hinaus.

Gegen den Abbé d'Hauteville wird keine Untersuchung angestellt, weil sein Gold ihm Mittel ver-

*) Die Markisin de Pompadour.

**) Der Graf von Clermont, Prinz vom Geblüt.

verschaft hat, seine Rechnungen zu rechtfertigen. Aber zehn bis zwölf Millionen, welche derselbe gestohlen hat, dienen ihm dazu, den Großen Ihres Reichs eine Maitresse streitig zu machen.

Indessen stirbt die Pompadour mit dem Patent einer Herzogin, welches auf den Titel einer Markisin gefolgt ist; und stirbt, bloß aus Eigensin, als die Ehefrau eines von Ihren Finanzpächtern.

Sie stirbt zu früh für ihren getreuen Lally. Dieser kömmt aus Indien zurück; die ganze Nation schreyt über ihn; er wird den Gerichten übergeben, verurtheilt, und sein Kopf wird das Lösegeld für seine Verrätherey.

Ein Garde-du-Corps,*) der Sohn eines Wollkämmers, welchen sein rüstiges Betragen bey den Weiblein des Hofes unentgeldlich zum Rang eines Generallieutenants erhoben, nimmt sich heraus, gegen die Regierung des Delfinats zu wüten. Das Parlament verfolgte ihn auf das grausamste; er hatte keinen Einfluß mehr am Hofe, und ward, sobald er todt war, vergessen.

Der Herzog Fitz-James will zu Toulouse in die Fußtapfen desselben treten, und Sie haben ihn der Strafe dadurch entzogen, daß Sie ihm das Kommando dieser Provinz abgenommen haben.

D'Aiguillon, um sich für die Gunstbezeigungen seines Herrn erkenntlich zu beweisen, häuft in Bretagne, unter dem Namen desselben, Plackereyen auf Plackereyen. Um Ihnen, Sire! eine Zerstreuung zu verschaffen, warben die Oheime desselben unterdessen Maitressen für Sie.

La Chalotais, welcher Ihren Meuchelmördern die Larve abzog, ward des Ministers Feind. Man setzt eine Kommission nieder, welche denselben verur-

*) Du Mesnil.

vertheilen soll, weil er gegen die Jesuiterbrut geschrieen hat. Der Minister vereinigt seinen Haß mit der Rachgier eines d'Aiguillon. Calonne und le Noir, zween elende Schuhputzer, werden die Werkzeuge ihre Leidenschaft.

Der ehemals frömmelnde Laverdy will Ihnen die Früchte seiner Plackerey zuwenden. Seine Galle wird rege, und erregt auch die Galle der Bretagner, um dieselben zu täuschen.

Schreibmeister *) werden, unter Begleitung einer Policeywacht, von Paris nach Bretagne gebracht. Man legt denselben einen untergeschobenen Brief vor, den sie, auf Ew. Maj. Befehl, Ihrem Generalprokurator aufbürden müssen. Die Gewissen werden zum Schweigen gebracht. Zweytausend vierhundert Livern sind der Preis des Bluts, und keines dieser feilen Geschöpfe schämt sich, dem Judas nachzuahmen.

Sie haben es dem Choiseul zu danken, daß das Todesurtheil widerrufen ist, welches Saint-Florentin erschlichen hatte. Aber warum entziehn Sie der Gerechtigkeit den Kopf des d'Aiguillon, welcher, den Untersuchungsakten zufolge, fallen mußte?

Damals that Ihr Parlament seine Schuldigkeit. Die Nation bewunderte dasselbe; aber sein Stillschweigen zu dem Getreydeverbot, und seine Breitwilligkeit, in die Auflagen zu willigen, kann sie demselben nicht vergeben.

Den Befehlen Ihrer Minister zu widerstehn ist ein Staatsverbrechen. Es entsteht ein Triumvirat, und die Vernichtung Ihres Parlaments wird beschlossen. Richelieu nimmt die Maitresse auf

*) Guillaume, d'Autrep, u. a. m. Schreibmeister zu Paris.

auf sich, la Vrilliere die Verhaftsbefehle, und Maupeou die Verläumdung.

Ein Mädgen,*) dessen Name schon in den Policeylisten verzeichnet steht, und welches in den Wirtshäusern von Paris seine erste Proben abgelegt hat, wird in einem Augenblick das Vergnügen Ihres Hofes, wird mit dem Titel einer Gräfin ausgerüstet; Ihr Kanzler verfertigt dem Mädgen einen Stammbaum, auf welchen sich der Stamm Maupeou eingeimpft befindet.

Ew. Majestät fingen bey dem Adel an, liessen Sich nachher zum Bürgerstande herab, und endigen nun bey dem niedrigsten Pöbel. Man hält es einen Fürsten für wesentlich nothwendig, alle Stände zu kennen.

Die Dirne von Paris ist nun Ew. Majestät Abgott geworden, und reißt Dero Regierung an sich. Daher rührt die Verbannung eines Choiseul zur Schande Frankreichs, für dessen Ruhm er arbeitete. Ha! Sire, Sie haben unn keinen Minister mehr, der Ihnen die Wahrheit sagt. Sie unterschreiben ein Edikt, welches Ihnen den Beynamen der Vielgeliebte raubt. Sie kündigen den Despotismus an; laut rufen Sie ihn aus, und Ihre freygebohrne Unterthatenen werden nun Ihre Sklaven.

Man hat Ew. Majestät vielleicht im Linguet lesen lassen, daß es dem Volke vortheilhaft ist, in der Sklaverey zu leben; aber es war auch nur für den Sachwalter eines d'Aiguillon aufgespart, ein so abscheuliches Paradoxon niederzuschreiben.

Es giebt nun kein sicheres Eigenthum mehr. Die Aufhebung Ihres Parlaments ist die erste Handlung des Despotismus.

Ihre

*) Die Gräfin du Barry.

Ihre Steuerkammer spricht gegen die Plackereyen; sie wird abgedankt. Ihre Prinzen schreiben dagegen, und erhalten keine Antwort. Ihre Paire thun dasselbe, und fallen in Ungnade.

Ew. Majestät sind von Geburt ein Unterthan, und ein Bürger. Das Erbschaftsrecht hat Sie zum Thron gerufen, aber die Nation ist es, welche dasselbe vestgesetzt und geheiligt hat. Geben Sie doch der Nation ihre Rechte wieder; legen Sie Ihrem Kanzler Stillschweigen auf, und geben Sie den Versicherungen desselben kein Gehör. Lassen Sie Ihre Prinzen und Paire vor Sich kommen; und setzen Sie das Parlament in den Stand, sich hören zu lassen. Erinnern Sie Sich des Eydes, welchen Sie bey Ihrer Salbung geleistet haben, und erscheinen Sie nicht vor der Welt, als ein Meineydiger.

Sie sind Monarch, und müssen nur durch die Gesetze regieren; sonst ist es der Weg zur Tiranney. Leben Sie für Ihr Volk, und rächen Sie dasselbe wegen der Beschimpfung, die man Ihrem Namen angethan hat.

Ihr Aeltervater ward am Ende seiner Laufbahn durch eine Bulle verführt. Was für Unheil ist nicht dadurch gestiftet worden! Jetzt wird Frankreich durch ein Edikt, welches man Ihnen zur Last legt, untröstlich gemacht. Ihr Volk ist ohne Gesetze, ohne Minister, ohne Gerechtigkeitspflege, und ohne Brod. — Das hat Ihr Kanzler gethan.

Glauben Sie demselben nicht, Sire! Er sagt Ihnen, und wird Ihnen immer vorsagen, daß er nur daran arbeitet, die Gerechtigkeit schnell, und ohne Kosten, handhaben zu lassen. Aber mußte er, um die Gerechtigkeitspflege zu verbessern, die Diener derselben vertilgen? Es giebt Misbräuche bey der Ausübung der Gerechtigkeit, aber geben sie nur

den

den Gesetzen ihre Kraft wieder, so werden jene aufhören, und Frankreich wird Sie segnen.

Andre Länder rühmen sich, Fürsten zu haben, welche über die Vollziehung der Gesetze wachen. Was hat Frankreich gesündigt, daß es seine Gesetze verletzt, und von der Willkühr des Souverains verdrängt sieht?

Die Natur war es nicht, welche Sie zum Monarchen machte; der Zufall der Geburt hat Sie dazu gemacht.

Jagen Sie Miethlinge weg, welche sich eingedrängt haben; geben Sie nicht zu, daß die Göttin der Gerechtigkeit diejenigen vor Augen sehn muß, welche Sie schänden, und das Bette derselben, so wie Ihre Lilien, entehren.

Es ist kaum ein einziger darunter, der nicht das Siegel der Verwerfung an der Stirn trägt. Berthier, welchem sein Stand zur Hartherzigkeit gewöhnt hat, hat nichts vor sich, als seine Unwissenheit und Unmenschlichkeit.

Nicolai, welchem der Kriegsdienst nicht glückte, sah die Anwartschaft auf seines Vaters Posten auf seinen jüngern Bruder übergehn. Jetzt sitzt er im Perlamente, und dies sind Lehrjahre, die er aussteht, um erster Präsident der Rechenkammer zu werden. Die seinem Bruder gegebene Anwartschaft ist nun bloß eine Schimäre; denn ihm hat Ihr Kanzler die Stelle versprochen, und Ihr Edikt ist ihm Bürge dafür.

La Briffe, dessen Verstand eben so widrig ist, als seine Figur, hat seinen Nacken gebogen, und ist aufgenommen worden.

Was Ihren neuen Prokurator, den kleinen Joly, betrift, so ist derselbe, man mag ihn betrachten von welcher Seite man will, nichts als ein Inbe=

Inbegriff aller Laster; wenn er dabey nur noch ein geschickter Mann wäre!

Die Basoche behält es sich vor, Ew. Majestät die übrigen Gestirne kennen zu lehren, welche Ihrem neuen Gerichtshofe vorleuchten.

Und das sind doch die Leute, Sire! welchen Sie das Schicksal der Bürger anvertrauen. Ist es ein Wunder, wenn dieselben verhöhnt werden? wenn man diesen Senat, dieses herrliche Zusammengeraffe des Kanzlers, auszischt? Was für eine Komödie? Was für ein Schauspieler? Und Sie, Sire? Sie spielen selbst eine Rolle dabey?

Titus zählte seine Tage nach seinen Wohlthaten. Weit entfernt, demselben nachzuahmen, scheinen die Ihrigen bloß auf einander zu folgen, um Unthaten zu leuchten, welche unter Ihrem Namen begangen werden. Haben Sie vergessen, daß Sie der Vater des Volks sind, und sein Rächer zugleich? Ihre Basoche appellirt mit Zuversicht von Ludewig dem Verführten, von Ludewig dem Betrognen, an Ludewig dem Vielgeliebten.

Führen Sie Ihr Glück, und das Glück Ihres Volks auf diese Epoke zurück; erkennen Sie Ihre Fehler; entreissen Sie Sich der Bezauberung. Aber es giebt keinen Fitz-James *) mehr, um Ihnen zu widerstehn, und sich dadurch die herzliche Dankbarkeit zu verdienen, welche der Tugend gebührt. Ihr Gerichtshof kennt nichts als Irreligion und Wollust mit ihrem Wesen und Gefolge; das ist sein höchstes Gut, und seine einzige Wissenschaft. Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit seufzen unter gesiegelten Kabinetsbefehlen. Die Furcht zeugt Sklaven und Meineydige. Ihre Basoche hat sich diese Verbrechen nicht vorzuwerfen. Sie

weis

*) Bischof von Soissons.

weis Schwachheiten zu verzeihen; aber nie hat sie Leidenschaft vergöttert.

Heinrich der IV. gerieth zuweilen in Irthum; aber immer kam er zur Vernunft zurück. Er wußte sich einen Minister zu wählen, und behielt denselben bey. Warum verfolgen Sie nicht den Weg, den Er Ihnen vorgezeichnet hat? Jedes französische Herz ist ein Seiner Gütigkeit geweyheter Altar. Sie gleichen Sich einander; Er durch seine wohlthätige Handlungen; Sie durch Ihr eben dazu geneigtes Herz. Eine und eben dieselbe Hand hat Sie beyde geschlagen. Er ward das Opfer seiner Furcht: Ihr Kanzler bringt Ihnen gleiche Furcht bey, und Sie verbannen ihn nicht?

La Vauguyon, dessen Verdienst darin besteht, an die heilige Jungfrau zu schreiben, dringt in Ew. Majestät, daß Sie die Jesuiten zurückberufen sollen. Maupeou, welchen der Eigennutz anlockt, unterhält den Brifwechsel. Der Erzbischof ertheilt ihren Unternehmungen den Seegen. Der Zeitpunkt ist günstig. Es giebt kein Parlament, und kein Hofgericht, (chatelet) mehr. Alles zündet dem Götzen Weyhrauch an; Ihr Edikt ist das einzige Gesetz geworden. Erkennen Sie doch, Sire! ein würklich höchst symbolisches Sistem hierinnen. Eine von demselben geschmiedete Bulle wird das einzige Kirchengesetz für Frankreich, durch Verbannung, Einkerkerung, und Absetzung der Kirchendiener. Ew. Majestät Edikt bricht sich dieselbe Bahn. Werfen Sie einen Blick auf die Anhänger desselben; Sie werden darunter den Renegaten von Auvergne *) erkennen, der keinen andern Weg weis, als den Weg zu seinem Vorzimmer, und durch seine Niederträchtigkeit das von ihm verrathene Kollegium trotzen will. Er zeigt dem Volke nichts, als die Hof-

*) Dufour de Villeneuve.

Hofnung, Ew. Majestät zu betrügen, und hernach dasselbe selbst zu täuschen, wenn er den andern Posten erhalten hat, nach welchen er lüstern ist.

Ihr Policeyverwalter,*) welcher schon einen Fuß im Conseil hat, glaubt in Ihrem Edikt den Weg zur Ministerschaft zu finden. Er legt den Grund zur Inquisition, welche Dero Parlament immer verworfen hat. Er berüstet sich mit einer spanischen Ernsthaftigkeit, und unter der Hülle geheimer Verhandlungen sucht er das Volk mit seinen Betrügereyen zu täuschen.

Ihr Kriminalist,**) zum Beyspiel, ist bloß aus Unwissenheit und Ehrgeiz, ein Verbrecher. Entschuldigen Sie denselben, Sire! Er verdient Ihre Nachsicht.

Ihr Unterprokurator***) ist die Plackerey in Person. Das sind die Diener Ihrer Gesetze; Ihre Liebe Getreue! (Féaux et amés.)

Inzwischen ist Ihr Parlament verbannt; und Ihre Steuerkammer theilt diesen Ruhm mit demselben. Der Advokat, der Prokurator, der Aktuarius, alles ist außer Dienst, alles ruft Ihre Gerechtigkeit an.

Aber ist es möglich, daß Sie dieselben aus den entlegenen kleinen Winkeln hören, wohin sie verbannt sind, und wo dieselben ihren Stand, und die Belohnung ihrer Arbeiten verloren haben? Unter einer Regierung, wo Erwerbungsfleiß schon Auflage ist, darf man sich über nichts mehr wundern.

Denken

*) De Sartine.
**) Testard du Lys.
***) Moreau.

Denken Sie nur einmal, Sire! über die Aufführung dererjenigen nach, welche Sie umgeben. Fragen Sie nur dem Herzog von Nivernois um Rath, so wird alles wieder in ein ordentliches Geleis kommen. Aber erhalten Sie Ihrer getreuen Basoche ihre Bezahlung aus Ihren Domänen, und ihren Spazirweg nach Bondy. Erlauben Sie ihr, sich desselben zu bedienen, und lassen Sie Ihr Parlament zurückkommen!

Schreiben des Parlaments von Trevoux *) an den König von Frankreich, vom 26ten April 1771.

Sire!

Wenn es je Gelegenheiten giebt, wo getreue Unterthanen sich ihrem Fürsten ganz dahingeben, und demselben alle falsche Vorurtheile von Ehre aufopfern müssen, so ist es gewiß alsdann vorzüglich nothwendig, wenn verdrießliche Umstände das Gleichgewicht seiner Macht verrücken, und seine persönliche Würde in Gefahr zu setzen scheinen. In der zweydeutigen Lage, worin Ew. Majestät sich eben jetzt gegen eine Nation befinden, welche durch die Unbesonnenheit unserer Mitbrüder aufgeschreckt und empört ist, wagen wir es, Sire! nicht allein den Schritt, welchen dieselben gethan haben, zu mißbilligen, sondern Ihnen auch die Waffen, wel-

*) Trevoux ist die Hauptstadt des Fürstenthums Dombes, und der Sitz eines Parlaments, und eines Kirchspiels. Die Jesuiten haben diese Stadt durch das Lügenwörterbuch, und durch die ränkevolle Monatsschrift berühmt gemacht, welche sie daselbst haben drucken lassen, um die Absichten ihres Ordens auszuführen.

welche wir in Händen haben, anzubieten, um jene damit zu bekämpfen, und das Eingrifsverbrechen derselben zu bestrafen.

Und welche Handlung kann wol ungerechter, welcher Schritt strafbarer seyn, als einem Volke die Augen zu öfnen, welches auf gut Türkisch, bloß hören und gehorchen soll? und welches seit der ruhmvollen Zeit, da Dero Vorfahren den Thron bestiegen, sich so willig daran gewöhnt hat, in seinem Herzen eine Gewalt zu billigen, welche Ew. Majestät Niemanden zu verdanken haben, als dem Allmächtigen, welcher Ihnen dieselbe übergeben*) hat? Kam es Parlamentern zu, welche alles was sie haben, von ihren Fürsten haben, denjenigen Stand der Bürger aufzuklären, welcher niemals über den Willen desjenigen hinaussehn muß, dem er gehorcht? Ihr Parlament von Trevoux, Sire! besteht aus ganz andern Leuten. Wir kennen unsre Pflichten, weil wir dieselben lieben, und indem wir uns über den Haß hinwegsetzen, welchem unsre Gesellschaft sich zuziehn wird, wollen wir das Geschrey des Ungehorsams, und der unnützen Gegenvorstellungen verdecken, womit Ew. Majestät seit so langer Zeit belästiget werden. Wir wollen der ganzen Nation das Beyspiel geben, und derselben die Unterwürfigkeit, welche die Unterthanen ihrem Fürsten schuldig sind, und zugleich die Liebe zeigen, wovon unsre Herzen gegen einen

Herrn

*) Es kommt ein neues Buch heraus, worin man die Könige von Frankreich zum Beweis ihrer göttlichen Einsetzung, und zur Vorzeigung des Traktats auffordert, welchen Gott der Vater mit denselben geschlossen hat. Eine naseweise Aufforderung, sagt der Verfasser dieses Briefs. Laß sie nur ankommen!

Herrn durchdrungen sind, in dessen Händen wir nichts anders seyn können und sollen, als Werkzeuge seines Willens, und seiner Macht.

Wenn der Schwung, welchen wir uns, zur Schande Ihrer Parlamentsglieder von Paris, Bourdeaux, Rennes, u. s. w., zu geben wagen, diese verirte Gerichtspersonen, welche die Rechte ihres Souverains verkennen, und die ihnen selbst zugestandne Rechte mißbrauchen wollen, nicht zu ihrer Pflicht zurückzubringen vermögte: Alsdann, Sire! würde unser Eifer in seiner ganzen Stärke ausbrechen, und wir würden selbst mit Gefahr unsers Lebens, unsern geleisteten Eyd beobachten. Das Gelübde getreu zu seyn, und zu gehorchen, ist das einzige, welches uns zu thun oblag. Dieses schreibt uns geheiligte Pflichten vor, welche wir in ihrem ganzen Umfange erfüllen wollen, und sollten auch alle Unterthanen Ew. Majestät das Joch der Unterwerfung und der Ehrfurcht abschütteln. Eine blinde Ergebung in unserm Betragen soll Ew. Majestät für die strengste Ausübung Ihrer Obergewalt Bürgschaft leisten, wenn Sie genöthigt seyn sollten, uns dazu aufzufordern.

Wir haben, wenn wir auf unsre Einsetzung zurückgehn, mit der süßesten Zufriedenheit die Entdeckung gemacht, daß alle Gerichtshöfe Ihres Königreichs nichts sind, und nichts seyn können, als eine beständige Kommission Ew. Majestät, um Dero Gewalt Ehrfurcht zu verschaffen, und Dero Befehle zu vollstrecken. Da diese Gewalt Ihr Eigenthum ist, Sire! so kann dieselbe nicht ohne Verbrechen zu einem Mittel gebraucht werden, sich von dem Grundsatze zu entfernen, woraus sie geflossen ist. Ihrem ganzen Gerichtskörper, (wovon wir ein Glied sind), kann es nicht unbekannt seyn, daß derselbe seinen Ursprung einzig

zig und allein von dem Monarchen hat, und daß seine Beständheit, und sein Glanz, Theile des königlichen Ansehns sind, welches seine Glieder damit bekleidet hat.

Da wir vor unsrer Erhebung, unmächtige Unterthanen der Monarchie waren, was hatten wir für Rechte über unsre Fürsten, als wir von denselben den Befehl empfingen, uns zu versammeln, um das unsrer Vorsorge anvertraute Volk zu richten? Welche fremde, von der ihrigen abgesonderte Gewalt, hat uns das Vorrecht ertheilen können, unsern eigenen Stiftern Pflichten vorzuschreiben, und die Fahne des Aufruhrs wehen zu lassen, wenn sie uns nicht gehorchen wollen? Ist es wahrscheinlich, daß die Könige bey Verleihung der Ausübung ihrer Gewalt, dieselbe haben beschränken oder vermindern wollen? Kann man es wagen, vorauszusetzen, daß dieselben sich des herrlichen Rechts beraubt haben, einem Unterthan, welchen sie lieben das Leben zu retten, wenn es andern Unterthanen einfällt, denselben zu verurtheilen? So ist indessen die Art von Obergewalt beschaffen, welche sich diese Untermächte anmaaßen wollten, welchen Ew. Majestät nur den schwächsten Theil Ihrer geringern Vorrechte übertragen haben, ohne durch Dero Gütigkeit den erhabenen Privilegien Eintrag zu thun, welche Sie von Ihren Vorfahren empfangen haben, und Ihren Kindern aufbewahren müssen.

Wenn, ungeachtet aller Bestrebungen Ew. Majestät, Sich selbst in den Sich vorgeschriebenen Gränzen der Gnade und Güte einzuschrenken, die empörten Gerichtspersonen in ihrer Hartnäckigkeit beharren, so mag das Schicksal derselben dem Falle unserer Mitbrüder vom pariser Parlament gleich werden! So mag eine allgemeine und vollständige

Unterdrückung alles dessen, was der Meinung Ihres Kanzlers nicht beytritt, die Franzosen belehren, daß sie einen Herrn haben, welcher durch ihre Züchtigung den Triumph seines Ruhms, und die Ehre seines erwählten Ministers, auf immer sicher stellen wird!

Mit einem Wort, Sire! Wenn die Verbannung einiger Verbrecher nicht hinreicht, die in Ihrem Reiche noch übrigen Rebellen in der Ihnen schuldigen Unterwerfung zu erhalten; wenn Ihre übrige Parlamenter noch fortfahren sollten, sich den Befehlen Ihres Conseils, und den erhabenen und erstaunlichen Entwürfen Ihrer Minister zu widersetzen: So bedenken Sie Sich nicht länger. Es ist Zeit, dem Uebel an der Quelle zu steuern, und schreckende Zurüstungen Ihrer Gerechtigkeit aufzustellen. Ihr Parlament von Trevoux bietet Ew. Majestät den Beystand seiner Stimmen an, um Sie von den Häuptern einer Rebellion zu befreyen, welche nicht zeitig genug, und nicht strenge genug, bestraft werden kann.

Wer wird es dereinst glauben, daß die weisesten Willensmeinungen des mächtigsten Monarchen der Welt, Unterthanen angetroffen haben, welche denselben nach göttlichen und menschlichen Gesetzen, blindlings gehorchen sollten, und doch unter dem blendenden Titel: der Väter des Volks, sich herausnehmen, Anmerkungen über Einrichtungen zu machen, welchen der Fürst allein das Recht hat, Förmlichkeiten vorzuschreiben, welche bloß durch ihn eingeführt sind.

Was würden unsere Nachkommen einst angefangen haben, wenn die verwegene Hartnäckigkeit Ihrer Gerichtshöfe denselben die gefährliche Freyheit erworben hätte, durch neue Widersetzlichkeiten die Repräsentanten Heinrich des Großen, und

seines

seines Urenkels, ungestraft zu beleidigen, welche doch beyde geliebte Monarchen sind, deren Aehnlichkeit das Glück des französischen Reichs, und den Ruhm der Menschheit ausmacht.

Kaum ist seit den bürgerlichen Rasereyen einer Nation, welche jetzt ihr Glück in der Sklaverey findet, ein Jahrhundert verflossen, so giebt derjenige Stand des Staats, welcher der friedfertigste seyn sollte, durch seine Widersetzlichkeit, den nächsten Anlaß zu den größten Unglücksfällen. Das unruhige Genie des Kardinals von Retz, die Dünste des Pallastes von Longueville erfüllen den Tempel der Gerechtigkeit, und Frankreichs Senat, beherrscht vom Geiste der Broussels und Jolis, hascht, bey der allgemeinen Verwickelung der Angelegenheiten nach einem Ansehn, dessen er bedarf, um damit die ihm fehlenden Eigenschaften zu ersetzen. Sollte es Frankreich wohl Vortheil bringen, dasjenige nicht zu wollen, was seinem Oberherrn beliebt, besonders wenn sich derselbe darauf einschränkt, stillen Ergötzlichkeiten nachzuhängen, und Höflinge welche ihm lieb sind, dem öffentlichen Hasse zu entziehen? Inzwischen ist es würklich eine solche Handlung Ihrer Menschenliebe, Sire! welche Ihnen die Unruhen zugezogen hat, wodurch Sie von allen Seiten belästigt werden, nehmlich die verdiente Verbannung eines ehrlichen Mannes, welcher durch seine Tugend gefährlich war, und die nothwendige Rettung eines Höflings, welchen ganz Frankreich für einen Verbrecher hält; diese Handlung hat die Flamme des Aufruhrs in allen Gemüthern angeblasen. Und wer ist die erste Ursach aller dieser Unglücksfälle, als die unhöflichen Gerichtspersonen, welche dreist genug waren, sich auf andre Gesetze, als auf den Willen des Souverains zu berufen?

Was würde daraus entstehn, wenn Ew. Majestät aus den wollüstigen Zirkel Ihrer Beschäftigungen heraustreten, und jenen wütenden Menschen nachahmen wollten, welche gegen die gänze Welt im Harnisch, die Geißeln des menschlichen Geschlechts waren, und ewig die Schande desselben seyn werden? Ihre Unterthanen, Sire! müßten sehr undankbar seyn, wenn sie nicht den Vortheil fühlten, welchen Ew. Majestät ihnen über die unglücklichen Nationen gönnen, welche Schlachtopfer der Wuth und der Räubereyen jener Tyrannen waren, eines Cäsar, Alexander, Wilhelm von England, und des rasenden Karl des XII., welche man sich nicht gescheut hat, unter die Helden zu zählen. Fürchterlichen Lufterscheinungen ähnlich, liessen sich dieselben bloß auf der Erde sehn, um dieselbe mit Blute zu tränken, und zu verwüsten. Was für ein Abstich gegen die sanften und friedlichen Neigungen Ew. Majestät! Wie wenig schickt es sich für Ihr Volk, Sie durch Wehklagen darin zu stören, welche zu nichts dienen, als Ew. Majestät Vorwürfe darüber zu machen.

Man denkt immer mit Mitleiden an den kleindenkenden Generalkontrolleur zurück, welcher bereits in den Küchen und Ställen Ew. Majestät Ersparung eingeführt hatte, und dieselbe hernach auch auf Dero Kleidervorrath erstrecken wollte, um Staatsbedürfnisse davon zu bestreiten. Wenn aber die Einbildungskraft einmal, durch Behandlung einzelner Kleinigkeiten, gleichsam ins Kleine zusammengeschrumpft ist, so gehn die größten Hülfsmittel verlohren.

Ihr abgeschiedenen Geister eines Chamillard und Fleury! Euch rufen wir zu Zeugen. — Komm her, alte Eminenz! und gieb Deinem Herrn Rechenschaft von den demüthigenden Folgen Deiner

Schwach-

Schwachheit! — Komm, und gestehe mit Erröthen, daß dein stumpfsinniges Alter nicht hätte die Sorge auf sich nehmen sollen, ein Königreich zu regieren, dessen ganze Thatkraft in Deinen Händen erloschen ist. — So unrecht du indessen gehandelt hast, die Zügel des französischen Reichs zu faßen; so viel Schwerfälligkeit auch Dein Geiz und Deine Unwissenheit in Deinen erhabnen Entwurf hineinbrachten, jene Seemacht zu vernichten, welche dem ganzen Europa Gesetze vorgeschrieben hatte: So mußt Du doch zugestehn, daß Dein plumpester Fehler, der sprechendste Zug Deiner Unfähigkeit, darin bestand, daß Du verwegene Unterthanen in die erhabenen Rechte Deines Herrn eingreifen ließest,*) welchen keine Macht auf Erden rechtmäßigerweise das Geringste entgegensetzen konnte.

Mögen aber doch endlich die in Ew. Majestät Parlamenter eingeschlichene Mißbräuche seyn von welcher Art sie wollen: so lehnt sich doch die Nation gegen Dero Befehle vergebens auf. Der Franzose wird seinem Schicksal nicht entgehn, er wird, wiewohl mit Murren, seine Fesseln übernehmen, und die Urheber des Aufruhrs werden das Ansehn, worin sie gestanden haben, verlieren, und als einzelne vom Körper abgerissene Glieder einsam da stehn. Diese im Zaum zu halten wird nicht mehr schwer seyn, weil ihnen in Ew. Majestät Staaten der hinterlistige Vorwand des allgemeinen Besten benommen ist, dessen Werkzeuge sie nun schon nicht mehr sind.

Das

*) Der Kardinal von Fleury war thörigt verliebt in die allerunthänigsten, und ehrfurchtsvollen Gegenvorstellungen, zu deren Mißbrauch er dadurch Anlaß gab, daß er zu viele derselben annahm.

Das Daseyn oder die Vernichtung, dieser unmächtigen Feinde soll bald von dem Belieben Ew. Majestät abhängen, wenn Sie das Schicksal derselben unsern Händen anvertrauen wollen. Seyn Sie versichert, Sire! daß wenn Sie unsers Dienstes bedürfen, dieselben Dero Gesetze kennen zu lehren, unsere Herzen schon im Voraus geneigt sind, solche Urtheilsdekrete gegen dieselben ergehn zu lassen, als es Ew. Majestät gefallen wird, uns vorzuschreiben.

Wenn Beaufort, Bassompierre, Conde, Longueville, und der stolze Bussi, in der Bastille und zu Vincennes gelernt haben, was ein König zu sagen hat, so ist ja dieses ein sicheres Mittel, es auch die Gerichtspersonen zu lehren, welche es noch nicht wissen.

Richelieu, welchem die französische Monarchie ihr Uebergewicht über alle andere Regierungen von Europa zu danken hat, zeigte seinem Herrn, was für einen Grad von Ehrfurcht sie derselben verschaffen könnten. Phelippeau, d'Aiguillon, und der Eroberer von Mahon, diese Erben der Hülfsmittel jenes unsterblichen Kardinals, kennen die Blitze zu gut, womit Ew. Majestät ihre Hände bewafnet haben, um den Stolz der neuen Titanen zu fürchten, welche sich gegen sie auflehnen. Seyn Sie versichert, Sire! daß Sie Ihr Zutrauen in die rechten gesetzt haben, und das vorzüglich die Streiche, welche Ihr Kanzler führt, um so schrecklicher seyn werden, als dieselben auch nicht einmal einen Schein der Gerechtigkeit an sich tragen, auch oft unter der Hülle einer undurchdringlichen Nacht geführt werden, uud daher sogar die Unschuld in Schrecken setzen, und zum Schweigen bringen. Der sicherste Weg die Menschen im Zaum zu halten, ist der, daß man sie schreckt.

Zu der auffallenden Lage, in welcher Ew. Majestät Sich jetzt gegen Ihr Volk befinden, schickte sich nichts Geringeres, als der würdige Minister, welchem Sie so weislich die Besorgung Ihrer Finanzen, und die Niederlage des Privatvermögens Ihres ganzen Landes, anvertraut haben. Es bedurfte des großen, des erhabenen Terray, um jene dreiste Züge des Staatsmannes in Ausübung zu bringen, welche von dem hohen Fluge des Genies zeugen, und die Begebenheiten entscheiden, welche nur eine gewaltsame Erschütterung hervorzubringen berechtigt ist.

Das alleinige Eigenthum des sämmtlichen Vermögens Ihres Reichs, und die Errichtung des Besitzungssistems, welches die Kinder Osman zu Konstantinopel so weislich eingeführt haben, waren eine nothwendige Folge der Machthandlungen, zu welchen Ew. Majestät schreiten mußten, um durch das Auffallende derselben die Versuche zu einer Monarchie vest zu gründen, welche der unumschränkteste Despotismus nicht anders, als mit neidischen Augen betrachten kann.

Von den herrlichen Hülfsmitteln, welche der Kontrolleur Ihrer Finanzen Ew. Majestät auf eine so edle Art verschaft hat, werden die Begebenheiten abhängen, welche die Folge Ihrer Regierung verherrlichen, und Ihnen vor allen Monarchen des Erdbodens einen dauernden Vorzug verschaffen werden. Die Konfiskation besonders, diese unerschöpfliche Quelle von Schätzen in einem despotischen Staate, wird in den Händen Ihres unvergleichlichen Kanzlers, und des großen Ministers, welcher denselben unterstützt, ein desto gewisseres Spiel werden, da dieselben Einsicht genug haben, ihre Dekrete nicht unnütz werden zu lassen, wenn sie genöthigt sind, Exempel zu statuiren.

Jeder unpartheyische Franzose bekennt, daß diese heilsamen Uebertreibungen das einzige Mittel waren, größerm Unglück vorzubeugen. Dies hatte schon Ew. Majestät erhabener Großvater in gleichem Falle empfunden. — Jedermann weis, daß der Vorwand der Religion, dessen derselbe sich bediente, nur ein Schleyer war, womit er die Konfiskationen zudeckte, deren er bedurfte, um, auf Kosten der Schwärmer, sein Volk glücklich zu machen. Mögten doch die von Ew. Majestät jetzt vorgenommene Konfiskationen denselben Vortheil hervorbringen, und das Elend, welches dieselben veranlaßt hat, bald in Vergessenheit bringen!

Wir vereinigen uns mit allen Franzosen, welche jetzt mit uns gleiche Gesinnungen hegen, um uns dem Throne Ew. Majestät zu nähern. Dabey verlassen wir uns auf den eben so großen als muthigen Kanzler, — auf den seiner würdigen Finanzminister, — auf einen andern Minister, welcher der beyden erstern würdig ist, — auf alle die Leute endlich, welche das Glück haben, ihrer liebenswürdigen Beschützerin, der schönen Gräfin zu gefallen, — daß wir Gehör finden werden.

Die Herrschaft jenes stolzen Choiseul ist nicht mehr, welcher sich unterstand Ew. Majestät darzuthun, daß Ihr Ruhm von Ihren Ergötzungen abgesondert werden müßte. Durch den Fall desselben sind jetzt alle Gegenstände unter einander gerührt, und da Ew. Majestät diesen überlästigen Sittenrichter nicht mehr auf dem Halse haben, so werden Sie auch kein Hinderniß mehr zwischen Sich und uns finden, um sich den Würkungen unsers Eifers zu widersetzen. Geruhen Sie Sich, Sire! von der Lebhaftigkeit desselben zu überzeugen, indem Sie auf getreue Unterthanen herabblicken, welche entschlossen sind, blindligs zu thun, was Ew. Majestät

jestät zum Wohlgefallen gereicht, und nehmen Sie das Anerbieten unsers Vermögens und unsers Lebens, als ein Unterpfand unsrer vollkommenen Unterwürfigkeit, und der tiefsten Ehrfurcht an, womit wir die Ehre haben zu seyn, u. s. w.

Die Herren und Häupter, welche das große Parlament von Trevoux ausmachen.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Das war noch nicht alles. Nach dem Abgange der Herzoge von Choiseul und von Praslin waren drey Ministerstellen zu besetzen. Aber dazu gehörten Kreaturen, welche dem Großwessir und der Favoritsultanin ergeben waren. Wo sollte man diese auftreiben? Maupeou und Terray, die beyden größten Bösewichter des Reichs, waren uneins. Terray hatte dem Maupeou die Kontrolle, so wie Maupeou dem Choiseul die Siegel zu danken, Choiseul war ehrlich und offenherzig. Er ward von dem Tartüffen Maupeou betrogen, so wie dieser verdient hätte, von dem Heuchler Terray betrogen zu werden.

Es kam darauf an, dem Herzog von Aiguillon das Departement der auswärtigen Angelegenheiten zu geben. Die du Barry wollte denselben mit Gewalt in das Ministerium bringen. Aber der Herzog hielt die Trauben noch nicht für reif genug. Sein Rechtshandel hatte ihm zuviel Feinde zugezogen. Die Sache war noch zu neu, als daß er mit Klugheit jetzt schon den Posten hätte annehmen können, wozu der König ihn, auf Antrieb der Favoritin erheben wollte.

D' Aiguillon blieb, mit kluger Staatskunst, hinter dem Vorhange, und wartete auf einen günstigern

stigern Zeitpunkt, die Bühne zu betreten. Er war schlau genug, einen Plan zu entwerfen, und geschickt genung denselben auszuführen. Er wußte das Sprichwort: Tritt zurück, um besser zu springen.

Mit der du Barry stand derselbe auf dem allerfreundschaftlichsten Fuße von der Welt, aber er fürchtete diejenigen, welche den Ministerposten ad interim verwalten mögten, um ihm ein Bein unterzuschlagen, und die schöne Gräfin zu wippen. Indessen mußte man doch die Galle des Publikums verrauchen lassen.

Terray hielt um das Seedepartement an. Bey dem Abgange des Herzogs von Praslin hatte man ihm das Portefeuille desselben anvertraut. Er hätte es gern behalten, aber der Kanzler war andrer Meynung. Die Kriegsministerstelle schickte sich nicht für einem Abbe. Der Abbe war also Kontrolleur, und blieb Kontrolleur bis auf den Augenblick, da er die ersten Louisd'or von Ludewig den XVI. schlagen ließ.*)

Für das Kriegsdepartement wählte man den Markis de Monteynard. Dieser saß bey seinem Kaminfeuer, und philosophirte mit einigen guten Freunden, als der Kurier demselben die unerwartete Nachricht brachte, daß er Kriegsminister geworden war. Er stieg in den Wagen, ohne seinen Gesellschaftern zu eröfnen, was ihn nöthigte, so

*) Vier und zwanzig Stunden, nachdem die Louisd'ors mit dem Bildnisse Ludewig des XVI. geprägt waren, ward der Abbe Terray verbannt. Als derselbe bey Poissy über die Fähre ging, um sich nach seinem Gute la Motte zu begeben, wollten ihn die Schiffer ersäufen, er ward aber von der Marechaussee gerettet.

so plötzlich abzureisen. Dieser Monteynard war damals eine Art von Einsiedler, von guter Aufführung und strengen Sitten, dabey ein ehrlicher Mann voll Rechtschaffenheit, und zwar im guten Verstande. Er that so viel Gutes als er unter einem Haufen von Schurken thun konnte, welche so viel Böses thaten, als sie vermogten.

Da alles in der Welt aus Eigennutz geschieht, so hatte der Prinz von Conde bey der Ernennung des Markis, auch den seinigen gehabt. Die Erhebung desselben war die Frucht einer Hofintrigue, wovon aber Monteynard nichts wußte. Die Sache wird so erzählt:

Bey dem Falle des Herzogs von Choiseul beredete der Graf von Maillebois (ein sehr einsichtsvoller und ehrgeiziger Kriegsmann, welcher aber schon lange in der Entfernung lebte, weil er mit dem Marschall d' Etrees 1758. in unglückliche Händel gerathen war, welche in eine Hochverrathsklage ausschlugen,) den Prinzen von Conde, dem Könige zum Kriegsminister den Markis de Monteynard, Generallieutenant der königlichen Armeen vorzuschlagen, welcher unter den Befehlen des Prinzen gedient hatte, der also seine Talente und seine Rechtschaffenheit kannte. Dem Prinzen schmeichelte er mit dem Gedanken, dem Könige einen Mann zu geben, welcher ihm ergeben wäre, und den alle Officiere mit Beyfall an der Spitze ihres Departements sehen würden. Die Hofnung, welche der Graf von Maillebois hatte, unter einem Manne, der schon sein Freund war, und ihm durch die Bande der Erkenntlichkeit noch vester verbunden seyn würde, wieder im Thätigkeit gesetzt zu werden, war die geheime Quelle dieser großmüthigen Lobeserhebung. Der Prinz ließ sich den Vorschlag des Höflings gefallen. Der König ließ

sich den Kalender geben, als er einen Kriegsminister erwählen wollte, las die Liste der Generale her, und hielt bey jedem Namen etwas inne, um gleichsam diejenigen, welche um ihn waren, um Rath zu fragen; bey allen gab es immer einige Bedenklichkeiten. Als der König an den Markis de Monteynard kam, drang der Prinz mit vielen Lobeserhebungen auf denselben. Niemand konnte ihm widersprechen. Der Monarch war sehr froh, seine Entschließung durch den allgemeinen Beyfall gelenkt zu sehn, und der Markis de Monteynard ward Minister

Der Prinz von Conde hatte, wie gesagt, seine Absichten dabey. Er wünschte schon lange, daß zu seinem Besten der Posten eines Generalfeldzeugmeisters wieder eingeführt würde, wobey viermalhunderttausend Livern Gehalt sind, und er hofte, daß der Kriegsminister, als seine Kreatur, der Erste seyn würde, welcher diesen Vorschlag zu seinem Besten thun. Ob nun der Markis die Einnahme und das Ansehn seiner Ministerstelle, durch die Absonderung eines so beträchtlichen Theils seines Departements nicht vermindern wollte, oder ob derselbe würklich das Beste des Staats beherzigte; genug! er stellte dem Könige vor, daß der Zeitpunkt, da der Zustand der Finanzen eine Ersparung bey den außerordentlichen Kriegsausgaben nothwendig machte, ihm nicht schicklich schiene, durch die Bewilligung des Gesuchs des Prinzen eine so beträchliche Ausgabe zu machen. Es ward also nichts daraus.

Der Markis de Monteynard war ein ungeschickter, kurzsichtiger, schwacher Mann von geringem Ehrgeiz, und in seinem Fache nur mittelmäßig. Er hatte weder den Muth, noch das Talent, um sich am Hofe zu erhalten, besonders zu einer Zeit, da alles an demselben verderbt und angesteckt war.

Einige

Einige Zeit nach dem Antritte seiner Stelle, ließ er eine Promotion vornehmen. Die Avancirten kamen den folgenden Tag, sich bey dem Minister zu bedanken. Der Markis sagte denselben mit einer Gutherzigkeit, welche nur ein schwacher Abriß seiner natürlichen Sanftmüthigkeit ist: Meine Herren! Ich bin der Arbeit des Herrn von Choiseul nachgegangen. Sie sind mir keinen Dank schuldig. Seyn Sie versichert, daß Sie nichts erhalten hätten, wenn ich meiner Meynung von Ihren Verdiensten gefolgt wäre.*) Die Neuerwählten, welche von dieser höflichen Aufnahme gerührt waren, bückten sich, und bissen sich im Weggehn auf die Finger.

Der Markis de Monteynard arbeitete mit Kälte, und gab sich sehr mit Kleinigkeiten ab. Der König hatte viel Mühe sich daran zu gewöhnen, weil er seit zehn Jahren an die Arbeit des Herzogs von Choiseul gewöhnt war, welcher alles mit Leichtigkeit behandelte, und seinen Herrn mitten unter den dornichtsten Angelegenheiten lustig und munter

zu

*) Von allen französischen Generalen, deren über achthundert sind, haben nicht achtzig ihren Rang ihren Verdiensten zu danken. In allen Ländern der Welt sind die hohen Militairposten die Belohnung der Talente oder glänzender Thaten. In Frankreich aber giebt es Militairkorps, wo diese Posten kommen, wie die grauen Haare. Bey den königlichen Haustruppen, welche nicht anders marschiren, als wie die berühmten Roßschweife zu Konstantinopel, kann ein unwissender, ein schwacher, ein gichtbrüchiger Mensch eben so leicht General werden, als ein tapfrer und rüstiger.

zu erhalten wußte. Seine Operationen sind übrigens bekannt genug, und brauchen hier nicht aufgezählt zu werden. Seine Absichten waren, bey seinen Unternehmungen als Minister, immer gut. Wenn er sich übel dabey genommen hat; wenn es ihm nicht immer nach Wunsche gelungen ist; wenn er eine Unbilligkeit begangen hat, indem er Gerechtigkeit auszuüben gedachte: So muß man dieses den Einbläsern zur Last legen, gegen welche er, aus Mangel der am Hofe so nöthigen Verschlagenheit, nicht genug auf seiner Hut war. Bis jetzt hat man dem Markis de Monteynard weder Niederträchtigkeit, noch Intriguen vorwerfen können; und das kann man von seinen beschrieenen Kollegen wahrhaftig nicht sagen. Diese häuften auf ihre Häupter Verbrechen auf Verbrechen. Der Markis de Monteynard ward in seinen vier Pfählen von den Ehrenstellen aufgesucht; seine unwürdigen Mitbrüder hingegen suchten, sich durch allerhand Kabalen, Ränke und Niederträchtigkeiten, in dieselben einzudrängen.

Das Departement der auswärtigen Angelegenheiten war seit sechs Monaten unbesetzt. Der Herzog von Aiguillon, dessen Rechtshandel bey dem Publikum nun beynahe vergessen war, lag der Favoritin so eifrig an, daß diese den König würklich dahin brachte, ihn dazu zu ernennen. Der Herzog erfuhr anfänglich einige Demüthigungen, und das konnte nicht fehlen. Seine Feinde ermangelten nicht, allerhand Anmerkungen zu machen. „Vor„mals (sagte man) war die Pairschaft in Frank„reich eine Würde, welche keine Befleckung erdul„dete; zu unsern glücklichern Zeiten aber kann ein „Pair vergiften, eine Provinz zu Grunde richten, „falsche Zeugen aufstellen, und doch ein Königreich „regieren, wenn er nur die Kunst versteht zu ho„

„firen, und wacker zu lügen.“ Einer der Unzufriedensten mit der Erhebung des Herzogs zur Ministerschaft kündigte die Ernennung desselben zu dieser neuen Würde durch folgenden überaus beißenden Brief an.

Abschrift eines Briefes aus Paris vom 10ten Junius 1771.

„Mein Herr!“

„Endlich hat sich die so lange vorher verkün„digte Begebenheit zugetragen; der Eindruck aber, „welchen dieselbe gemacht hat, ist sehr von demje„nigen unterschieden, welchen sie wohl hätte ma„chen sollen. Der Herzog von Aiguillon ist auf „dem Rade, und ganz Frankreich, welches seit „vier Jahren unaufhörliche Gelübde that, um die„se Wohlthat zu erflehn, vernimmt doch die Nach„richt davon mit Bestürzung und Entsetzen. Sie „werden vielleicht der französischen Nation vorwer„fen, daß sie überaus leichtsinnig ist, und selbst „nicht weis was sie will. — Aber diesmal würden „Sie Sich irren; dem Schicksale ganz allein ist die „Schuld zuzuschreiben. Die Verblendung eines „Menschen, und die Kniffe einiger andern, haben „dieses sonderbare Phänomen bewürkt. Das Rad, „auf welchem der Herzog sich befindet, ist — soll„ten Sie es wohl glauben? — das Rad des „Glücks, anstatt jenes anders Rades, welches „er so sehr verdient hat. Jenes verhaßte Rad „ist es, welches den Unschuldigen stürzt, und oft „den Verbrecher erhebt, wenn dieser die Geschick„lichkeit hat, niedrig genung zu kriechen, um sich „an dasselbe anzuklammern.

„Die Geschichte beut zwar den Unglücklichen „tröstende Beyspiele dar, aber kein Pariser ist im „Stande, Gebrauch davon zu machen. Die Nie„dergeschlagenheit ist so allgemein, und die Be„stürzung des Volks so entsetzlich, daß man gar „nicht mehr daran denkt, sich aus dieser Lage her„aus zu setzen. Man weis, daß Nero, nachdem „er seine Mutter ungestraft erstechen lassen, zuletzt „genöthigt ward, knieend um seinen Tod zu bit„ten. Man weis, daß der Marschall d' Ancre „umgebracht,*) und die Sennora Galligåi zur „verdienten Todesstrafe gezogen ward u. s. w. „Man kann nicht läugnen, daß der Himmel zu„weilen den Verbrecher nicht aus den Augen läßt, „wenn er ihn gleich erhebt: Aber wie theuer kommt „es der Menschheit zu stehn, wenn seine Gerechtig„keit zu langsam ist!

„Der

*) Durch einen Pistolenschuß auf der Zugbrücke des Louvre den 24ten April 1617. Sein ohne Umstände begrabener Leichnam ward von dem Pöbel ausgegraben, und durch die Gassen geschleift. Man hing denselben bey den Füssen an einen von den Galgen, welche er für diejenigen hatte errichten lassen, welche übel von ihm sprechen würden. Nachdem man den Körper auf den Richtplatz, und an andern Orten umher geschleppt hatte, zerschnitt man denselben in tausend Stücke. Jeder wollte ein Stück von dem exkommunicirten Juden haben; so nannte ihn der ausgelaßne Pöbel. Seine Ohren besonders wurden theuer bezahlt, seine Eingeweide in den Fluß geworfen, und der blutige Ueberrest auf dem Pontneuf, vor der Bildsäule Heinrich des IV., verbrannt. Von seiner Asche verkaufte man, des folgen-

den

„Der Henker des Herrn de la Chalotais be-
„tritt nicht mehr die Bühne, auf welcher der Graf
„von Horn sein Verbrechen gebüßt hat, sondern
„ist jetzt unumschränkter Herr über seine Richter
„und über das ganze Land, welches ihn verurtheilt
„hat. Jetzt muß würklich eine allgemeine Staats-
„revolution im Königreiche vorgehn, um denselben
„wieder auf den Punkt hinzubringen, von wel-
„chem er sich unter unsern Augen gerettet hat.

„Die erwiesenen Verbrechen, über welche die
„Pairschaft, der ganze Gerichtshof, und endlich
„auch die Prinzen vom Geblüt ihr Urtheil gefällt
„haben, sind nun nichts weiter, als Handlungen
„der Gerechtigkeit und des Muthes, welche Europa
„mit Unrecht verabscheuet. Um das Erstaunen voll-
„kommen zu machen, wird der ganze Erdkreis ange-
„wiesen, von nun an unmittelbar mit dem nemli-
„chen Menschen Unterhandlungen zu pflegen, dessen
„Hinrichtung derselbe schon so lange erwartet hat.
„Hier ist die Geschichtserzählung dieses abscheuli-
„chen Wunders von Wort zu Wort:

„Am verwichenen Donnerstage wurden alle aus-
„wärtige Minister bey dem Herzoge von Lav...
„zum Abendessen gebeten, und stellten sich ein, oh-
„ne die Ursachen dieses Gastmahls zu wissen, wel-
„che ihnen indessen nicht lange verborgen blieben.

„Als

den Tages, die Unze für einen Ortsthaler. Die Wuth der Rachgier ging so weit, daß ein Mann ihm das Herz aus dem Leibe riß, es auf Kohlen braten ließ, und öffentlich auffraß. Das Pariser Parlament machte seinem Andenken einen Proceß, und verurtheilte seine Gattin, Leonore Galligai, den Kopf zu verlieren.

„Als der König erfuhr, daß sie alle versammelt „waren, erschien er mit lachendem Gesicht, in Be„gleitung des Herzogs von Aigouillon, welchen „er ihnen selbst vorstellte, und erklärte, daß er den„selben zum Minister der auswärtigen Angelegen„heiten ernannt hätte, und daß sie von nun an mit „demselben über alles, was in sein Departe„ment einschlüge, unmittelbar Unterhandlung „zu pflegen hätten. Die Versammlung ward über „das Vergnügen, welches diese Neuigkeit ihr „verursachte, so bestürzt, daß der Herzog kein ein„ziges Compliment bekam, und das ganze Abend„essen unter Majestätischem Stillschweigen vollbracht „ward.

„Die Staatsklügler sprengen aus, daß dieser „neue Minister willens ist, die Prinzen und Paire zur „Zurückkunft an dem Hof überreden zu lassen, und „daß er vest entschlossen ist, das Parriser Parlament „zurück zu berufen, unter der Bedingung, daß er „gerichtlich für unschuldig anerkannt, einige Zeugen „aber bestraft werden sollen, damit sie den politi„schen Gang der Geschäfte kennen lernen. Man „glaubt aber nicht, daß die Prinzen und Magi„stratspersonen, welche sich mit so vieler Würde be„tragen haben, einem von ihnen selbst verurtheil„ten Menschen nachgeben werden, weil derselbe sich „der zuerkannten Strafe entzogen hat, nachdem er „dieselbe verdient hatte.

„Ehe es bis zu der gütigen Gelindigkeit kommt, „welche der Herzog von Aiguillon in seiner Ver„theidigungsschrift ankündigt, macht man sich auf „einige auserlesene Verbannungen gefaßt, welche „ausgebreitet genug seyn werden, um die Gewalt „dieses neuen Sylla zu bevestigen, dessen Tugen„den endlich aus den von ihm geöfneten Blutquellen „hervorströmen werden. Glücklich die Bürger, wel-

che

„che zu dieser entscheidenden Zeit sich werden schmei„cheln können, denselben unbekannt zu seyn, und „sich des kostbaren Vorrechts erfreuen dürfen, ruhig, „und ohne seine Beyhülfe, zu sterben!

„Dies ist es, mein Herr! was Sie wissen woll„ten. Die Aufopferung des Unschuldigen ist „vollbracht — und die abscheulichsten Verbrechen „scheinen nunmehr in rechtmäßige Ansprüche auf die „Gnadenbezeugungen und Wohlthaten eines Herrn „verwandelt zu seyn, welchen die Nation zu sehr „liebt, um ihn nicht zu bedauren.

„Mögten doch die beyden Ungeheuer, welche „Europa verabscheuet, bald eines gegen das andere „ihre schwarze Bosheit und Grausamkeit ausüben! „Mögten sie doch, von Blut und Verbrechen ge„sättigt, und mit allen Schandflecken bedeckt, wel„che die Menschheit herabwürdigen können, zur „Vollendung ihres Schicksals, sich untereinander „aufreiben, und das unglückliche Land, welches sie „so äusserst elend gemacht haben, endlich einmal von „ihrem verhaßten Daseyn befreyen! Dies wünscht „ganz Frankreich und mit demselben

Dero

ergebenster Diener.

Das noch unbesetzte Departement erhielt der Herr von Boynes, auch ein Taugenichts, aber nicht völlig so reif zum Galgen, als **Maupeou**, d'Aiguillon und Terray. Dies war eine Intrigue des Kanzlers. **Maupeou** hatte dem Abbe Terray die Generalkontrolle zugeschanzt, in der Hoffnung, daß dieser seine Entwürfe unterstützen sollte. Terray hatte alles versprochen, vest entschlossen, nichts zu halten. Anstatt also dem Vertilger der Gerichtshöfe die nöthigen Mittel zu ver-

schaffen, den Umsturz der Parlamenter und seiner Feinde, der Choiseuls, recht dauerhaft zu machen, wollte er nicht einmal die Hindernisse heben, welche der Person desselben im Wege standen.

Niemand war tiefer in die Geheimnisse der Gerichtshöfe eingedrungen, niemand im Parlamente bekannter, niemand mit der Gemüthsart, dem Geiste, und den Intriguen seiner ehemaligen Mitbrüder, vertrauter, als Terray. Den Kanzler unterstützte derselbe gar nicht, stand ihm mit keinem Rath bey, und lies ihm die ganze Last und Verwirrung seiner Unternehmung auf dem Halse.

Man darf nicht denken, daß irgend eine Rücksicht auf das allgemeine Beste, oder Freundschaft und Großmuth gegen seine alten Kameraden, das Betragen des Terray lenkte. Er hielt nur die gänzliche Ausführung der maupeauschen Entwürfe für schlechterdings unmöglich. Er hofte, daß Maupeou unter der Last erliegen würde, und witterte von weiten die Möglichkeit, demselben als Oberhaupt der Justiz zu folgen, da er dann einen neuen ganz entgegengesetzten Plan vorzuschlagen gedachte.

Glücklicherweise kann Boynes dem Kanzler zu Hülfe, theilte demselben seine Einsichten mit, und half ihn bey der Ausführung seiner Absichten. Zur Dankbarkeit strich Maupeou die Verdienste und Talente desselben gegen den König heraus, und schilderte ihm als den arbeitsamsten Mann, von grossem Verstande, und gründlicher Beurtheilungskraft, kurz! als einen Mann, der sich recht zum Minister schickte. Als er dazu ernannt war, ergrimmte Terray ein wenig, und that, als wollte er die Kontrollen niederlegen, machte aber, zum Unglück nicht Ernst daraus.

Der

Der Kanzler hatte nun Feld gewonnen. Boynes, d'Aiguillon, und la Vrilliere, hielten mit ihm zusammen, wie Fleisch und Bein. Den wenig bedeutenden Bertin fürchtete er nicht; aber mit dem Abbe Terray wagte er es nicht, öffentlich zu brechen. Er ergriff also die Parthey, demselben mit schönen Versprechungen zu liebkosen, und ihn solchergestalt in der Abhängigkeit zu erhalten.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Alles lachte dem Kanzler zu. Er sah sein Gefolge sich täglich vergrössern, und selbst von seinen Feinden verstärkt werden. Die Prinzen hatte er vom Hofe entfernt, und erhielt sie in der beständigen Ungnade des Königs. Das Beylager des Grafen von Provence war ohne dieselben vollzogen worden. *) Wie groß wäre sie gewesen, wenn sie standhaft

*) Satiren kamen, wie gewöhnlich, bey dieser Gelegenheit, häufig genug zum Vorschein. Z. B:

„Die Prinzen von Geblüt haben sich bedankt, als der König dieselben zum Beylager des Grafen von Provence einladen ließ. „Des folgenden Tages ward ihnen durch gesiegelte Kabinetsbefehle aufgegeben, dabey „zu erscheinen, welches sie aber nicht gethan haben. Nur die Prinzeßinnen haben „sich eingestellt in hochzeitlicher Kleidung, und „mit der Lustigkeit, womit man einem Begräbnisse beyzuwohnen pflegt.“

„Da das häufige Borgen bey dem Beylager des Dauphins alle Goldsticker zu Paris „zu Grunde gerichtet hat, so sind die mehresten Herren bey dem Beylager des Grafen von

haft in ihrer ehrenvollen Verbannung geblieben wären! aber man sah sie bald nachher, von der Lockspeise der Gnadenbezeugungen und der Hofgunst angereizt, feigherzigerweise zurückkehren. Ein einziger blieb unbeweglich, nehmlich der Prinz von Con-

„von Provence in Gala-Kleidern erschienen, „welche a la Chanceliere *) besetzt waren.“

*) Um diesen Ausdruck zu verstehen, muß man wissen, daß damahls folgendes beissende Sinngedicht auf die neuen unächten Tressen herausgekommen war, welche man aus Spott galons à la chanceliere (Tressen im Kanzlergeschmack) nannte:

On fait certains galons de nouvelle matiere,
Mais ils ne sont que pour jours de galas;
On les nomme à la Chanceliere;
Pourquoi? c'est qu'ils sont faux et ne rougissent pas.

(Man macht gewisse Tressen von neuem Gehalt; sie sind aber nur für die Galatage. Man nennt sie Kanzlerdressen, warum? weil sie falsch sind, und nicht roth werden)

„Auf dem geschmückten Ball zu Versailles, „bey dem Beylager des Grafen von Provence, „war die Gesellschaft so auserlesen, daß dem „Prinzen von Soubise seine Börse, und vie„len andern die Uhren gestohlen worden. „Die Prinzeßinn von Guemene verlor ihren „Armband, als sie beym Schenktisch aus der „Hand eines prächtig gebildeten Herrn ein „Glaß Limonade annahm, welches den stärk„sten Beweis von der Geschicklichkeit der Leu„te abgiebt, welche man auf diesem Ballean„genommen hat.“

Conti. Dieser durfte sich seine Entschlossenheit nicht gereuen lassen, denn er zog desto mehr die Augen der Nation auf sich, deren Abgott er ward.

Die Nation war ihrem letzten Seufzer nahe. Der Hunger entvölkerte die Provinzen, und in der Hauptstadt lagen alle Arbeiten stille. Das Land stellte vor einem Ende zum andern das Bild der Dürstigkeit dar, und der Generalkontrolleur ließ den König bankrutt machen.*)

Die Reduktion der Zinsen hatte den Unglücklichen, welche noch einiges Vermögen besaßen, schon das Schicksal ihrer Kapitale verkündigt. Unterdessen daß alle Stände in der Bestürzung waren, und stechendes Elend dem dürftigsten Pöbel verzehrte, brüsteten sich alle vorher geschilderte Galgenstri-

*) Diese Operation des Finanzkontrolleurs zog, wie man leicht denken kann, demselben eben so viele Satiren zu, als seinem Mitbruder, dem Kanzler. Z. B.

„Alle Staatsschulden werden, durch Mortifikationspatente, niedergeschlagen werden, „weil der Minister, unter dem Vorwande, „daß das Königreich in der Kindheit lebt, „sich auf die Rechte der Unmündigen beruft.“

„Das Lager bey Compiegne wird in diesem „Jahre funfzigtausend Mann stark seyn, weil „man dem Generalkontrolleur Nachricht gegeben hat, daß alle Häscher des Reichs zusammengetreten sind, um den König, als einen Bankruteur, vestzunehmen.“

„Man hat Nachricht, daß es ein Königreich in Europa giebt, wo es allen Schuldenern „freysteht, nach dem Beyspiele des Souverains, ihre Gläubiger durch einem Bankrutt um das Ihrige zu betrügen.“

stricke (roués) im ausschweifendsten Luxus, und prunkten mit der abscheulichsten Verschwendung.

Ein du Barry kam aus Spa zurück. Man warf ihm vor, daß er Wechsel auf dem Hofbankier gezogen hätte, und er hingegen versicherte mit grossem Geschrey, er hätte nicht mehr, als zwo Millionen uud dreymalhunderttausend Livren gehoben.

Dieser du Barry (der Schwager) trieb seine Vermessenheit aufs höchste. Er unterhielt eine Dirne, welche den falschen Namen de Murat angenommen hatte. Diese verheyrathete er an einem Ritter des Ludwigordens, welcher, durch den sonderbarsten Zufall, denselben Namen trug, und welchen er ein Jahrgehalt von zweytausend Livren gab, um seine Maitresse beyzubehalten, welcher er überdies den Titel einer Markisinn beylegte. Dieser du Barry gab also ohne Scheu ein öffentliches Aergerniß, und trieb kurz nachher die Schamlosigkeit so weit, daß er mit seiner Maitresse öffentlich das Kind einer Umlauferinn, Nahmens Beauvoisin, zur Taufe hielt. Die Taufhandlung gieng zu Montmartre, nahe bey Paris, mit dem größten Pompe vor sich. Das Gefolge bestand aus zwölf Kutschen, und weil die dortige Kirche auf einer Anhöhe liegt, so war der Pfarrer so gefällig, sich nach einer kleinen Kapelle herunter zu bemühen, wo die Ceremonie vollzogen ward. Die Geschenke, das Zuckerwerk, u. s. w. kosteten diesen du Barry vier bis fünf und zwanzigtausend Livren, welcher noch ausserdem über sich nahm, seinem kleinern Pathen ein Jahrgehalt von zwölfhundert Livren auszusetzen.

Wer hätte es wagen wollen, etwas dagegen einzuwenden? Der Hofbankier nahm bey seinen Rechnungen die Mandate des Grafen für baares Geld

an.

as: Der Abbe Terray wäre abgesetzt worden, wenn er das geringste Wort gesagt hätte. Der Kanzler ward von der Favoritinn unterstüzt. Diese hatte wider dem Grafen ihren Namen und ihr Glück zu danken. Es war natürlich, daß dieser du Barry sein günstiges Geschick benutzte. Und das that er meisterlich.

Eines Tages begab sich derselbe in das Pachtungskollegium, und forderte für einem seiner Freunde, einen gewissen Desaint, die Direktion von Paris, welche eben offen war, weil der Herr de la Pririere den Posten eines Generalpächters erhalten hatte. Das Kollegium eröffnete ihm, daß er sich zu spät gemeldet hätte, weil dieser Posten schon an einen gewissen Herrn Chomel vergeben, und es nicht möglich wäre, einen schon eingeführten Officianten aus dem Posten zu vertreiben, oder zurück zu setzen. Der Graf bestand auf seinem Kopf, und sagte: „Er würde sich nicht die Mühe gegeben haben, selbst zu dem Herrn zu kommen, wenn „von einer bloß gewöhnlichen Angelegenheit die „Rede wäre." Auf eine neue Weigerung ward derselbe noch lauter, und fragte trotziglich: „Ob „man nicht wüßte daß er es wäre, welcher die „Ehre gehabt hätte, dem Könige eine Maitresse „zu geben, welcher den Herzog d'Aiguillon zum „Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und „de Boynes zum Minister des Seedepartements „gemacht hätte, und den Kanzler, den General„kontrolleur u. s. w. unterstützte? man mögte sich „also wohl bedenken, und ihn nicht ärgerlich ma„chen." Diese Rede, wovon man noch kein Beyspiel gehört hatte, brachte die Generalpächter dergestalt aus der Fassung, daß sie kein Wort zu widersprechen wagten, sondern alles thaten, was er verlangte.

Die-

Dieses Streiches rühmte sich der Galgenstrick laut und öffentlich in der Stadt. Die Generalpächter beschwerten sich darüber bey der Favoritinn, welche denselben freundschaftlich rieth, sich, bey Strafe ihres Zorns, nicht mehr dergleichen herauszunehmen, sondern sich auf einige Monate nach seinem Markisat de l'Isle zu begeben, und seine Zunge siebenmahl im Munde herumzukehren, ehe er spräche.

Dieses Markisat war ein Geschenk des Königs, und trug jährlich hunderttausend Livren. Der Taugenichts rühmte sich, daß er schon mit der Durchbringung der fünften Million beschäftigt wäre.*) Jedermann murrete darüber, und die schöne Gräfinn hatte Verstand genug, zu gestehn, daß man nicht Unrecht hätte.

Von der andern Seite lies sich's der Bruder desselben, der Ehemann der Sultaninn, (ein Weinsaß, und ein Schwein, welches sich Tag und Nacht in dem schmutzigsten Ausschweifungen herumwälzte,) einfallen, tausend Louisd'or auf eine Karte zu setzen. Der König hatte denselben sechszigtausend Livres jährlicher Renten auf das Herzogthum Roquelaure angewiesen, unter der Bedingnug, daß er die Hauptstadt niemahls mehr betreten, und gar nichts mehr von sich hören lassen sollte. Das war nicht genug; er machte alle Tage neue Forderungen.

Die

*) Eines Tages verlohr er, ausser den Gelde, welches er bey sich hatte, noch auf sein Wort sieben tausend Louisd'or. Als man ihn zu beklagen schien, sagte: „Lassen Sie sich „das nicht beunruhigen; Brüderchen *) muß „alles bezahlen!“ So nannte er Ludewig den XV.

*) Frerot payera tout.

Die Gräfinn ihrerseits schöpfte nach Gefallen aus dem öffentlichen Schatz. Sie war für ihre Person schon bey der achtzehnten Million, ohne die besondern Geschenke zu rechnen, welche ihr ihr königlicher Liebhaber gemacht hatte. Der Kanzler machte ungeheure Ausgaben, um seine Parlamenter vollzählig zu machen, und seine Spionen zu besolden. Der Herzog von Aiguillon that ein gleiches, um sich Kreaturen an den fremden Höfen zu machen, wo er keine Freunde hatte. Wo sollten also die Hülfsmittel herkommen, das Land vom Untergange zu retten?

Ludwig der XV. war nun zur niedrigsten Stufe der Verwerfung und der Verachtung seiner Unterthanen herabgesunken. Seine Maitresse und seine Minister waren die Gegenstände des allgemeinen Hasses und der öffentlichen Verwünschungen. Sie wußten es recht gut, verfolgten aber nichts desto weniger ihrer Weg nach ihrer eignen Weise.

Die Gräfinn du Barry suchte, nach Möglichkeit, den König jedem Tag durch neue Schwelgereyen zu betäuben, um ihre Herrschaft aufrecht zu erhalten. Der König stürzte sich in Völlerey und lüderliche Lüste, um das Elend des Landes desto leichter zu vergessen. Die Minister lebten bloß auf politischem Fuß zusammen, und beschäftigten sich wechselseitig damit, einander zu stürzen. Die Kniffe, deren sie sich zu diesem Entzweck bey der Gräfinn bedienten, sind anmerkungswerth.

„Der Kauzler ist ein Heuchler und ein Betrü„ger, schrieb der Herzog von Aiguillon an die Fa„voritinn: Er schwärzt Sie bey der königlichen Fa„milie an, und Sie sind ohne Rettung verloren, „wen Sie mir nicht beystehn, um denselben zu stür„zen. Suchen Sie dem Könige das Fehlerhafte „seiner Unternehmung einleuchtend zu machen, und

„schildern Sie demselben den Haß der Prinzen, der „Pairschaft, und des Publikums, gegen den Kanz„ler Ich für meinem Theil werde alle Gelegenhei„ten ergreifen, demselben zu schaden. Ich werde „sein Betragen so genau auskundschaften, und „ihm so viel Schlingen legen, daß ich gar nicht „zweifle; er wird uns bald selbst die Waffen gegen „sich in die Hände geben.

Der Abbe Terray war mit einverstanden, den Kanzler zu stürzen. Er machte demselben seine Kreaturen unvermerkt abspenstig, und seine Streiche trafen alles, was jenem anhing. Er hatte schon, durch ein Arret des Staatsraths, die Bedienung eines Domäneninspektors aufheben lassen, welche der Kanzler für seinem vertrauten Sekretär le Brun erhalten hatte.

Der Groll des Kanzlers gegen den Herzog und den Abbe ward so offenbar, daß Niemand an dem zwischen denselben abwaltenden Mißverständnisse zweifeln konnte, und er suchte nur immer, das Gehäßige seiner Unternehmung auf diese beyde zu schieben. Wenn man bey demselben um die Freyheit, oder um die Zurückberufung einiger Verbannten anhielt, so schien er an dem Schicksale derselben den größten Antheil zu nehmen, und versicherte, daß sein Rath immer dahin gienge, die gesiegelte Kabinetsbefehle aufzuheben, setzte aber hinzu: man müßte die Schuld davon dem Abbe Terray beymessen, diesem Mandarin, welcher gern den Leuten die Pistolen auf die Brust setzen mögte, um die Finanzeinkünfte zu vermehren, und dem Herzoge von Aiguillon, diesem Despoten, welcher alles würgen und alles fressen mögte.

Da er sahe, daß es ihm unmöglich war, sich diesen beyden und der Favoritinn zu nähern, so versuch-

suchte er, sich der königlichen Familie zu nähern. Zu dem Ende mußte er sich den Anschein eines ehrlichen Mannes geben, und zuweilen auch würklich so handeln. Er spielte diese Rolle, so fremd sie ihm auch war, ziemlich gut, und trieb die Heucheley so weit, daß er sogar den Andächtigen spielte, um bey der Prinzeßinn Louise Zutritt zu haben. Endlich zog er auch auf die Verderbtheit aller derjenigen loß, welche sich niederträchtigerweise unter ein ehrloses und lüderliches Weibsbild schmiegten, und brachte es, durch seine beständige Aufhetzereyen so weit, daß er die Kinder des Königs mehr als jemahls gegen die Favoritinn, und den Anhang derselben, aufbrachte. Dies ging so weit, daß der König voll Wemuth ausrief: „Ich sehe wohl, daß meine Kinder mich nicht mehr lieb haben!"

Er hatte auch nicht Unrecht, wie man aus verschiedenen Auftritten sehn kann. Die Favoritinn war so unbesonnen gewesen, über das angebliche Unvermögen des Dauphins zu spotten. Dieser erfuhr es wieder, ging in voller Wuth zu ihr hin, und ließ dieselbe auf das lebhafteste empfinden, daß es ihr gar nicht zukäme, sich über ihn lustig zu machen. Als die Rede von einem Vicomte du Barry war, für welchem die Gräfinn, seine Base, um die Oberstallmeisterstelle anhielt, sagte der Dauphin zu ihr: „Wenn ihr Neffe diesen Posten hat, „so mag er mir ja nicht zu nahe kommen, ich würde ihm meinen Stiefel ins Gesicht stoßen." Die Gräfinn war über diesen Auftritt so verdrießlich, daß sie sich den ganzen Tag in ihrem Zimmer einschloß, und Niemanden sehn wollte.

Die du Barry hatte eben so wenig der Dauphine geschont. Diese rächte sich einst an derselben, wegen einer sie über gemachten höchstunanständigen Anmerkung durch eine kleine, ihrer Jugend und ihrer

Lustigkeit sehr angemessene Schäkerey. Sie erfuhr nehmlich, daß die Favoritinn bey einem Juwelierer eine sehr schöne Haarnadel von Diamanten bestellt hatte, und befahl, daß man dem Künstler auflauren, und ihn zu ihr führen sollte, ehe er zu der Sultaninn ginge. Als er kam, verlangte sie von ihm eine sehr reiche und schöne Haarnadel, Der Juwelierer frägt, ob sie dieselbe etwa von eben der Art haben will, als die mitgebrachte? welche er vorzeigt. Das war gerade, was die Dauphine wünschte. Sie besieht den Schmuck, läßt sich denselben anstechen, und erklärt, daß sie ihn behalten will. Der Juwelierer kommt in Verlegenheit, die Dauphine merkt es, und will die Ursach wissen. Er gesteht die Wahrheit, und die Prinzeßinn tröstet ihn mit der Versicherung, daß sie die Sache auf sich nehmen will. Endlich geht sie mit ihrer Haarnadel zum Könige, und frägt denselben, wie ihm gefällt? Der König rühmt denselben als geschmackvoll und kostbar, worauf die Dauphine ihm den Possen erzählt, welchen sie der du Barry gespielt hat. Der König findet den Spaß allerliebst, lacht herzlich darüber, und geht gleich selbst hin, seine Maitresse auszulachen.

Unterdessen trieb die Gräfinn ihr Spiel mit den Ministern, welche es mit ihr eben so machten. Dahin gehört, zum Beyspiel, der Spaß von der Trennung ihrer Ehe mit dem Grafen **Wilhelm du Barry**, wozu ihr der Herzog von Aiguillon, der Kanzler, und der Abbe Terray, einer nach dem andern, Hofnung gemacht hatte, um sie auf den halben Thron einer Königinn zu erheben.

„Ich habe heut früh (schreibt **Maupeou** an „die Favoritinn) mit dem Herzoge von Aiguillon „über das Projekt Ihrer Verheyrathung mit dem „Könige gesprochen. Wir haben die Sache ganz

und

„und gar nicht unmöglich gefunden. Sie wissen, „daß wir das Beyspiel einer ähnlichen Vermählung „an Ludwig dem XIV. mit Madame de Mainte„non haben. Die Umstände sind für sie offenbar „günstiger, als für jene, welche über ihren Lieb„haber nicht so viel Gewalt hatte, als Sie über „den König. Ueberdies war Ludwig der XIV. von „überaus stolzer, ja ziemlich harter, Gemüthsart; „da der Nachfolger desselben hingegen nachgebend „bis zur Furchtsamkeit, und sehr leicht zu lenken „ist. Seyn Sie versichert, meine schöne Cousine, „daß ich bey dieser Sache nicht müßig seyn werde. „Aber es ist wesentlich nothwendig, daß Sie mir „in meinen Projekten mit Ihrer ganzen Gewalt „beystehn."

Der Herzog von Aiguillon schreibt: „Ich ha„be wegen der Dispensation, welche Sie zu erhal„ten wünschen, bereits mit dem päbstlichen Nun„tius gesprochen, welcher mir sein Wort gegeben „hat, Ihnen in dieser Sache behülflich zu seyn. „Aber es ist nothwendig, daß Sie die beyliegende „Bittschrift unterzeichnen. Ich werde dieselbe als„dann dem Nuntius übergeben, welcher sie dem „Pabste selbst einhändigen will. Ich für meine „Person will den Kardinal de Bernis dahin ver„mögen, daß er auf das eifrigste daran arbeiten soll, „einen erwünschten Bescheid zu bewürken.„

Die Bittschrift selbst ist zu lang, wir geben „also nur einen Auszug, welcher das Wesentliche „davon enthält:

„Madame du Barry stellt Sr. Heiligkeit vor, „daß sie keine Kenntniß vor den kanonischen Rech„ten besitzt, und also erst nach ihrer Verheyrathung „mit dem Grafen Wilhelm du Barry erfahren hat, „daß es verboten ist, den Bruder eines Menschen, „mit welchen man vorher gelebt hat, zu heyrathen.

„Sie gesteht, mit aller Betrübniß eines reuvollen „Herzens, daß sie für dem Grafen Johann du „Barry, den Bruder ihres Mannes, Schwach„heiten gehabt hat; daß sie aber glücklicherweise „frühzeitig vor der Blutschande gewarnt worden, „welche sie zu begehen im Begriff gestanden; daß „ihr dadurch aufgeklärtes Gewissen ihr nicht er„laubt habe, ihrem neuen Gemahl beyzuwohnen, „und daß die Sünde also noch nicht würklich be„gangen wäre: Sie bäte also Se. Heiligkeit, sie von „einer so anstößigen Verbindung zu befreyen.“

Dieses Verheyrathungprojekt mit dem Könige war übrigens nur eine Lockspeise, welche der Kanzler und der Herzog d'Aiguillon der du Barry vorhielten, damit sich dieselbe immer für sie bey dem Monarchen verwandten, und alles, was sie verlangten, für sie auswürken mögte. Sie kannten das Schimärische dieses Projekts recht gut, aber eine so wichtige Angelegenheit konnte nicht in kurzer Zeit zu Stande gebracht werden, und das war alles, was sie wünschten.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Die Sultaninn war dabey nicht ohne Unruhe. Das Alter des Königs, und die unmäßige Wollust, wozu er seit langer Zeit gewöhnt war, machten ihm Veränderung nothwendig. Die Gräfinn konnte nicht hoffen, daß ihre Reize einen unbeständigen und abgenutzten Liebhaber auf immer fesseln würden.

Der Monarch hatte oft mit der Prinzeßinn von Lamballe sehr freundlich gesprochen, und erhob einst die Reize derselben in Gegenwart seiner Maitresse, welche ihm Vorwürfe darüber machte, und sich über das Gerücht beschwerte, womit man sich trüge, daß er Willens wäre, diese Prinzeßinn zu hey-

heyrathen. Der König, welchem dieser Vorwurf verdroß, antwortete unwillig:" Madame! ich könn„te wohl noch etwas schlechters thun." Die Gräfinn fühlte den Stich, und brach in Thränen aus; der König aber, welchem dieser Auftritt verdrießlich fiel, ging fort.

Die Gräfinn klagte ihren Kummer dem Abbe Terray, welcher, als ein aufrichtiger Freund, ihr den Rath gab, die Markisinn de Pompadour nachzuahmen, sich, wie diese verstorbene Sultanin, dem veränderlichen Geschmacke des Monarchen gefällig zu bezeugen, seine **Kupplerinn** zu seyn, und ihm zuweilen ein junges und reizendes Frauenzimmer zu verschaffen, welches das wollüstige Herz des Sultans vestzuhalten vermögte.

Der Abbe hatte seine Absichten dabey. Sein Projekt war, eine *) seiner natürlichen Töchter zur Mai-

*) Madame Damerval, eine Tochter des Abbe Terray, und seiner ersten Maitresse, Namens Clercy. Er verheyrathete dieselbe in ihrem zwölften Jahr an Herrn Damerval, dem Bruder seiner zwoten Maitresse, la Garde. Dieser war alt, arm, und unvermögend, sich den Einfluß seines Schwiegervaters zu Nutze zu machen, dabey ein Narr, schmutzig, bäurisch, grob, kurz, eine Art von Faun. Er gefiel seiner jungen Frau so wenig, daß man glaubt, die Heyrath sey entweder gar nicht, oder doch nur in so fern, vollzogen worden, als nöthig war, dem Abbe Terray die Bahn zu brechen, welcher sich seit langer Zeit so sehr an dem leichten Genuß der Liebe gewöhnt hatte, daß er den mühsamen gar nicht liebte. Die Damerval ward bald von ihrem Eheherrn getrennt, und mit ihrer Schwägerinn im Generalkontroll-

Maitresse des Königs zu machen, und der du Bar- ein Bein unterzuschlagen. Aber sein Entwurf scheiterte, und wenn ja Ludwig der XV. diesen reizenden Bissen gekostet hat, so muß es nur im Vorbeygehen geschehn seyn. Er behielt immer die bisherige Anhänglichkeit an seine Favoritinn.

Was der König bey der Dameroal nicht genoß, daß genoß er zuverläßig bey der Raucour. Diese Hure ging, nachdem sie vor dem Könige die Rolle der Dido gespielt hatte, in das Kabinet, welches an die königliche Lage stößt, und worinn der König mit seiner Maitresse allein war. Der König überließ sich dem fleischlichen Genusse dieses neuen Gegenstandes, welcher mit den Wohlthaten des Herrn und der Favoritinn überhäuft zurück kam.

Einmahl stand die du Barry auf dem Punkte, von Madame Pater, einer Holländerinn, verdrängt zu werden, welche zehn Jahre vorher viel Lärm in Paris gemacht hatte. Diese Pater hatte, man weis nicht, warum? den Titel einer Freyinn von Neukirch angenommen. Jetzt gleicht sie einer alten, beynahe ganz versunkenen Säule von Dorischer, Jonischer oder Corinthischer Ordnung, wovon nichts mehr zu sehn ist, als das Kapital, und noch gehört ein neugieriger Kenner dazu, diese Trümmer aus der Dunkelheit hervorzuziehn. Diese Dame lebt jetzt in einer so strengen Eingezogenheit, daß sie höchstens nur den Leuten bekannt ist, welche mit derselben in einem Stockwerk wohnen.

Die Anekdote ist sehr wahr, aber die Intrigue hatte weiter keine Folgen. Der Herzog von Turas hatte

trollhause aufgenommen, welche die Nothwendigkeit einsah, dem physischen Ueberdruß ihres Liebhabers vorzubeugen, und sich also lieber gefallen ließ, die Oberaufseherin seiner Vergnügungen zu werden.

te diese Pater auf die Bühne gebracht. Die du Barry erfuhr die Geschichte vor der Entwickelung. Sie machte diesem ersten Kammerjunker Vorwürfe dar„über, daß er nicht allein dem Könige die Pater „zugeführt, sondern auch das Licht dazu gehalten „hätte, sie ersuchte ihm also, sich nie wieder bey „ihr sehn zu lassen.“

Einige Zeit nachher ward diese Pater noch einmal wieder auf die Bühne gebracht. Ihre Ehe ward, nach protestantischem Gebrauch, getrennt, damit der König dieselbe heyrathen könnte. Diesmal war es der Herzog von Aiguillon, welcher am Hofe die Versailles die Unterhandlung machte. Der Kanzler verrieth der Favoritinn den Handel, indem er ihr ein Schreiben des Herzogs an Madame Pater vorlegte, worinn dieser derselben einen Plan zu ihrem Betragen vorschrieb, um alle Hindernisse zu heben, und dem König zu bewegen, daß er sich heimlich mit ihr vermählte. Die Gräfinn, welche nun die ganze Intrigue aus dem Grunde wußte, donnerte auf dem Herzog los: „Wie? „(schrieb sie,) Ihnen muß ich solche Vorwürfe ma„chen? Sie bringen mich dazu, Sie, den ich „aus der Hand des Henkers gerettet habe? „Sie, dessen Leidenschaft ich aus Schwach„heit Gehör gegeben habe? Sie, auf den ich „Güter, Ehrenstellen, und Würden häufte, Sie, „der meine Fußtritte küssen sollte, Sie sind nieder„trächtig genug, mich zu betrügen, und bringen „selbst dem Könige ein Frauenzimmer zu, um Ih„re Wohlthäterinn zu stürzen? Ich weis es, ich „habe den Beweis davon, von Ihrer Hand ge„schrieben, vor mir, und noch kann ich es mir „nicht als möglich vorstellen, so unerhört scheint „mir der Streich! Das Ungeheuer, welches, in „seiner sichern Höhle sitzend, mich zerreißt, und

„mich zu Londen mit den gehäßigsten Farben schil„dert,*) ist ein Gott in Vergleichung mit Ihnen. „Verzweiflung und Wuth nehmen meine ganze See„le ein ich brenne nur von Rachgier... Ich bin „so ausser mir, daß ich noch nicht weis, welcher „Waffen ich mich bedienen soll. Ich will, im Ue„bermaas meines Zorns, zum Könige eilen, demsel„ben Ihr Verbrechen und das meinige gestehn, „ihm Ihr Schreiben an die Frau von Neukirch „**) zeigen, und ihn bitten, daß er uns beyde be„strafe. Bis in die Hölle will ich Sie verfol„gen, und wenn es Furien giebt, die Unge„heuer zu quälen, so will ich Sie der Wuth „derselben Preis geben. Kurz! stellen Sie sich „alles vor, wozu ein beschimpftes Fauenzimmer „fähig ist, das alles will ich thun."

Der

*) Der Verfasser der Anekdoten.

**) Dieser Brief ist überaus merkwürdig. Der Herzog von Aiguillon sezt in denselben den König in die Klasse der abgelebten Wollüstlinge, (dies sind seine eigene Worte,) welche in ihren alten Tagen Frömmlinge werden, sich leicht beunruhigen, und zuweilen Angst und Gewissenszweifel haben, worüber man sie beruhigen muß. Er unterrichtet, demgemäß, die neue Messaline, ihr Gemüth sorgfältig nach der Gemüthsart des Monarchen zu formen, die nehmliche Furchtsamkeit und die nehmlichen Gewissensbisse zu zeigen. Er vergißt nicht, ihr einzuschärfen, daß sie anfänglich nicht gar zu gefällig seyn soll, weil ein zu leicht erlangter Genuß, bey einem von Ausschweifungen erschöpften Prinzen, den lebhaftesten Geschmack zu schwächen vermögend ist.

Der Herzog von Aiguillon sahe recht gut ein, was für schreckliche Folgen der Zorn der du Barry haben konnte; er eilte also zu ihr, warf sich ihr zu Füssen, gestand sein Unrecht ein, welches er nicht läugnen konnte, entschuldigte sich so gut er vermogte, und war noch glücklich genug, sie, die er so grausam beleidigt hatte, zu besänftigen. Endlich erhielt er Verzeihung; mußte aber versprechen, die Frau von Neukirch fahren zu lassen, und sich mit den Angelegenheiten derselben nicht mehr zu befassen, und er hielt würklich sein Versprechen.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Unterdessen nahm das Elend des Landes immer mehr und mehr zu. Ludwig der XV. fuhr immer fort, sich in Lüsten und Schwelgerey zu wälzen, und seine Maitresse trieb ihre Verschwendungen so weit, daß sie in wenig Jahren das Königreich aufgezehret hätte, wenn der Tod des Sultans nicht dazwischen gekommen wäre.

Der König blieb immer taub bey dem Geschrey der Nation, und selbst bey den Vorstellungen der Prinzen seines Geblüts, welche so niederträchtig gewesen wären, ihr Knie vor dem Götzen zu beugen, und sich dem Hofe zu nähern.

Ganz Frankreich wünschte die Zurückkunft der Parlamenter, und Ludwig der XV. wollte nichts davon hören.

Der Herzog von Orleans hatte einen Plan *) entworfen, die Rechtfertigung der Gerichtshöfe vor dem

*) Dieser Plan mußte vortreflich seyn, denn, nach den eignen Ausdrücken des Prinzen, sollte derselbe jedermann zufrieden stellen, ohne irgend jemanden mißvergnügt zu machen.

den Thron zu bringen. Er hatte deßhalb an die Favoritinn geschrieben, damit sie diese von allen guten Unterthanen gewünschte Veränderung mögte bewürken helfen.

Durch die Nachläßigkeit einer von den Kammerfrauen der Gräfinn, beging man die Ungeschicklichkeit, ihr das Schreiben des Prinzen in der Gegenwart des Königs einzuhändigen. Der König, welcher vermuthlich neugierig war zu sehn, ob es nicht ein Liebesbrief wäre, verlangte, daß seine Maitresse ihm den Brief zeigen sollte. Der König laß denselben, und ward sehr ungehalten, als er die Unberschrift gesehn hatte: **Ludwig, Herzog von Orleans**; und weiter unten: **Bourgeois de Boynes.** Man drang in dem Briefe auf eine Unterredung. Anfänglich verbot der König dieselbe, sagte aber endlich, nach einem langen Stillschweigen: „Wenn ich es recht überlege, mein Kind, so können Sie dem Herzog von Orleans morgen eine „Unterredung gestatten. Ich will gegenwärtig seyn, „ohne mich sehen zu lassen, und meinen Platz so „nehmen, daß ich hören kann, was er Ihnen zu „sagen hat. Lassen Sie ihn nur nicht etwas merken, und antworten Sie ihn gleich auf der Stelle.“

Nachdem der König des folgenden Tages den Vortrag des Herzogs von Orleans angehört hatte, trat er hervor, bezeigte seinen Unwillen darüber, und drohte sogar den Prinzen seine Ungnade, wenn er fortfahren würde, dergleichen Dinge zu betreiben. Der Herzog erwiederte: „daß diese Ungnade zwar ein grosses Unglück für ihm seyn, daß er „sie aber für die Vertheidigung der allgemeinen „Wohlfahrt, wovon er nicht abgehn könnte, standhaft ertragen würde.“ Zum Glück gelang es der

Gräf-

chen, ein einzigen ausgenommen, nehmlich die Herren Kanzler.

Gräfinn, den Prinzen auf der Stelle mit dem Könige wieder auszusöhnen.

Um dieses zu verstehn, muß man wissen, daß der Herzog von Orleans dem Herrn de Boynes aufgetragen hatte, eine Schrift über die Zurückberufung der Parlamenter aufzusetzen, worauf nothwendig die Verbannung des Kanzlers folgen mußte, dessen Stelle Herr de Boynes gern gehabt hätte. Dieser war mehr, als irgend ein anderer, zu dieser Ausarbeitung geschickt, weil er mit dem Kanzler an der Vertilgung der Gerichtshöfe gearbeitet hatte. Mit dieser Schrift kamen sie nun zur Gräfinn, ohne des Königs Gegenwart zu vermuthen, und baten dieselbe, den König zur Genehmigung eines Plans zu bewegen, welchen jedermann mit Freuden billigen würde.

Die Favoritinn klopfte dem Herzog von Orleans auf seinen dicken Bauch, und sagte in ihrem gewöhnlichen vertraulichen Ton: „Vater Dickbauch! „Sie wissen ja, daß ich mich nicht in Staatsangelegenheiten mische.“

Der Herzog von Orleans wollte sich nicht abweisen lassen, und hatte sich der Gräfinn beynahe zu Füssen geworfen, welche endlich darinn willigte, sich die Schrift vorlesen zu lassen. Darauf kam der König dazu, und der Herzog riß dem Minister das Papier aus den Händen und steckte es in seine Tasche. Der König wollte die Ursach wissen, warum seine Maitresse so betreten aussähe, und diese gestand ihm alles, was vorgefallen war, worauf der König zum Herzoge von Orleans sagte: „Vetter! wenn wir gute Freunde bleiben sollen, „so befassen Sie Sich nicht mit dieser Sache.“ „Alsdann wandte er sich zum Minister mit dem „Worten: Und Sie? mein Herr de Boynes! „ich wundre mich, Sie hier zu finden! Hier ist „nicht

„nicht Ihr Posten; Gehn Sie!" —„Und Ihnen, „meine liebe Freundin! sagte er zu der Gräfinn, „weis ich vielen Dank für Ihre Weigerung; ich se- „he wol, daß Sie ganz und gar keinen Antheil an „diesem Komplot haben."

Der Bestürzteste über diesen Vorfall war der Minister. Das Misvergnügen, welches der König ihm bezeigte, und die lakonische Art, womit derselbe ihm gehen hieß, setzten ihn in die größte Unruhe. Die Gräfinn hatte viel Mühe, den König dahin zu bringen, daß er ihm seine Gunst wieder zuwandte. Der Monarch war so froh, sich nicht mehr von schwarzen Mänteln verfolgt zu sehn, und den Gegenvorstellungen derselben überhoben zu seyn, daß ihn nichts so sehr aufbringen konnte, als wenn er sahe, daß man an der Wiederberufung derselben arbeiten wollte.

Von allen Ministern des Königs war der Markis de **Monteynard** der einzige ehrliche Mann; daher arbeiteten auch die andern Schurken, nebst den Galgenstricken, welche ihnen anhingen, an dem Falle desselben. Man wunderte sich, daß er sich so lange erhielt, und der König sagte einst selbst: „Er wird doch wol unterliegen müssen, denn ich bin „ja der einzige, der ihn schützt."

Die Favoritinn trug nicht wenig dazu bey, **Ludwig** dem XV. einen Widerwillen gegen dem Markis de **Monteynard** beyzubringen, weil derselbe sich ihren Haß zugezogen hatte.

Denn als er einst zu dem Abbe Terray kam, um Geld für sein Departement zu fordern, und dieser ihm die trockne Antwort gegeben hatte, es wäre kein Geld da: So erwiederte der Markis in harten Ausdrücken: er müßte sich wundern, daß für dem Dienst des Königs kein Geld vorhanden wäre,

unter-

unterdessen daß man so viel für Huren und Kuppler verschwendete.

Diese Worte wurden der Gräfinn hinterbracht, und sie schwur dem Minister den Untergang. Ueberdies war ihr von Seiten des Markis noch ein Verdruß angethan worden. Sie hatte nehmlich von demselben das Dragonerregiment von Beaufremont für Herrn Dange d'Orcai, einem Neffen des Finanzpächters Dange, erbitten wollen. Der Minister verweigerte das Regiment diesem Glückspilz, und gab es dem Prinzen von Lambesc.

Die Gräfinn ließ ihrem durchlauchtigen Liebhaber keine Ruhe, bis der Markis de Monteynard aufgeopfert ward. Der Herzog von Aiguillon ward gleich Kriegsminister an seine Stelle.

Die Gräfinn hatte mehr Gewalt über Ludwig den XV. als irgend eine ihrer Vorgängerin. Sie benutzte dieselbe, um das Glück aller der Galgenstricke zu machen, deren Namen sie führte. Sie verheyrathete den Vikomte du Barry, einen Sohn des Grafen Johann, mit welchem sie gelebt hatte, mit einer Demoiselle du Tournon. Dies war ein vornehmes Fräulein aus der Normandie, siebzehn Jahr alt, von grosser Schönheit, und mit allen Vornehmsten am Hofe verwandt, aber nicht reich. Der Prinz von Soubise, mit welchem sie verwandt war, beging die Niederträchtigkeit, diese Heyrath in Vorschlag zu bringen. Der Prinz von Conde, als Eydam des Prinzen von Soubise, war mit in die Unterhandlung vorflochten, und beging die noch grössere Niederträchtigkeit, Bedingungen für diese Heyrath zu machen, und Gnadenbezeigungen durch den Kanal der Favoritinn zu erbetteln, wogegen ein du Barry sich in seine Verwandschaft hineinheyrathen sollte.

Zum Lohn für seine Einstimmung verlangte der Prinz von Condé, daß der König ihm den Zutritt in das Conseil zugestehn, ihm seinen Pallast abkaufen, und nicht mehr, als funfzehnmalhundert tausend Livren, geben sollte, um seine Schulden zu bezahlen. Welche Schande! Welch eine Forderung für einem Prinzen vom Geblüte der Bourbonen! Man lieh dem Prinzen damals noch schimpflichere Absichten; zum Beyspiel, daß er der Favoritinn ein Bein unterzuschlagen suchte, um derselben eine seiner Verwandtinnen, Mademoiselle de Tournon, unterzuschieben, in der schmeichelhaften Aussicht, dadurch allmächtig zu werden, und das Ruder der Regierung an sich zu reissen.

Der Prinz von Condé ist sehr ehrgeizig, und zugleich sehr kriechend. Er schämte sich nicht, die Favoritinn zu bitten, daß sie ihm mögte die Stunde und den Augenblick sagen lassen, da er die Ehre haben könnte, ihr seine ehrfurchtsvolle Aufwartung zu machen. Eines Tages vergaß der Prinz die ehrfurchtsvolle Bitte, und die Gräfinn, um ihm zu seiner Schuldigkeit zurückzubringen, ließ den Herrn Prinzen lange warten, ehe sie seinen Besuch annahm. Die Gräfinn war böse auf denselben, weil er seine Aussöhnung mit dem Könige, durch den Grafen de la Marche, zu Stande gebracht hatte, welcher eben so niederträchtig war, als sein Herr Vetter Condé, und sich vom Kanzler leiten ließ; sein beständiges Schmiegen schien die Favoritinn aufzufordern, ihr unhöfliches Betragen gegen denselben zu verdoppeln.

Indessen bewilligte man dem Prinzen doch einen Theil seiner Forderungen, und die Heyrath ward vollzogen.

Wie viel grösser, als der Prinz von Condé, zeigte sich nicht Herr Ron. Ehe die Verheyrathung des

des Vicomte du Barry mit Mademoiselle de Tournon zum Vorschlag gekommen war, hatte man den Vorsatz gehabt, demselben eine natürliche Tochter des Königs, Mademoiselle de Saint-Andre, zu geben. Diese war Kostgängerin in einem Kloster der Hauptstadt. Der König war schon entschlossen, einzuwilligen, und ließ den Herrn Yon kommen, einen zuverläßigen Mann, welchen die Aufsicht über die Erziehung und das Vermögen dieser jungen Person anvertraut war. Dieser hatte Muth genug, dem Könige die nachdrücklichsten Gegenvorstellungen wider dieses Projekt zu machen. Der König gab den Gründen desselben nach, und verheyrathtete seine Tochter an den Markis de la Tour du Pin la Chorce.

Noch ward ein Ritter du Barry, ein Bruder des Grafen, an ein Fräulein du Fumel, Tochter des Gouverneurs des Schlosses Trompette zu Bourdeaux, verheyrathet. Auch hierzu wurden Intriguen erfordert. Das Fräulein war die einzige Tochter. Die Familie derselben wollte nicht zugeben, daß der Taugenichts von Ritter den Namen und das Wapen des Fräuleins führen sollte. Diese Schwierigkeiten wurden gemacht, um die Sache in die Länge zu ziehn, und am Ende gar zu vereiteln. Von der andern Seite war es von Wichtigkeit, daß die Sache ihren Fortgang hätte; denn die Parthei war nicht schlecht. Die Favoritin arbeitete mit Händen und Füssen, die Sache durchzusetzen, und den König zu bewegen, daß er sich darin mischte.

Der König nahm sich würklich der Sache an, und gab dem Ritter du Barry fünfmalhunderttausend Livren zur Ausstattung, um die Landgüter, welche das Fräulein zum Heyrathsgut mitbrachte, und deren jährlicher Ertrag sich auf sechszigtausend

Livren belief, von Schulden gänzlich rein zu machen. Der junge Ehemann bekam noch überdies die Anwartschaft auf das Gouvernement seines Schwiegervaters, und nahm nun den Titel, Markis, an.

An diesen den Verheyratheten bewilligten Gnadenbezeigungen war es noch nicht genug; die Verwandten derselben wollten auch ihren Antheil bey diesen neuen Verbindungen haben. Der älteste du Barry hatte, bey Gelegenheit der Verheyrathtung seines Sohns mit Mademoiselle de Tournon, zehntausend Luisd'or bekommen; nach der Hochzeit gab man ihm noch zwanzigtausend, um Spielschulden zu bezahlen. Davon war ihm nichts übrig geblieben. Bey der Verheyrathung seines Bruders, des Ritters, mußte man ihm wenigstens eben so viel zum Hochzeitgeschenk geben.

Von der andern Seite ermangelte der Graf Wilhelm, der Gemahl der Favoritin, gleichfalls nicht, seine Rolle zu spielen. Er hatte sich einfallen lassen, Antheil an den Unruhen zu nehmen, welche zu Toulouse, wegen der Theurung des Brods, entstanden. Eines Tages, als das Volk in grosser Gährung war, hielt er eine Rede an dasselbe, und nahm sich heraus, im Namen des Königs Versprechungen zu thun, und mit den Aufrührern zu kapituliren. Das Parlament nahm dieses übel, und einige Mitglieder stimmten auf seine Vorladung; aber die Hofgunst behielt das Uebergewicht. Man begnügte sich damit, von demjenigen, was vorgefallen war, an den Hof zu berichten.

Der Graf gieng nach Paris, ohne eine Einladung abzuwarten. Zur Ursach seiner Zurückkunft gab er eine von ihm selbst erfundene Geschichte an. Er behauptete nehmlich, die Anweisung erhalten zu ha-

haben, daß er funfzigtausend Livren an einem gewissen angezeigten Orte niederlegen sollte; anfänglich hätte er diese Drohung gar nicht geachtet, er hätte aber nachher deutlichere und gemessenere Aufgabe empfangen, und also nicht mehr in Toulouse bleiben können.

Bey seiner Ankunft in Paris bezog der Graf Wilhelm einen vornehmen Gasthof. Er schrieb an seine würdige Gemahlin, welche ihm antwortete: „seine ganze schöne Geschichte schiene ihr ein „blosses Mährchen zur Entschuldigung seiner Anwesenheit in Paris, wider sein Versprechen und „die Befehle des Königs, nicht wiederzukommen. „Sie wollte indessen bey diesen unbesonnenen Schritte ein Auge zudrücken, unter der Bedingung, „daß man nie wieder das Geringste von ihm zu „hören bekäme.“

Demselben Abend schrieb der Graf Wilhelm nochmals an seine Gemahlin: „Er hätte die Dummheit begangen, tausend Luisd'or an den nehmlichen Markis de Chabrillant zu verspielen, welcher sich gerühmt hätte, von ihr eine gewisse Krankheit geerbt zu haben. Er hätte seinen Bruder „um Geld angesprochen, dieser aber wäre so grob „gewesen, ihm die Thüre zu weisen, weil er mit „seinen eigenen Schulden genug zu thun hätte. „Spielschulden wären indessen Ehrenschulden; Sie „müßte ihm also augenblicklich diese Summe schicken, weil er sich sonst nicht dürfte sehen lassen. „Uebrigens wären tausend Luisd'or doch nur eine „elende Kleinigkeit, indessen verspräche er ihr, nicht „mehr so hoch zu spielen, um ihr nicht ferner beschwerlich zu fallen.“

Die kluge Gräfin schickt dem Grafen Wilhelm tausend Louisd'or für die Spielschuld, und tausend zu seiner Rückreise, damit er ihr nicht Schande mache. Dabey schreibt sie ihm, seine Aufführung zu Paris wäre so niederträchtig, daß ihn jedermann öffentlich verachtete; wenn er also nicht binnen acht Tagen abreisete, so würde er sie nöthigen, alle Achtung bey Seite zu setzen, er mögte sich also hüten! — Der Graf Wilhelm verschwand, wie der Blitz, mit seinen tausend Luisd'or, erschien aber nach acht Tagen wieder, um, wie er sagte, das Gerücht zu widerlegen, welches man boshafterweise ausgesprengt hätte, daß er todt wäre. Diese Wiederauferstehung brachte die Gräfin in Harnisch. Sie gieng augenblicklich zum Kanzler, und ließ sich eine gesiegelte Kabinetsordre ausfertigen, wodurch ihr Schwein vom Manne (dies sind ihre eigene Worte,) auf Lebenszeit verbannt ward, worauf man nichts weiter von ihm gehört hat.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Der König war, seit einiger Zeit, gegen seine Maitresse so kalt geworden, daß er sogar, in einem Anfall von übler Laune, eine prächtige Kutsche wieder abbestellen ließ, welche sie hatte bestellen lassen, um die Revue mit anzusehn, bey welcher sie nun gar nicht erschien. Die Favoritin war in tödtlichen Aengsten. Der König war, seit zween Tagen, unpäßlich, und ließ seinen ersten Wundarzt la Martiniere in seinem Zimmer schlafen. Die Gräfin fürchtete sich ungemein vor den Bemerkungen dieses Aeskulap, und zitterte vor den Folgen seiner Warnungen.

Der

Der König bezeugte dem Wundarzte seine Unruhe über die Zerrüttung seiner Gesundheit, und sagte: „Ich sehe wol, daß ich nicht mehr jung bin; „ich werde wol etwas ablöschen müssen.“ — „Sire! antwortete la Martiniere, Sie würden viel „besser thun, wenn Sie gänzlich abspannten.“ Bald darauf ward der König wieder gesund, und sein Kaltsinn gegen die Favoritin verlor sich gänzlich wieder.

Bey dem allen fehlte es der Sultanin auf ihrem Rosenbette doch auch nicht an Dornen und mancherley Kränkungen.

Es war von einer Aussöhnung zwischen der Gräfin und der königlichen Familie die Rede gewesen. Der Dauphin, die Dauphine und die Prinzessinnen waren, wie man weis, gegen die Gräfin aufgebracht. Die Gräfin von Narbonne, Staatsdame der Prinzeßin Adelheid, hatte, um zu den ihr verheissenen Gnadenbezeigungen *) zu gelangen, den Prinzeßinnen zugeredet, mit der Gräfin du Barry zu speisen, und derselben forthin mit Achtung und Freundlichkeit zu begegnen. Der Graf und die Gräfin von Provence hatten sich den Antrag gefallen lassen; auch die Dauphine hatte man schon überredt, als der Dauphin, durch eine förmliche abschlägliche Antwort, diese Aussöhnung ab-

*) Um die Frau von Narbonne zu vermögen, an einer Aussöhnung zu arbeiten, hatte man derselben Hofnung gemacht, daß ihr Mann zum Herzoge erhoben, und ihr eine Summe Geldes gegeben werden sollte.

brach. Er erklärte nehmlich, daß er, für seine Person, sehr geneigt wäre, dem Könige zu allen Zeiten Beweise seiner Zärtlichkeit, Ehrfurcht und Unterwerfung zu geben; seine Pflicht hingegen und seine Zärtlichkeit für die Dauphine erforderten, daß er derselben nichts Anstößiges zu nahe kommen liesse.

Bey der Reise nach Compiegne sollte auch die neue Gemahlin des Vicomte du Barry, die ehemalige Mademoiselle de Tournon, vorgestellt werden, und dieses Amt sollte die Favoritin verrichten. Bey solchen Vorstellungen ist es gewöhnlich, daß man, sobald man von dem Könige kommt, zum Dauphin geht. Dieser Prinz stand eben in einem Fenster, wo er mit einem Höflinge sprach, und mit dem Fingern auf den Fensterscheiben spielte. Der Kammerdiener meldet die Frauenzimmer, der Dauphin dreht den Kopf, sieht beyde Frauenzimmer an, und fährt fort, zu schwatzen und zu trommeln. Er war nicht davon abzubringen, es fiel also keine Umarmung vor, und die beyden Damen mußten wieder weggehen, wie sie gekommen waren.

Die Gräfin beschwerte sich bey dem Könige über die Unhöflichkeit dieses grossen ungezogenen Jungen, (so nannte sie den Dauphin, nunmehrigen König Ludwig den XVI.) es hatte aber dabey ein Bewenden.

Ausser einer Menge von Satiren, Sinngedichten, und andern beissenden Schriften, welche in Paris hauffenweise erschienen, mußte die Gräfin auch noch das Herzeleid erleben, daß ein nach England geflüchteter Ritter, de Morande, die Verwegenheit besaß, folgende Schrift herauszugeben: **Geheime Nachrichten einer öffentlichen Hure, oder Versuch einer Geschichte der Gräfin du Barry von**

ihrer Wiege an bis zu ihrem Ehrenbette. Dieser Rasende schilderte darinnen haarklein die geheimsten Zeitverkürzungen der Favoritin mit ihrem königlichen Liebhaber, und die Klugheit und Geschicklichkeit, womit dieselbe ihre Wächter zu entfernen oder zu betrügen gewußt hatte, um sich für die Erschöpfung des Sultans mit ihrem guten Freunde, dem Herzoge von Aiguillon, und, in Ermanglung dessen, mit dem kleinen Zamor, schadlos zu halten, welchen letztern sie dazu gebraucht hatte, die Abhandlung des Aretino praktisch durchzugehn, und ihre sinnreiche Erfindungen noch weiter zu treiben, als der schlüpfrige Italiener.

Die Gräfin und der Herzog von Aiguillon waren, bey Lesung dieser grausamen Schmähschrift, ausser sich. In der Aufwallung ihres Zorns beschlossen sie, geheime Aufgreifer nach England zu schicken, um den höllischen Schriftsteller, wie sie ihn nannten, aufzuheben, welcher sie mit der Herausgabe einer noch abscheulichern Schrift bedrohete.

Der Herzog von Aiguillon schickte einen gewissen Bellanger nach London, einen von dem Abentheurern, welche alles wagen, weil sie nichts zu verlieren haben. Diesen gab er einige Policeybediente als Gehülfen mit. Bellanger suchte sich mit Morande bekannt zu machen, um sich desselben mit Geschicklichkeit zu bemächtigen, und ihn nach Frankreich zu bringen, hatte aber vom Glück zu sagen, daß er selbst mit seinen Helfershelfern nach Frankreich entkam. Morande hatte ihr Geheimniß entdeckt, und machte Lärm. Er zeigte sie dem Englischen Pöbel als Spionen an, sie mußten sich also in der Nacht in ein Wirthshaus verkriechen, und des folgenden Tages ihre Sicherheit in der Flucht suchen.

Man

Man schickte in der nehmlichen Absicht den Rendanten der Marechausseen, **Preaudau de Chemilly**, unter dem Vorwand ab, Pferde in England zu kaufen. Er hatte den Auftrag, für das abscheuliche Manuskript, mit dessen Herausgabe man die Gräfin bedrohte, vierzigtausend Livren zu bieten; aber diese Unterhandlung schlug fehl. Endlich übernahm der grosse **Caron de Beaumarchais** das Geschäft, und brachte dasselbe mit grossen Kosten zu Stande. Er zahlte dem **Morande** funfzigtausend Livren baar, und verschrieb demselben, im Namen der französischen Regierung, unter der Bürgschaft eines Wechslers von London, ein jährliches Gehalt von zweyhundert Pfund Sterling, dessen Hälfte, nach seinen Tode, auf seine Wittwe fallen sollte.

Aber es war nicht genug, daß man einem hungrigen oder tollen Hunde, welcher sich in einem fremden Lande aufhielt, einen Knochen hingeworfen hatte, um den andern das Maul zu stopfen. Es waren unter den Einheimischen genug, welche weder Hunger noch Raserey antrieb, und welche doch nicht unterliessen, zu bellen und zu beissen.

Dies war noch nicht alles. Auch die Geistlichkeit, welche **Ludwig** den XV. in Sünden versunken und in Ungerechtigkeit ersoffen sah, suchte, wenigstens zum Schein, denselben herauszureissen. Die geistliche Staatsklugheit wußte sich auf kein würksamers Mittel zu besinnen, als die Favoritin dahin zu vermögen, dem Staate seinen Monarchen, und der Religion einen Christen und einen Beschützer wieder zu geben.

Der Erzbischof von Paris, welcher von dem Eifer für das Haus des Herrn, und für die Wohlfahrt seiner Zuhörer, ohn Unterlaß verzehrt ward,

nahm

nahm es auf sich, der Sultanin ans Herz zu reden. Wie willkommen er derselben war, kann man sich vorstellen. Er arbeitete folgende Pastoralepistel an dieselbe aus:

„Es ist eine Pflicht meines Standes, die meinen Eifer anvertrauten Personen zu erleuchten, „und alle Mittel anzuwenden, welche die durch Klugheit geleitete christliche Liebe eingeben kann, um diejenigen, welche sich verirrt haben, auf den Weg „der Wahrheit zurückzuführen. Sie können unmöglich glauben, Madame, daß mir allein ein „Aegerniß unbekannt geblieben seyn sollte, welches leyder! nur gar zu öffentlich ist. Wenn die „Verirrungen einer Privatperson mich schon betrüben, so urtheilen Sie selbst, wie groß mein „Schmerz über diejenigen seyn muß, in welche Sie „einen, durch die erhabensten Eigenschaften, in so „manchem Betracht, achtungswürdigen; Fürsten „hineinziehen. In den Augen der Welt ist Ihr „Triumph unstreitig sehr schmeichelhaft; ich will „sogar zugeben, daß es wenige Personen von so „vester Tugend giebt, daß sie nicht davon geblendet werden, und deren Muth so heldenmäßig ist, „daß sie sich dessen freywillig begeben sollten. Aber „soll ich glauben, Madame, daß eine so erhabne „Anstrengung auch Ihre Kräfte übersteigt? Wenn „Sie dem König aufrichtig ergeben wären, würden Sie ihm nicht dadurch den auffallendsten Beweis davon geben, daß sie Ihre Gewalt über „denselben dazu anwendeten, ihn auf den Weg „des Heils zurückzubringen, und ihn dazu durch „Ihr Beyspiel aufzumuntern? Könnten Sie wol „eine freywillige Entfernung, wodurch Sie Sich „mit dem Himmel wieder aussöhnten, und zum „Genuß der reinsten Vergnügungen gelangten,

„deren man auf Erden geniessen kann, des Frie-
„dens nehmlich mit sich selbst, und der Hochachtung
„aller Rechtschaffenen, für eine demüthigende Ver-
„bannung ansehe? Der Wirbel, worinnen Sie
„leben, mag so verderbt seyn, als er will, so kann
„ich doch nicht glauben, Madame, daß derselbe al-
„les Gefühl der Religion in Ihrem Herzen gänzlich
„erstickt haben sollte. Steigen Sie einen Augen-
„blick in dasselbe hinab; und wenn Sie gegen die
„Stimme, welche sich in demselben gewiß hören
„lassen muß, nicht taub sind: so zweifle ich nicht
„an der baldigen Erfüllung meiner Wünsche, daß
„ich einen König, welcher an meiner Ehrfurcht und
„an meiner Ergebenheit für seine Person nicht zwei-
„feln kann, seinem Volke zum Muster vorstellen
„könne. Ich bin ꝛc

† Ch. de Beaumbout.

Die Favoritin war ausser sich vor Zorn, wie man aus nachstehendem Antwortschreiben urtheilen kann:

Ehrwürdiger Herr!

„Ich sehe Ihre Ergebenheit für den König mit
„Vergnügen, aber trotz allen, was Sie mir sagen,
„halt ich die meinige für eben so aufrichtig, ob-
„gleich die Art, wie ich ihm dieselbe beweise, von
„der Ihrigen verschieden, und vielleicht zur Ueber-
„redung geschickter ist. Nimmermehr hätte ich mir
„träumen lassen, daß Sie Sich an mich wenden
„würden, um die verlangte Umkehrung zu bewür-
„ken. Ihr apostolischer Eifer würde unstreitig
„die grösten Lobsprüche verdienen, wenn sich gar
„kein irdischer Bewegungsgrund darinn misch-
„te; ich kann aber denselben um so weniger für
„ganz uneigennützig halten, je zuverläßiger ich be-
„reits von Ihrem Projekt unterrichtet bin, den

König

„König mit einer Erzherzogin zu vermählen;*) und „ich weiß, daß dieses Bündniß, wenn dasselbe „durch Ihre Mitwürkung gelingen sollte, Ihnen „gewiß die größten Vortheile zuwege bringen wür„de. Wenn ich gleich noch nicht Muth genug ha„be, Ihre frommen Absichten zu unterstützen; So „bin ich doch aufrichtig genug, um Ihnen, Ehrwür„diger Herr, zugestehn, daß Ihr Schreiben einen „tiefen Eindruck auf mich gemacht, was mir auch „gewisse Personen, denen ich dasselbe mitgetheilt, „dagegen gesagt haben. Um mein aufgeschrecktes „Gewissen zu beruhigen, und mich zu überzeugen, „daß ich so strafbar nicht bin, als ich zu seyn fürch„te, will man mich überreden, daß meine schwer„sten Verbrechen nur ganz kleine Sünden seyn „würden, wenn ich, so wie Sie, Ehrwürdiger „Herr, das Glück hätte, unter der Gewissenslei„tung eines von jenen erhabenen Theologen (den „Jesuiten) zu stehn, welche das bequeme Mittel „einer gewissen Richtung des Willens erfunden „haben, unter dessen Schutze Sie, Ehrwürdiger „Herr, mit Madame de Moiran auf das artig„ste gesündigt haben, ohne daß Ihre apostoli„sche Seele an den Befleckungen des Leibes „den geringsten Antheil hatte. Kurz! ob ich „gleich noch lange nicht alles verstanden, was man „mir hierüber vorgesagt, so habe ich doch so viel „begriffen, daß es ein leichteres, und meiner „Schwachheit angemesseners, Mittel giebt, auf „den Weg des Heils zu gelangen, als dasjenige, „welches Sie mir vorschlagen. Wenn dem so ist, so „werden Sie mich höchlich verbinden, wenn Sie mir „dasselbe anzeigen, und dann sollen sie sehen, daß ich „mich ernstlich mit meiner Bekehrung beschäftigen „werde.“

Die

*) Es gieng damahls würklich ein solches Gerücht.

Die Personen, welchen die Gräfinn den Brief des Erzbischofs mitgetheilt haben will, sind vermuthlich die nehmlichen, welche ihr den Inhalt ihres Antwortschreibens an die Hand gegeben haben. Wir wollen nach der Liebe glauben, daß bey der innigen Gemeinschaft, worin der Erzbischof mit der Frau von Moiran würklich gelebt hat, nichts unehrbares untergelaufen ist; die Welt ist aber boshaft, und urtheilt ganz anders. Wäre indessen das Urtheil der Welt auch würklich gegründet, so ist das schon so lange her, als daß man es billig schon hätte vergessen sollen, und der Hirtenbrief des Erzbischofs verdiente eine so beissende Antwort nicht. Der heilige Mann betrübte sich ungemein darüber. Aber warum schwieg er nicht? konnte er sich schmeicheln, einen alten Sünder zurückzubringen? konnt er hoffen, daß eine in Liederlichkeit versunkene, in Wollüsten und Schwelgereyen ersoffene, Buhlschwester ihren königlichen Liebhaber eben diesen Lüsten entreissen würde, und zwar aus einem Grundsatze der Religion, oder aus dem edlen Bewegungsgrunde, ihn sich selbst und dem Saate wiederzugeben? Der gute Heilige kannte das Herz eines Sultans und einer Buhlerin sehr wenig!

Inzwischen rückte Lodwig der XV. seinem Ende näher. Seit dem Tode seiner Saufgesellen, des Markis de Chauvelin und des Marschalls von Armentieres, war derselbe in eine grausame Melancholie versunken. Eine am Gründonnerstage vor ihm gehaltene verwünschte Predigt, hatte sein Herz mit Gewissensbissen angefüllt, und war sich gar nicht mehr ähnlich.

Es hatte nehmlich der Abbe de Beauvais, ein Mensch von niedriger Herkunft, den Entschluß gefaßt, während seinem Kirchendienste sein Glück zu machen, und entweder ein Bißthum, oder ein Zim-

mer in der Bastille, zu verdienen. Er schlug zu dem Ende einen ganz ungewöhnlichen Weg ein. Er war nehmlich so verwegen, auf der Kanzel gegen das ärgerliche und anstößige Leben Ludwig des XV. loszuziehn, und malte in einer nachdrücklichen Schilderung der Sitten des Königs Salomon, wovon die Anwendung mit Händen zu greifen war, die Leidenschaft desselben für die du Barry nach dem Leben. „Als jener Monarch, sagte „er, von Wollüsten gesättigt war, und, um seine „erschlafften Sinne wieder zu beleben, alle Arten „von Ergötzlichkeiten, welche den Thron umgeben, „bis zum Ueberdruß erschöpft hatte, suchte er end„lich, in den ekelhaften Ueberbleibseln der öffent„lichen Liederlichkeit, eine neue Art derselben „auf."

Madame du Barry fand sich in dieser Schilderung zu wol getroffen, um nicht beleidigt zu seyn. Noch demselben Abend schrieb sie dem verwegnen Kanzelredner folgenden Brief:

„Mein Herr Abbe! Sie haben mit einer un„erhörten Unverschämheit gepredigt. Anstatt in Ih„rer Rede von Sanfmuth, christlicher Liebe, und „Mäßigung Gebrauch zu machen, haben Sie „Sich unterstanden, die Lebensart unsers Monar„chen in dem Augen seines Volkes schwarz zu ma„chen. Ihn allein haben Sie angegriffen, ob er „gleich der einzige ist, dessen Sie schonen, und sei„ne Schwachheiten vor den Augen seiner Unter„thanen gewissermaassen entschuldigen sollten. Sie „können es mir auf mein Wort glauben, daß nicht „christliche Liebe Ihre Zunge lenkte; Ehrzeiz und „die Begierde, sich emporzuschwingen waren die „einzigen Triebfedern Ihres Betragens. Wenn

„ich

„ich an des Königs Stelle wäre, so würde ich Sie „in irgend ein entlegenes Dorf verbannen, damit „Sie daselbst lernten, vorsichtiger zu handeln, und „nicht mehr suchten, Unterthanen gegen Fürsten „aufzuwiegeln, welche Gott denselben zu Herrschern „gesetzt hat. Was der König thun wird, weis „ich nicht, aber gewiß ist es, daß Sie zuviel auf „seine Gütigkeit gerechnet haben. Sie vermutheten wol nicht, Lebensregeln zur Leitung Ihres „Betragens, welche aus dem Christenthum und „einer gesunden Sittenlehre geschöpft sind, von „mir zu erhalten. Sie werden wol thun, wenn „Sie Sich dieselben, zu Ihrem eignen Besten, zu „Nutze machen. Da haben Sie meine Predigt! „Ich wünsche, daß Sie Ihnen frommen möge!“

Die Favoritin suchte, nach aller Möglichkeit, den König gegen den verwegnen Kanzelredner aufzubringen; aber Ludwig der XV. war zu gut, um darüber böse zu werden. Er entschuldigte denselben vielmehr damit, daß er gethan hätte, was seines Amts wäre.

Eines Tages, als dieser Abbe gegen die lasterhaften Greise heftig losgezogen hatte, welche unter dem Schnee ihres Hauptes die unreinen Flammen sündlicher Begierden nähren, rief der König den Marschall de Richelieu zu: „Mich deucht, Richelieu! der Prediger hat heute manchen Stein „in Ihren Garten geworfen.“— Ja, Sire! erwiederte der Marschall, und zwar mit solcher „Heftigkeit, daß verschiedene derselben bis in dem „Park von Versailles geflogen sind.“

Die-

Dieser Abbe erhielt, was er wünschte. Er ward nehmlich, zum größten Verdruß der meisten Prälaten, zum Bischof von Senez ernannt. Als der Sohn eines Hutmachers, und da er selbst dieses Handwerk gelernt hatte, hätte er, bey allen seinen Verdiensten, sich für untüchtig zu einem Bißthum halten sollen, in einem Lande, wo man, um Bisschof zu werden, beynahe eine eben so strenge Ahnenprobe beybringen muß, als ein Malthesserritter. Unverschämtheit und Verwegenheit machten sein Glück.

Unterdessen rückte der Augenblick heran, da Ludwig der XV. diese Welt verlassen sollte. Sein verdrießliches Wesen und seine Melancholie waren zu einen unbeschreiblich hohen Grade gestiegen. Seine verderbten Gesellschafter wollten ihn durch irgend ein schwelgerisches Fest zerstreuen, und es ward daher eine Reise nach Trianon vorgeschlagen.

Diese unglückliche Reise beschleunigte den Tod des Monarchen. Er hatte eine Begierde nach der Tochter des dortigen Müllers geäussert. Die Favoritin, welche ihn dadurch der Melancholie zu entreissen gedachte, ließ das junge Mädchen kommen, welches nicht anders, als durch Drohungen, und durch das Versprechen, ihr Glück zu machen, dahin gebracht werden konnte, die Umarmungen des Königs zu dulden, welchen man durch die heftigsten Stärkungsmittel in den Stand gesetzt hatte, von der Einwilligung des Mädchens Gebrauch zu machen. Das Mädchen war schon innerlich krank an dem Kinderblattern, welche des folgenden Tages mit solcher Heftigkeit ausbrachen, daß es am dritten Tage verschied. Der von dem Blatterngift ange=

angesteckte Monarch ward des anders Tages bettlägerig. Die Umstände seiner kurzen Krankheit und des darauf erfolgten Todes sind bekannt. Es zeigte sich ein Schein der Besserung, und der Weg nach Ruelle, wo die Favoritin sich bey der Herzogin von Aiguillon aufhielt, ward nicht leer von Kutschen, welche zum Besuch kamen. Den folgenden Tag kamen kaum zween Besuche. Die Gräfin nahm dieses für ein böses Zeichen. Noch unruhiger ward sie, als sie dem Abbe Terray dreymahlhunderttausend Livren abfordern ließ, und dieser es ablehnte. Sie nahm sich vor, wenn der König besser werden sollte, diese Unhöflichkeit nicht ungeahndet zu lassen. Vergebens! Er starb; und bestättigte das Sprichwort: **Wie das Leben, so der Tod!**

Fragmente
eines
Schauspiels,
betitelt:
Der Schatten Ludewigs des XV.
vor dem Höllenrichter Minos.

Ein
am ersten Tage der Regierung
Ludewigs des XVI.
von dem Schinder, zerrissenes und verbranntes
Werk.

Nachricht.

Diese Fragmente sind die den Flammen entrissene Ueberbleibsel eines Buches, welches den Titel führt: Der Schatten Ludwig des XV. vor dem Höllenrichter Minos. Ein auf die Galeeren geschickter Poet, ein aufgehangner Buchdrucker, ein Verfasser, welcher dem Blutgerüst durch die Flucht entgangen, ohne daß man von demselben jemahls wieder das Geringste erfahren hat, — dies alles verkündigt ein interessantes Werk.

Wir bedauern es recht herzlich, daß wir den Lesern bloß Bruchstücke davon vorlegen können, welche noch auf allen Seiten die

Spuren der verwüstenden Flammen an sich tragen. Wie gern machten wir denselben das Werk ganz und unverstümmelt bekannt; da man aber unmöglich mehr geben kann, als man selber hat: so müssen wir unsere Leser ersuchen, mit dem Wenigen vor Willen zu nehmen.

Der Schatten Ludewig des XV. von dem Höllenrichter Minos.

— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

Pluto.

Hier! Ihr Bewohner Frankreichs! Ihr Prinzen, Gerichtspersonen, Priester, Minister, Krieger! Ihr alle, die Ihr hier versammelt seyd! Hier ist Euer König! Sagt frey Eure Meinung über denselben. Wenn die Furcht Euch vormals verhindert hat zu reden, oder wenn Leidenschaften Euch vormogt haben, zu viel zu sprechen, so berichtigt nun Eure Aussage. Hier ist der Zeitpunkt der Wahrheit. Und Ihr, Minos, Aeakus und Rhadamant! Ihr unbestechlichen Richter meines Reichs, thut Euer Amt.

Minos.

Tritt näher, Du Schatten Ludewigs des XV., und höre die Beschuldigungen Deines Volkes:

Tan-

(Tausend Stimmen schreyen wild untereinander.)

In den Tartarus mit ihm! Dort leid' er die Strafen der bösen Könige! ...

Minos.

Hörst Du wohl? Was hast Du gegen diese allgemeine Klage einzuwenden?

Ludewig der XV.

Oberster Richter der Hölle! Gieb dem Geschrey dieses leichtsinnigen und thörigten Volkes keinen Glauben, welches in seiner Liebe, wie in seinem Hasse blind ist, und in ewigem Widerspruche mit sich selber lebt. Es ist das nehmliche Volk, welches mir ehemals den Namen des Vielgeliebten beylegte. Ich berufe mich überdies auf alle die Bildsäulen, welche es mir errichtet hat, und welche ganz Frankreich bedecken. Lies nur die schönen Inschriften an denselben. Willst Du aber ein Geständniß sehn, welches noch weniger verdächtig ist? Laß Dir einmal die unzähligen, mir so lästigen Gegenvorstellungen meiner Parlamenter vorlegen. In allen wirst Du finden, daß meine Gerichtshöfe, indem sie mir die härtesten Wahrheiten sagen, mir immer die nehmliche Eigenschaft beylegen, mir immer sagen, daß ich der beste aller Könige, und der geliebteste aller Monarchen bin.

Aeakus, (mitten unter einer Menge von Büchern Registern, und Pappieren.)

Das ist reine Wahrheit. Vor dreyßig Jahren rang dieser Fürst mit dem Tode; da würdest

Du

Du über die Ausschweifungen seines Volks in der Traurigkeit und in der Freude erstaunt seyn. Seitdem hat Ludewig der XV. den Beynamen der Vielgeliebte erhalten. Das beweisen alle Kalender.

Eine Stimme (singend.)

Le bien-aimé de l'almanac
N'est pas le bien-aimé de France;
Il met tout dans le même sac
Et la justice et la finance. .

[Der Vielgeliebte des Kalenders, ist Frankreichs Vielgeliebter nicht; weil er das Recht und die Finanzen in einen Sack zusammensteckt.]

Der Kardinal Mazarin.

So ist dies Volk; es bleibt sich immer gleich. In den ernsthaftesten Angelegenheiten trillert es ein Liedgen.

Ein Höllenwächter.

Stille da!

Aeakus.

Seitdem hat sich jede Stadt bestrebt, die Bildsäule ihres Königs zu haben, und überall sieht man nichts, als redende Beweise zärtlicher Zuneigung. Was die hier vor mir liegende Menge von Gegenvorstellungen betrift, so sind sie freylich keine Lobreden, aber die von ihm angeführten Ausdrücke sind buchstäblich darin enthalten.

Rhadamant, (welcher eben so viel Pappiere um sich hat.)

Das alles will nichts sagen. Der Franzose wird von dem Bedürfniß gequält, etwas zu lieben; er suchte also einem Abgott in seinem Könige. Diesem hat er die Beweise seiner Zärtlichkeit verschwendet, ohne daß derselbe sie verdiente, und seitdem hat dieser Fürst alles Mögliche gethan, sich derselben unwehrt zu machen. Dieses ist, was ich von einer andern Seite in den gleichzeitigen Schriften finde, in allen diesen Klagegedichten, diesen Gassenhauern, diesen Sinngedichten, diesen Satiren, welche man mir zugeschickt hat, und wovon noch täglich große Pakate ankommen.

Was die Bildsäulen betrift: so sind diese Denkmaale der Schmeicheley unter Ludewig dem XV. in Frankreich zur Mode geworden. Ludewig dem XII. sind nie Bildsäulen gesetzt worden; Heinrich der IV. hat nur eine, und auch die eine läßt man verfallen, zu einer Zeit, da man mehr als jemals dieses Muster der Könige herausstreicht. Man hat mir auch Abschriften von solchen Gegenvorstellungen zugeschickt, welche alle das Andenken Ludewigs des XV. schänden, anstatt zu seinem Ruhm zu gereichen. Man sieht würklich, daß die Lobsprüche, welche man ihm darinnen beylegt, blosse Rednerwendungen sind, um unter der Hülle derselben das schreckliche und gehässige Gemählde

de der Ungerechtigkeiten, der Schindereyen, der Tirranneyen, der Abscheulichkeiten, und Grausamkeiten seiner Regierung aufzustellen.

Minos.

Es versteht sich, daß Du Dich durch Deine Handlungen rechtfertigen mußt. Was hast Du gethan, um Dein Volk glücklich zu machen?

Ludewig der XV.

Das lag nicht mir ob, sondern meinen Ministern. Jupiter hat die Könige nicht eingesetzt, um sich so zu quälen, und sich unglücklicher zu machen, als der schlechteste Handwerksmann ist. Er hat vielmehr ihre Unterthanen für sie geschaffen, und denselben die Pflicht aufgelegt, ohne Unterlaß an der Erfüllung ihrer Wünsche zu arbeiten, und zu ihren Vergnügungen beyzutragen. Das hat man mir immer vorgesagt.

Pluto, (grimmig.)

Was für eine abscheuliche Gotteslästerung! Furien! geisselt den Bösewicht, welcher den Herrscher des Himmels so schändlich verläumdet.

Ludewig der VX. wird gegeißelt; alsdann fährt Minos fort:)

Minos.

Wisse, unglückseliger Schatten, daß Jupiter nicht Könige, sondern Menschen erschaffen, und diese alle gleich gemacht hat. Hervorstechende Eigenschaften des Körpers oder der Seele machten, daß einige dazu ausersehn wurden,

ihre Mitmenschen zu regieren, unter der Bedingung, daß sie alle Arbeiten, alle Mühseligkeiten, und alle Ermüdungen übernehmen sollten, um den übrigen Ruhe, Vergnügen und Glückseligkeit zu verschaffen.

Ludewig der XV.

Mir war das alles zuwider. Ich betrachtete das Königreich, wie mein Erbgut. Ich wollte nicht glänzen, nicht Königsrollen spielen; ich haßte Lärm und Glanz, und das Ermüdende eines großen Ruhms; ich verlangte nichts, als Ruhe, Geld und Weiber. Das ist alles, was ich von meinen Unterthanen forderte. Ich war wie ein guter Landjunker auf seinem Landsitze, welcher jagt, ißt und trinkt, Holz schlagen läßt, wenn er Geld braucht, und das Uebrige seinem Pächter, seinem Prokurator, und selbst seinem Pfarrer überläßt, wenn dieser ihn nur nicht zwingen will, zur Beichte zu gehn, und seine Ostern zu halten.

Minos.

Und Du kannst vom Jupiter so schimpflich denken, daß er zwanzig Millionen Menschen, bloß zu Deinen kleinen Ergötzlichkeiten erschaffen habe?

Ludewig der XV.

Ich habe aber übrigens kein böses Herz. Ich würde geneigt genug gewesen seyn, mein Volk glücklich zu machen, wenn dieses von mir abgehangen hätte. Aber konnt' ichs auch? Ich war

war zu aller Anstregung in Geschäften gänzlich unfähig. Die Schuld davon lag nicht an mir, sondern an meiner Erziehung. Ich ward als ein Kind von fünf Jahren, König, und war der einzige kostbare Zweig eines durchlauchtigen Stammes, den man nicht wollte aussterben lassen; man besorgte, mich durch Arbeiten zu ermüden; meine Organen gewöhnten sich an diese Unthätigkeit, und seitdem ist es mir unmöglich gewesen, die kleinste Anstrengung des Geistes zu ertragen.

Minos.

Wenn man nicht im Stande ist, König zu seyn, so muß man abdanken.

Ludewig der XV.

Ich bin würklich in der Versuchung dazu gewesen, und wenn ich sicher darauf hätte rechnen können, meine Auszahlungen richtig zu bekommen, meinen Hirschgarten beyzubehalten, und mich das Beyspiel Karl des V. nicht abgeschreckt hätte, so hätte ich gewiß diese Thorheit begangen. Inzwischen schreckten mich die geistlichen Dollmetscher der Himmels, welche mir vorsagten, daß Jupiter mich zum Monarchen erschaffen hätte, und daß ich meinen Posten behaupten müßte. Kurz! der Geschickteste kann nicht durch sich allein regieren, und wenn er nur gute Minister hat.

Minos,

Minos, (nachdem er sich dem Throne des Pluto genähert, und demselben knieend etwas ins Ohr gesagt hat.)

Das ist wahr; aber alle Deine Minister sind in der Hölle; auch der Kardinal Fleury. Jeder wird daselbst, nach dem Maaße seiner Verbrechen bestraft.

Ludewig der XV.

Ich war ja von lauter Schurken umringt, und konnte keinen ehrlichen Mann finden.

Minos.

Den mußtest Du weiter suchen.

Ludewig der XV.

Tiefer konnt ich wenigstens nicht suchen, als bis zu einem Berrier, Laverdy, und Terray. Befand ich mich besser dabey? Ich schämte mich, solche schlechte Leute mir zu nähern. Der eine behandelte mein Seewesen, wie seine Policey, hatte nichts um sich, als Angeber und Spionen, und opferte dadurch die ungeheuren Summen auf, welche er auf einer andern Seite durch den schmutzigsten Geiz zusammen scharrte. Der andre verwaltete meine Finanzen, wie das Wechselkomtoir seines Vaters, berechnete alles nach Groschen und Pfennigen, konnte eben deshalb nichts im Grossen übersehn, zog seinen Ministerposten ins Kleine, wie seinen Kopf, und setzte die wichtigste meiner Provinzen in Brand, um nicht von einer eiteln und kindischen Förmlichkeit abzustehn. Der Letzte war ein grösser Genie, aber eben deshalb auch nur ein desto voll-

kommnerer Bösewicht. Er hatte alle Geschäfte mit Fleiß verwirrt, meinen Schatz erschöpft, meinen Kredit zernichtet, so daß ich genöthigt war, in seinen Händen zu bleiben. Zwanzigmal war ich Willens, denselben wegzujagen, und mußt ihn immer behalten, aus Furcht, daß mit ihm alles zu Trümmern gehn mögte. Er schmeichelte meiner Schwachheit, und versprach mir, meinen Bankrutt nicht zu erklären, so lange er Minister seyn würde. Ich bin nun heraus, und mein Nachfolger mag sehn, wie er fertig wird.

Minos.

Kleimüthiger Fürst! gerade diese Fühllosigkeit ist das größte Verbrechen an einem Regenten, weil es die übrigen alle in sich schließt, und weil er dadurch auch für diejenigen verantwortlich wird, welche er duldet, anstatt daß er dieselben bestrafen sollte. Wenn du wenigstens, bey deinem Mangel erforderlicher Beurtheilungskraft, gute Minister zu wählen, den Muth gehabt hättest, einen oder den andern der schlechten hängen, rädern oder mit Pferden zerreissen zu lassen; wenn du zum Beyspiel einen d'Aiguillon, einen Richelieu, einen Maupeou, hättest viertheilen lassen, so würde dies nothwendige und heilsame Exempel die übrigen im Zaum gehalten haben.

Lud-

Ludwig der XV.

Dies beweist eben die Güte meines Herzens; ich mogte nicht gern jemanden Leides thun. . .

Minos.

Es beweist vielmehr, das Du nicht das geringste Gefühl hattest; keine Kenntniß der Regierungskunst, nicht einmal der Menschlichkeit. . .

— — — — — —

— — — — — —

Hättest Du einen Soubise, einen Maillebois, einen d'Ache, einen Conflans, und so manchen andern, bestrafen lassen, so hätte Frankreich Dir nicht einen Krieg vorzuwerfen, welcher am meisten unter allen die Monarchie zu Grunde gerichtet hat, und durch einen demüthigernden Frieden, als der König Johann und Franz der I. schlossen, für dieselbe der schimpflichste geworden ist. Wenn Du jemals die Gelegenheit in Händen hattest, ein Exempel zu statuiren, so war es in der Person des Herzogs von Aiguillon.

Ludwig der XV.

Das wollt ich auch. Ich ließ zu dem Ende meine Pairs zusammen kommen.

Minos.

Das wagst Du zu behaupten? Hüte Dich, den Pluto zu belügen, welcher bis auf dem

Grund

Grund Deines Herzens sieht. Deine Absicht war nicht sowol, einen Verbrecher zu bestrafen, als denselben für unschuldig erklären zu lassen.

Ludwig der XV.

Es war der Staatskunst gemäß, die Unruhen meiner Provinz Bretagne, durch diese in die Augen fallende Rechtfertigung, beyzulegen.

Minos.

Du sahst doch ein, daß diese Rechtfertigung zu Deiner Beschimpfung ausschlagen würde, und darauf drangst Du mit gewaffneter Hand, mehr einem Stassenräuber als Könige gleich, in den Tempel der Gerechtigkeit, und raubtest die Anklagen, welche gegen deinen Günstling zeugten. Durch dieses Unternehmen, welches Dir den Fluch Deiner Unterthanen und das Spottgelächter von Europa zugog, glaubtest Du eine undringliche Decke über so viele Ungerechtigkeiten geworfen zu haben, deren einige, sogar nicht ohne Deine Mitwissenschaft, begangen waren. Aber siehe, daß nichts den scharfen Blicken des Pluto entgeht; hier ist der schreckliche Proceß! Rhadament hat ihn durchgesehn.

Rhadamant.

Ja! das ist ein Gemisch von Grausamkeiten, wobey einen die Haare zu Berge stehen.

Ludwig der XV.

Aber konnt ich denn nicht den Schuldigen begnadigen?

Mi-

Minos.

Nein! bey einem Verbrecher von dieser Art konntest Du das nicht. An seinem Tode hing die Wohlfahrt von Tausenden; hing die Errettung aller der Unglücklichen, welche, von dem Despotismus des Kommendanten von Bretagne zu Boden gedrückt, im Gefängniß oder im der Verbannung schmachteten; hing endlich das Wohl aller der zerrüteten, durch seine Plackereyen und Ungerechtigkeiten entehrten, Familien, und so viel anderer unschludiger Schlachtopfer seiner Rasereyen, seiner Treulosigkeiten und seiner schwarzen Rachgier. Wenn Du wenigstens den von denselben angefachten Haß zu löschen gesucht, allgemeine Gnade ausgeübt, oder vielmehr, da Du des Verbrechers schonen wolltest, den Unschuldigen öffentlich seine Ehre wiedergegeben hättest. — Was hast Du mit dem Chalotais gemacht, welcher von einem Richterstuhl zum andern, von Gefängniß zu Gefängniß umhergeschleppt, durch Deinen eigenen Ausspruch gerechtfertigt, und doch ohne Unterlaß wie ein Verbrecher behandelt worden?

Ludwig der XV.

Er lebt zu Saintes, wohin er verbannt worden. Das ist doch wol ein Beweis meiner Güte. Es kam ja nur auf mich an, ihn hängen zu lassen.

Minos.

Man soll Dir also wol für das Böse, welches Du nicht thatest, Dank wissen?

Ludwig der XV.

Ursach hatt ich doch dazu. Er war des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig. Ich habe Briefe von ihm gesehn, worinn er mich mit beleidigender Verächtlichkeit behandelt.

Minos.

Wenn er schuldig war, und Du Beweise davon hattest, so mußtest Du ihn den ordentlichen Gerichten übergeben. Du durftest eben so wenig, als der geringste Deiner Unterthanen, eine versteckte, von den Gesetzen nicht bevollmächtigte Rache ausüben.

Ludwig der XV.

Ein gesiegelter Kabinets-Befehl ist weder eine Rache, noch eine Bestrafung.

Minos.

Du hast da sehr irrige Meinungen! Du wärest wehrt......

— — — — — —

— — — — — —

— — — — — —

Ludwig der XV. erscheint, von allen seinen verstorbenen, bekannten und unbekannten, Maitressen umgeben. Die einzige Madame de Mailly schwimmt in Thränen, und sagt:

Zum letztenmal also seh ich Dich wieder, grosser und geliebter Schatten! Auf ewig werden

wir nun getrennt! So lange Du lebtest, unglücklicher Fürst! hofft ich noch, daß Du von Deinen Irrwegen zurückkommen, zu Deinen Pflichten und zu Deinem Volcke wiederkehren, und Dich endlich bemühen würdest, den Beynamen des Vielgeliebten zn verdienen, weichen Dein Volk Dir gegeben hatte. Bey Deinen königlichen Tugenden hätte man Deine ersten Schwachheiten vergessen. Pluto ist mein Zeuge, wie sehr Dein Andenken immer mein Glück im Elysium getrübt hat. Ich liebte Dich auf Erden, und liebe Dich noch. Warum ist es mir nicht erlaubt, Dir in den Tartarus zu folgen, dort Deine Qualen zu lindern, ...

Minos (unterbricht sie)

Geh, zu gefühlvoller Schatten! Erspare Deinem Ohre die Schändlichkeiten, welche wir hier aufzudecken im Begrif stehn.

Madame de Chateauroux.

Ich, die er niederträchtigerweise verließ, und nachher ums Leben brachte, ich will meine Augen mit Wohlgefallen an seinen Qualen weiden; das wird die meinigen lindern.

Madame de Pompadour.

Und ich, warum kann ich ihn nicht die Martern des Tithyus leiden sehn, den Verräther,

räther, welcher mit kaltem Blute zusah, als man meinen Leichnam auf einer Tragbahre aus dem Schlosse zu Versailles herausschleppte.

Ludwig der XV.

O der Elenden, welche mich so niederträchtig gemacht hat, als sie selbst war! welche mich, um mich besser zu beherrschen, in Weichlichkeit und Schwelgerey stürzte, und meine Seele aller Schnellkraft und aller Thatkraft gänzlich beraubte!

Madame de Pompadour.

O davon hattest Du nicht viel zu verlieren! Ich hätte leicht eine Agnes Sorel werden können, wenn ich in Dir einen Carl den VII. gefunden hätte. Aber in Dir Begierde nach Ruhm anzufachen, wäre vergebliche Arbeit gewesen. Ich mußte Dich nehmen, wie Du warst, den möglichsten Nutzen daraus ziehn, und für Dich, der Du selbst zu schwach dazu warst, das Ruder der Regierung führen.

Ludwig der XV.

Da hörst Du es, Minos! daß wenigstens alle die Thorheiten, die ich bey ihrem Leben begangen habe, auf ihre Rechnung kommen.

Madame de Pompadour.

Ganz und gar nicht. Das Gute, welches Du thatst, ist mir zuzuschreiben, und das andere

re konnt ich nicht verhindern. Aber laß doch sehn! was hast Du mir denn vorzuwerfen?

Ludwig der XV.

Daß Du mich des einzigen redlichen Ministers, welchen ich hatte, beraubt hast, des einzigen, der mir gefiel, den ich herzlich liebte; mußt ich ihn Dir nicht aufopfern?

Madame de Pompadour.

Das ist was Rechts. Den Graf von Maurepas, welcher Liederchen machte, anstatt das Seewesen empor zu bringen.

Ludwig der XV.

Das ließ sich nun wol ohne Geld nicht emporbringen; aber er erhielt dasselbe doch aufrecht, und handhabte Ordnung und Kriegszucht dabey. Was die Liederchen betrift, so ist es ja noch ein Verdienst mehr, spielend gut zu regieren.

Madame de Pompadour.

Mags doch! aber auf mich mußt er wenigstens keins machen. Ueberdies hab ich Dir auch andre Minister gegeben, die wol eben so gut wären. Hattest Du nicht einen Machault, einen Abbe de Bernis, einen Herzog von Choiseul durch mich?

Minos

Minos.

Genung, Madame! Wir wissen schon, was wir wissen wollten. (Er kehrt sich zu einer Menge hübscher Gesichter.) Und Ihr, miene schönen Kinder! Wer seyd Ihr? Was habt Ihr gegen ihn auszusagen?

Alle, (zugleich.)

Wir sind aus dem Hirschgarten. Wir haben ihm weiter nichts vorzuwerfen, als daß er uns viel Mühe und wenig Vergnügen gemacht hat. Aber bezahlt hat er uns gut...

Eine einzige, (in ländlicher Kleidung, das Gesicht voll Blattern)

Mich nicht!

Minos, (mit Abscheu.)

Welch ein Scheusaal!

Das Mädgen.

Ihn mußt Du so nennen. Ich war schon krank. Man nimmt mich wider meinen Willen, und legt mich in sein Bette. Man überliefert mich seiner Geilheit, und ich werde das Schlachtopfer meiner Folgsamkeit.

Ludwig der XV.

Ich bin genug dafür gestraft.

Minos.

Minos.

Alle diese Geilheit, diese Schändlichkeiten, diese Wegwerfungen, würden nichts zu bedeuten haben, wenn Du, von dem Feuer Deines Temperaments hingerissen, wenigstens die Hülle des Geheimnisses um Deine Schweinereyen geschlagen hättest; wenn Du nur, mitten in Deinen Unordnungen, noch Ehrfurcht für die Sittlichkeit gehabt, und nicht alle Laster, Ehebruch, Blutschande, Entführung und Nothzucht, durch Dein öffentliches Beyspiel, gut geheissen hättest; wenn Du endlich das Aergerniß nur nicht auf dem allerhöchsten Gipfel getrieben hättest, dadurch, daß Du Dir aus dem Auskehrigt öffentlicher Liederlichkeiten eine Maitresse wähltest, die Schätze des Staats verschwendetest, damit dieselbe den Pomp einer Königin auskramen konnte, die Auflagen vervielfältigtest, um den rasenden Einfällen derselben Genüge zu leisten, und das Schicksal Deiner Unterthanen von dem Eigensinne dieser Närinn abhängen liessest.

Ludwig der XV.

Aber sie diente mir zum angenehmen Zeitvertreib; sie war zu meinem Daseyn nothwendig; ohne dieses Hülfsmittel wär ich für Unmuth und langer Weile vergangen. Mein Volk konnte sich ja wol für mich aufopfern.

Minos.

Minos.

Das war ganz unnütz. Dein Volk war Deiner Herrschaft satt und müde, und seufzte nur nach dem Augenblick, da es von einem Fürsten befreyt werden sollte, der seine grausamste Plage war.

Ludwig der XV.

Aber es war doch wenigstens wesentlich nothwendig, daß mein Nachfolger Zeit haben mußte, sich zu bilden.

Minos.

Wir wollen sehn, wie Du Dich dieser doppelten Pflicht eines Vaters und eines Königs entledigt hast.

— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —

Ludwig der XV.

— — — — — —

Wenigstens hatte ich Religion. Ein wichtiger Artikel, ohne welchem, nach der Lehre der Priester, alle Tugenden nichts sind, und womit man alle Fehltritte gut machen kann. Trotz der ansteckenden Philosophie, welche sich auch der Regen-

genten bemächtigte, bin ich fest bey meinem Glauben geblieben. Den Göttern hab ich immer meine Krone unterworfen. Ohn Unterlaß hab ichs wiederholt, und öffentlich erklärt, daß ich dieselbe nur von Ihnen hätte. Ich habe alle Tage richtig dreymal gebetet. Von meiner zarten Kindheit an hab ich meine Unterthanen, durch mein Beyspiel in den Tempeln, erbaut. Ich fand an dieser Pflicht so viel Vergnügen, daß mir kein Festtag unbekannt war. Ich kannte alle liturgische Gebräuche, und selbst Priester erstaunten über meine tiefen Kenntnisse dieser Art. Meine Ehrfurcht gegen den Jupiter erstreckte sich bis auf die Priester desselben. Immer hielt ich darauf, daß diese ihre Verrichtungen und ihren Unterricht frey und ungehindert treiben konnten. Wenn ich jemals habe Standhaftigkeit blicken lassen, so war es damals, als man dieselben stören und beunruhigen wollte. So nothwendig mir auch meine Parlamenter waren, so hab ich mich doch lieber ohne dieselben behelfen wollen; ich habe sie daher verbannt, und meine Unterthanen ohne Richter gelassen, weil Priester noch unentbehrlicher sind, als Gerichtspersonen. Kurz! ich habe mich den Fortschritten der Irreligion nach Möglichkeit entgegen gesetzt, und zu dem Ende eine heilsame Inquisition gegen verdächtige Bücher angeordnet. Umsonst hat Voltaire sich bemüht, mich durch seine Lobsprüche zu verführen; ich habe ihn standhaft von meiner Hauptstadt entfernt gehalten.

Immer

Immer hab ich diesen Voltaire, seiner Irreligion wegen, gehaßt, und hätte gern ihn, oder irgend einen andern Philosophen, verbrennen lassen, wenn sich hinreichende Beweise hätten auffinden lassen. Vielleicht fehlt mir nur noch diese einzige gute Handlung, um mein Gewissen von dieser Seite vollkommen rein zu haben.

Minos.

Ich sehe aus diesem Geständniß, daß Du den schwächsten Verstand mit dem verderbtesten Herzen verbandest. Du glaubtest an den Jupiter, sagst Du? Was machtest Du Dir denn für einen Begriff von demselben? Gewiß hieltest Du denselben für ein fühlloses Wesen, welches sich wenig um die Angelegenheiten der Menschen bekümmert; oder für ein ungerechtes Wesen, welches Nachsicht genug hatte, Milionen Menschen Deiner Willkühr Preis zu geben; oder gar für ein grausames Wesen, welches ihres Kummers lachte, und sich an ihren Qualen weidete.

Ludwig der XV.

Nein! aber wol für ein Wesen, welches dieses geschehen ließ, um ihre Tugend zu prüfen, oder ihre Vergehungen zu bestrafen. Was mich betrifft, so sagte mir mein Gefühl wol, daß ich nicht eigentlich that, was ich wol thun sollte.

Minos.

Richtige Begriffe von den Eigenschaften dieses höchsten Wesens würden Dich belehrt haben, daß Du vielmehr alles thatst, was demselben mißfallen und es gegen Dich aufbringen mußte. Abergläubisch und Gottesleugner zugleich, beleidigtest Du den Jupiter eben so sehr durch Deine Furcht, als durch Dein Betragen. Nicht eitle Ceremonien, nicht geringfügige Andachtsübungen sind es, womit wir dem Schöpfer die schuldige Ehrfurcht beweisen. Nur der ehrt ihn würklich, welcher ihm nachahmt.

Ludwig der XV.

Das that ich auch; zum Beyspiel in der Gütigkeit.

Minos.

Ja! weil Du nicht Muth hattest, zu strafen. Gütigkeit gegen einen Verbrecher ist nur dann Tugend, wenn gegründete Hofnung vorhanden ist, daß derselbe nicht zum zweytenmal Verbrecher werden wird.

Ludwig der XV.

Wenigstens war ich gut. Das werden alle meine Bediente bezeugen.

Minos.

Minos.

Sich den Genuß eines Gutes zu versagen, um andern denselben zu verschaffen, das ist wahre Güte. Du gabst von den Schätzen des Staats, niemals von den Deinigen. Dein Geld hieltest Du mit schmutzigem Geize vest.

Ludwig der XV.

Und wenn ich denn auch alle mögliche Laster ohne irgend eine Tugend besässen hätte, so hab ich doch, Dank sey der Nachsicht der Götter! Zeit gehabt, alles zu bereuen; ich habe sie um Verzeyhung gebeten, und versprochen, mich besser aufzuführen, wenn sie mir die Gesundheit wiederschenkten; ich habe alle in dem letzten Augenblicke gewöhnliche Förmlichkeiten genau beobachtet, und ich hoffe, Du wirst mir den Eingang in Elysium öfnen.

Minos.

In Elysium? — In den Tartarus willst Du sagen. Hier ist Deine Sentenz:

Wir Pluto, König der Hölle, befehlen den Furien, Ludwig den XV. zu ergreifen, und in den Tartarus zu schleppen, wo Sardanapal, Nero, Caligula, Ludwig der XI. rc. rc

— — — — — —

— — — — — —

— — — — — —

Die-

Dieser Sentenz war ein ausdrücklicher, vom Jupiter bestätigter Befehl des Höllengottes angehängt, daß dieselbe in Frankreich bekannt gemacht werden sollte, damit sich Ludwig der XVI. immer mehr und mehr von den Beyspielen seines Vorgängers entfernen, und in die Fußtapfen Heinrich des IV. treten mögte, welchen er sich, wie man sagt, zum Muster gewählt hat. — Gott gebe seinen Segen!!! —

Druckfehler und Verbesserungen.

Ueberall anstatt Ludewigs lies: Ludwig. Seite. 6. Zeile 11. st. Ciroen l. Circen. S. 6 Z. 18. st. Betragne l. Bretagne. S. 6. Z. 23. st. Pontchartin l. Pontchartrain. S. 6. Z. 24. st. d'Arganson l. d'Argenson. S. 6. Z. 26 st. Cado l. Cato. S. 7, Z. 19. st. Frejus, l. Frejus, beweinte, S. 8. Z. 29. st. Don l. Dom. S. 9 Z. 2. st. Alberom l. Alberoni. S. 9. Z. 15. st. Petro l. Pedro. S. 11. Z. 9. st. deml. den. so überall S. 13. Z. 21. st. Inselbewohner l. Inselbewohnern. S. 14. Z. ult. st. Phillipp. l. Philipp. S. 15. Z. 1. st. diesem l. diesen. S. 15. Z. 13. st. einen l. einem. S. 16. Z. 2. st. Geist, der l. Geist der. S. 16. Z. 3. st. der Vereinigung l. in Vereinigung. S. 17. Z. 10. st. Mierpoix l. Mirepoix. S. 17. Z. 30. st. den l. dem. S. 18. Z. 22. st. diesen l. diesem. S. 19. Z. 25. st. dem l. den. S. 20. Z. 2. st. spimpflich l. schimpflich. S. 20. Z. 19. st. Zügling diesem l. Zögling diesen. S. 21. Z. 1. st. hat l. that. S. 22. Z. 14. st. versezt l. vorgesezt. S. 28. Z. 22. st. zwoten l. zweeten. S. 29. Z. 31. st. Brillier l. Brilliere. S. 30. Z. 7. st. Rechelieu l. Richelieu. S. 322 Z. 10. u. 34. st. Maupeau l. Maupeou. S. 33. Z. 25. st. Geseßgebung l. Gesetzgebung. S. 33. Z. 26. st. grossen l. großen. u. s. überall. S. 33. Z. 31. st. süsser l. süßer. S. 34. Z. 1. st. Laffe l. Affe S. 34. Z. 5. st. verlieb l. vorlieb. S. 34. Z. 23. st. haben l. habe. S. 35. Z. 16. st. Perlament l. Parlament. S. 35. Z. 33. st. er l. es. S. 36. Z. 17.

Druckfehler.

Zeile. 17. statt. Monpeou l. Maupeou. Seite. 137. Z. 17. st. ihm l. ihn. S. 37. Z. 26. st. ist, im Fall l. ist, und daß derselbe, im Fall. S. 38. Z. 28. st. Gelengenheit l. Gelegenheit. Seite. 38. penult. statt. wel- lies. welche. — 39. — 13. st. vernehmen lies. und l. vornehmen, und — 40. — 2. st. Niemannd l. Niemand. — 41. — 1. st. neue, oder l. neue Auflage, oder. — 42. — 32. st. derem l. deren. — 43. — 13. st. der l. den. — 43. — 19. st. das l. des. — 43. — 24. st. seinem l. seinen. — 44. — 10. st. Sitten, lebte l. Sitten, und lebte — 44. — 11. st. und ehe l. und war, ehe. — 44. — 12. st. Kirchergänger l. Kirchengänger. — 46. — 32. st. dem l. den. — 44 — ult. st. vollständiste l. vollständigsten. — 52. — 26. st. konnte l. konnten. — 54. — 9. st. Kutscher l. Kutschern. — 54. — 11. st. der l. des. — 59. — 14. st. Cellamarn l. Cellamare. — 60. — 20. st. dem Rath l. den Rath. — 61. — 8. st. Nachttopst l. Nachttopf. — 65. — 2. st. ihm l. ihn. — 65. — 15. st. Londen l. London. — 65. — penult. st. erkennen l. ernennen. — 66. — 19. st. wollten nicht l. wollten sich nicht. — 67. — 22. st. Aergerniß zu ersparen l. Aergerniß ersparen. — 68. — 20. st. wahrscheinlichweise l. wahrscheinlicherweise — 71. — 9. st. in Parlanenten l. im Parlamente. — 71. — 18. st. und Wagen l. und in den Wagen. — 71. — 19. st. Ambassadaur l. Ambassadeur. — 72. — 4. st. Diensten irländischen l. Diensten stehenden Irländischen — 72. — 22. st. Pistillion l. Postillion. — 74. — penult. st. den l. dem. — 75. — 31. st. ent-

Druckfehler.

Statt. entscheidenten lies. entscheidenden. Seite 78. — 12. st. alle l. aller. — 78. — 14. st. Quadrupelallianz l. Quadrupelallianz. — 80. — 11. st. ein l. einen. — 80. — 22. st. dem l. den. — 83. — ult. st. Siene l. Seine. — 84. — 17. st. dem l. den. — 87. — 33. st. denselben l. demselben. — 88. — 10. st. stenen l. stellen. — 90. — 10. st. Ostindinen l. Ostindien. — 92. — 18. st. der l. des. — 95. — 8. st. bring l. bringt. — 96. — 3. st. für dem l. für den. — 97. — 12. st. 1732. l. 1742. — 100. — 11. st. aller l. allen. — 100. — 17. st. welchen l. welchem. — 101. — 4. st. Machdem l. Nachdem. — 101. — 26. st. erworb l. erwarb' — 107. — 31. st. handelt l. handelte. — 108. — 11. st. dem l. den. — 108. — 21. st. lezten l. lezte. — 108. — 29. st. assen l. aßen. — 110. — 14. st. Eilftes l. Elftes. — 111. — 23. st. einem l. einen. — 111. — 31. st. dieser l. diesen. — 114. — 1. st. Cheresia l. Theresia. — 114. — 4. st. der l. des — 115. — 14. st. Kayser l. Kayser gewählt. — 116. — 3. st. veranstalte l. veranstaltete. — 116. — 23. st. dem l. den. — 116. — 24. st. Cäser l. Cäsar. — 118. — 19. st. eilf l. elf. u. s. überall. — 119. — 11. st. Frankreich l. Flandern. — 121. — penult. st. dem l. den. — 122. — 29. st. Cohorn l. Coehorn. — 126. — 5. st. der l. des. — 131. — 26. u. 27. st. Prignardini l. Poignardini. — 132. — 16. st. demselben l. denselben. — 134. — 7. st. erfochtnem l. erfochtnen. — 134. — 11. st. seinen l. seinem. — 135. — 5. st. ihm l. ihn. — 135. — 6. st. wieder Bord l. wieder

ties wieder an Brod. Seite 135. Zeile 20. statt. sich den l. sich von den. — 135. — 31. st. Schorne l. Schorn; — 136. — 13. st. Schicksfals l. Schicksaals. — 136. — 19. st. kam l. kömmt. — 138. — 9. st. Ende l. Enden. — 138. — 30. st. neuen l. neuem. — 139. — 5. st. allen l. allem. — 140. — 22. st. Quastalla l. Guastalla. — 141. — antepenult. st. 1649. l. 1749. — 143. — 6. st. in l. im. — 145. — 12. st. Frankriech l. Frankreich. — 145. — 19. st. König l. Königs. — 146. — 13. st. Kuvalleriereegiment l. Kavalleriereegiment. — 146. — 21. st. In l. Im. — 147. — 10. st. großen l. großem. — 148. — 24. st. für einem Genaral, als für einem l. für einen General, als für einen. — 151. — penult. st. seinem l. seinen. — 151. 3. ult. st. einem l. einen. — 152. — 19 st. dem l. den. — 153. — 5. st. politischem l. politischen. — 156. — 22 st. mögten l. mögte. — 156. — 29. st. verstossen l. verstoßen. u. s. überall. — 158. — 1. st. zurückzuziehn l. zurückziehn konnte. — 158. — 30. st. diente l. dienten. — 159 — 26. st. 1764. l. 1763. — 160. — 8. st. zwee l. zween. — 162. — 7. st. dem l. den. — 162. — 22. st. Sant l. Saint. — 165. — 20. st. Tauer l. Trauer. — 165. — 27. st. dem l. den. — 165. — 29. st. durch dem l. durch den. — 166. — 22. st. dem l. den — 167. — 15. st. Es l. Er. — 167. — 18. st. diesem l. diesen — 168. — 4 st. ihre l. ihrer. — 169. — 12. st. d'Ageusseau l. d'Aguesseau. — 170. — 28. st. Gedäudes l. Gebäudes. — 170. — 31. st. unsre l. unser. — 170. — 32. st. bestimmten l. bestimmte. — 171. — 18. st.

dem

Druckfehler.

dem lies. den Seite 171. Zeile 32. statt. Menschen l. Fürsten. — 172. — 11. st. an l. am. — 173. — 6. st. President l. Präsident. — 173. — 11. st. Mnnövern l. Manövern. — 174. — 18. st. seinem l. seinen. — 176. — 7. st. für dem l. für den. — 176. — 8. st. ihres l. ihrer. — 176. — 12. st. dem Thron l. den Thorn — 176. — 14. st. für ihm l. für ihn. — 179. — 10. st. Haute l. Haupte. — 179. — penult. st. für ihm l. für ihn. — 183. — 7. st. bekam l. bekamen. — 184. — 8. st. Lust- und Jubelfreunde l. Lust- und Jubelfreuden. — 185. — 8. st. ihm l. ihn. — 185. — 9 st. nehnlich l. nehmlich. 185. — 13. st. vorausschickten l. vorausschicken. — 187. — 4. st. Mann l. ihr Mann. — 187. — 7. st. dem l. den. — 187. —penult. st. für dem l. für den. — 188. — 5 st. dem l. den. — 188. — 25. st. Kostgängerinen l. Kostgängerinnen. — 188. — 32. st. für dem l. für den. — 190. — 22. st. Bergera l. Bergere. — 190. — 25. st. ihm l. ihn. — 191. — 27. st. mit l. mit dem. — 193. — 11. st. Liebhaber l. Liebhaber hätte. — 194. — 13. st. dem l. den. — 194. — 19. st. ihre l. ihr die. — 195. — 8. u. 9. st. Montelinart l. Montelimart. — 196. — 4. st. denselben l. dem selben. — 197. — 24. st. den gütigsten Fürsten, den l. dem gütigsten Fürsten, dem. — 199. — 17. st. seinem l. seinen. — 200. — 4. st. seyn. l. seyn konnte. — 201. — 8. u. 9. st. seinem l. seinen. — 203. — 19. st. für seinem l. für seinen. — 303. — 21. st. für dem l. für den. — 203. — 22. st. erklärkt l. erklärt.

Druckfehler.

klärt. Seite 204. Zeile 23. statt, ich mit lies. ich mich mit. — 205. — ult. st. noch ihrem l. noch in ihrem. — 209. st. wußt er l. mußt'er. — 213. — 9. st. Gerichthöfe l. Gerichtshöfe, — 214. — 15. st. würden l. würde. — 215. — 26. st. für dem l. für den. — 315. — 29. st. solchen l. solchem. — 217. — 10. aufkeimde l. aufkeimende. — 218. — 1. st. wer l. war. — 221. — 5. st. ihre l. ihrer. — 222. — 25. st. Unterthatenen l. Unterthanen. — 224. — 18. st. welchem l. welchen. — 224. — 24. st. Perlamente l. Parlamente

Uebersicht der Geschichte Ludwig des XV.

Ein durch ganz Europa berühmter Name, unermeßliche Schulden, eine seltne Standhaftigkeit beym Verfalle der Monarchie, die Gefahr der in den Gerichtshöfen zugelassenen Geistlichen, die bewiesene Unnützlichkeit der Kriege, grosse Männer fast in allen Fächern, Wissenschaften, schöne Künste, Verfeinerung, von der menschlichen Natur unzertrennliches öffentliches und Privatelend — das ist die Erbschaft, welche Ludwig der XIV. einem funfzehnjährigen Kinde hinterließ.

Die Regentschaft, welche mit so vieler Weisheit angefangen ward, nach und nach aber auf Thorheiten verfiel, wovon man bey andern Nationen kein Beyspiel findet, am Ende aber alles wieder gut machte, ist zu bekannt, als daß wir sie hier beschreiben sollten.

Die Regierung Ludwig des XV. beginnt mit seiner Volljährigkeit. Warum sollten wir seiner Kindheit erwehnen? sie ist bey Fürsten nur Verwand zur Schmeicheley. Seine Regierung war stürmisch in ihrem Anfange, glänzend im höchsten Grade funfzig Jahre hindurch, nachher mit grossen Widerwärtigkeiten und einigem Glück untermischt, und

endigte in ziemlich finsterer Traurigkeit, so wie sie unter stürmischen Faktionen angefangen hatte.

Ludwig der XIV. hatte kaum seine Augen geschlossen, als Philipp, der Enkel eines Königs von Frankreich, die Zügel der Regierung faßte. Bey einer untadelhaften Sorgfalt in Ansehung der Erhaltung seines Mündels, betrug sich Philipp so, als wenn er desselben Nachfolger seyn sollte.

Vergebens schreibt eine höllische Feder,*) um seine grosse Seele zu beschmitzen, daß er mit den Künsten der Circen und der Medeen sein Spiel getrieben, und daß sein abscheulicher Vorsatz gewesen, den Enkel Ludwig des XIV. den König von Spanien Philipp den V. vom Thron zu stossen, und nebst seinen Kindern zu vergiften; vergebens legt man ihm, nach dem Verlust der versteckten Hofnung zur Krone, den zu frühen plötzlichen Tod der Herzoge von Berry, Bougogne und Bretagne, zur Last — Ludwig der XV. bleich und schwächlich, überlebt; und das ist genug, das Andenken des Regenten zu rächen.

Mag man doch einen Voisin, einen Desmarets, einen Pontchartrain, diesen umbarmherzigen Ciklopen,**) einen d'Argenson, den schwärzesten aller Menschen, der Verwünschung der Nachwelt Preis geben: aber man höre den Cato d'Aguesseau, und geselle nicht den rechtschaffenen Philipp den Neronen, Tiberen, Solimannen und Bajazethen bey, welche nur durch Meuchelmord und Gift den Thron bestiegen!

Immer zeigte Philipp sich des königlichen Blutes würdig; aber ihm glich Ludwig der XV. nicht immer.

Einige

*) Der Verfasser der Philippiken.

**) Er war einäugigt.

X 8/2000

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mouffle D'Angerville, Barthélemy François Joseph,

Geschichte des Privatlebens Ludwigs XV Königs von Frankreich, oder genaue aus geheimen Nachrichten geschöpfte Erzählung aller merkwürdigen während seiner Regierung, und an seinem Hofe vorgefallenen Begebenheiten
Bd.: 5

Leipzig (1785)

Gall.g. 670 t-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10418592-2
VD18 90106466